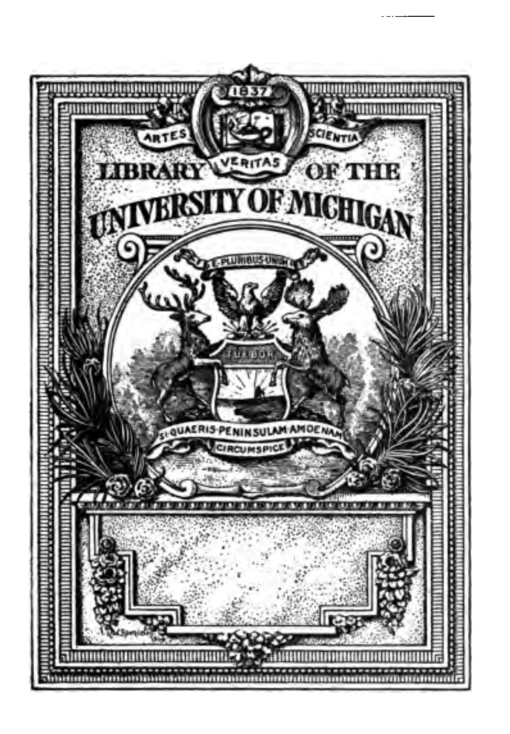
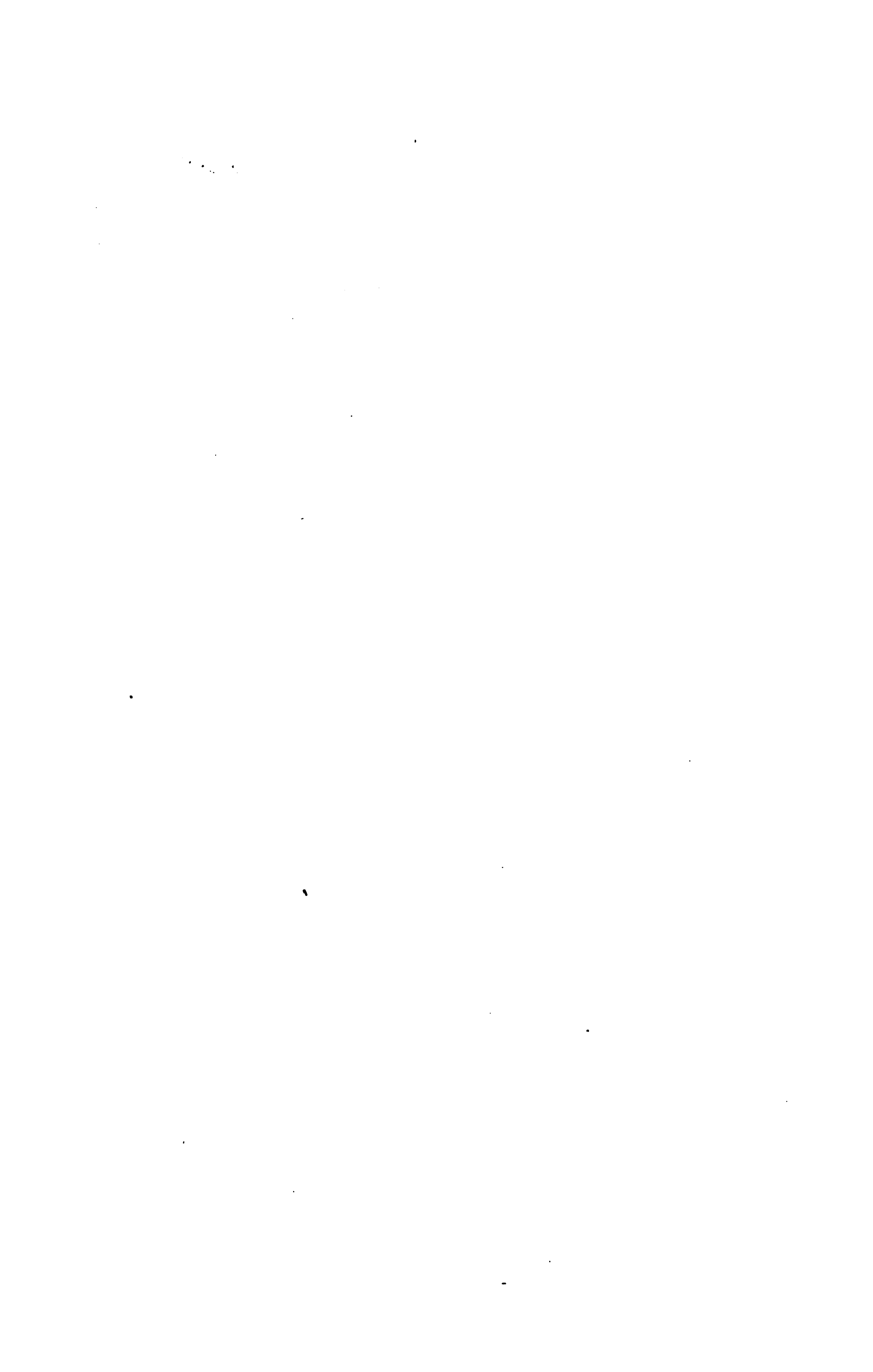




1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Der Ursprung der Sprache.



Der

Ursprung der Sprache.

Von

Ludwig Noiré.

Die Sprache hat die Vernunft erschaffen,
vor der Sprache war der Mensch vernunftlos.
L. Geiger.



Mainz:
Verlag von Victor v. Zabern.

1877.

Druck von Victor von Zabern in Mainz.

Den großen Pfadfindern

auf dem Gebiete

der philosophischen Sprachforschung,

des deutschen Geistes eigenster Schöpfung:

Herder

Wilhelm von Humboldt

Lazar Geiger

gewidmet.



Prolog.

Die Geister der Worte

an

den künftigen Sprachforscher.

Wir eingesperrten in der Nacht,
Wir eingefangnen armen Geister!
Wer löst des starren Zaubers Macht,
Und sprengt den Kerker, welcher Meister?
Wir, hell von Klang und Glanz umflossen,
Beseelt aus Seelen einst ergossen,
Nun dumpfes Erz im dumpfen Schacht,
Der Luft, dem Licht verschlossen.

Wie mancher ist an diesem Ort
Unachtsam schon vorbeigegangen,
Und hat nicht den vergrabnen Hort
Geahnet, der hier liegt gefangen.
Und wirst auch du vorübergehen
Und nicht vernehmen unser Flehen,
So werden wir noch lang hinfort
Zum Leben nicht erstehen.

O grabe doch und bring' hinein,
Und laß nicht hart Gestein dich schrecken!
Entgegen leuchtet dir ein Schein,
Und bald wirst du ein Licht entdecken.
Entgegen tönet dir ein Klingen,
Das wird dich auf die Fährte bringen;
O hilf uns nur, wir ringen fein,
Hilf uns empor uns ringen.

Triumph! der erste Funke sprang,
Und in ihm liegt die ganze Flamme;
Wie nur ein Blatt empor sich rang,
Erwächst es gleich von selbst zum Stamme.
Du traust nicht deinem Aug' und Ohre:
Die Geister treten aus dem Flore,
Und wandeln hell mit Sang und Klang
Aus dem gesprengten Thore.

Rückert.

Vorwort.

„Ueberall auf Erden, wo der Mensch erscheint, ist die Vernunft seine unterscheidende und gemeinsame Eigenthümlichkeit.“

Vernunft ist aber nicht möglich ohne Sprache, die Frage nach dem Ursprunge des Menschen also gleichbedeutend mit der Frage nach dem Ursprung der Sprache. Letztere ist demnach ein die menschliche Wißbegierde aufs Höchste reizendes Problem, mit welchem nur, wie schon Herder aussprach, die Frage nach dem Ursprunge des Lebens an Wichtigkeit sich messen kann.

Nicht von Schädel- und Knochenfunden, nicht von prähistorischen Werkzeugen und Artefacten ist eine endgültige Aufklärung über die ersten Anfänge unseres Geschlechts zu erwarten; diese vermag allein die vergleichende Sprachforschung uns zu gewähren.

Das Problem der Entstehung jener wunderbaren Gabe hat darum von jeher die bedeutendsten Geister be-

schäftigt. Viel Scharfsinn, viel Gelehrsamkeit, noch viel mehr Phantasie wurde aufgeboten, um nur die Möglichkeit eines ersten Sprachwerdens zu erklären. Keine der aufgestellten Hypothesen konnte annähernd befriedigen, da die meisten Erklärungen eben das voraussetzten, was eigentlich erklärungsbedürftig war.

Nach den epochemachenden Leistungen Herder's und W. von Humboldt's, deren großes Verdienst hauptsächlich darin ruht, daß sie die gegenseitige Bedingtheit, Abhängigkeit von Vernunft und Sprache nachgewiesen, trat die Frage nach dem Ursprunge der Sprache in eine neue Phase durch die Schriften eines eminenten Geistes, des großen Lazar Geiger, welcher, philosophischen Tiefsinn mit reichstem Wissen vereinigend, zuerst das Problem in seiner wahren, wissenschaftlichen Fassung formulirte, womit jedwede Scheinerklärung durch scholastischen und mystischen Wortkram ausgeschlossen bleibt:

Diese Fassung lautet:

„Wie konnte Vernünftiges und Redendes aus Sprachlosem und Vernunftlosem hervorgehen?“

Die großartigen Entdeckungen jenes leider noch so wenig gekannten und gewürdigten Denkers wird der Leser in dieser Schrift übersichtlich und zusammenhängend dar-

gestellt finden. Es ist ein erhebendes und ergreifendes Schauspiel, den Menschengeist in die dunkeln Tiefen seiner eigenen Vergangenheit in kühnem Wagnisse hinabdringen zu sehen, wie er an der unendlich feinen, unsichtbaren Kette der Begriffsübergänge vorsichtig tastend sich Wege sucht bis zu jenem letzten Ziele, wo der Ursprung der menschlichen Vernunft liegt,

> „wo der Begriff in etwas übergeht, was nicht Begriff ist, da sich niemals ein Ding aus seines Gleichen, sondern ein jedes nur aus einem anderen, welches sodann wieder der Erklärung bedarf, und so ins Unendliche, erklärt."

Jenes Ziel zu erreichen, war dem einzigen Manne nicht vergönnt. Als er sich demselben näherte, gerieth er in ein eigenthümliches Straucheln und Schwanken, die Klarheit und Besonnenheit, mit welcher er, so lange ihn das empirische Material der Sprache leitete, vorangeschritten war, verließ ihn, und die grausame Parze zerschnitt seinen Lebensfaden, ehe er den letzten Schritt gethan, der zu vollkommener Klarheit und allseitiger Befriedigung des forschenden Triebs geführt hätte.

Sein unvollendetes Werk habe ich weiter geführt in der vorliegenden Schrift. An seiner Seite und unter seiner Leitung voranschreitend nach der geheimnißvollen

urweltlichen Werkstätte der menschlichen Vernunft bis zu jener Stelle, wo den Führer selber die Zuversicht verließ oder wo die Fackel seiner sterbenden Hand entsank, habe ich die letzten Schritte gethan, welche mich durch den dunkeln Eingang des in nebelhafter Unbestimmtheit verschwimmenden ersten menschlichen Lallens zu der Tageshelle einer vollkommen befriedigenden Antwort geführt haben.

Es ist keine Selbstüberhebung, welche aus diesen Worten spricht; es ist vielmehr die auf einer allseitig geprüften und erst nach langem Forschen und Erwägen gewonnenen Ueberzeugung gegründete Zuversicht, welcher ich — im Gegensatze zu früheren Hypothesen, die auch andere Möglichkeiten noch offen ließen — einen unmittelbaren Ausdruck verlieh durch den unwillkürlichen Ausruf: „So muß die Sprache entstanden sein; sie kann auf keine andere Weise geworden sein!“

Diese Ueberzeugung gewann für mich selber noch eine äußere Unterstützung und Bestätigung, als ich im Verlaufe meiner Darstellung gewahr wurde, daß nicht ein wahrhaft fördernder und erleuchtender Gedanke meiner Vorgänger darin übergangen, nicht einer von den zahlreichen Zweifeln und berechtigten Einwürfen, die schließlich zum Skepticismus und dem Geständnisse der abso-

luten Unbegreiflichkeit der Sprachentstehung geführt hatten, darin umgangen, auf alle vielmehr eine genügende Antwort gegeben ist.

Es ist das hohe Ziel der menschlichen Vernunft, der Herrschaft des Zufalls immer mehr Boden zu entziehen und nur ihre eigenen Gesetze überall walten zu lassen, sowohl im praktischen Leben durch Unterwerfung der Natur und Veredlung des Menschen, als in der Theorie durch wissenschaftliche Erklärung und Herleitung der zahllosen Wunder der Schöpfung aus natürlichen Ursachen. Sollte es ihr versagt sein, das dem Menschen Bekannteste und Vertrauteste, das eigentlich Menschliche, Vernunft und Sprache, das Organ aller Erkenntniß in seinem Werden und seiner Entwicklung zu begreifen?

Mainz, am Pfingstfeste 1877.

Der Verfasser.



Inhalt.



I.

Die Ansichten der Alten. Naturanlage oder Erfindung?



Es gibt eine Anzahl von Fragen und Problemen welche niemals rein für sich, also auf empirischem Wege, sondern immer nur im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles menschlichen Wissens gestellt und aufgelöst werden können. Zu diesen Fragen gehört die unsere Wißbegierde, wie keine andere, reizende nach dem Ursprung der Sprache.

Sobald die menschliche Vernunft auf sich und ihr Wesen, d. h. auf ihren Gegensatz gegen die ganze übrige Schöpfung aufmerksam wurde, erkannte sie ihre Abhängigkeit von jenen wunderbaren Zeichen, welche das scheinbar Unmögliche leisteten, der wirklichen Welt noch eine zweite Existenz zu verschaffen und zwar nicht eine materielle, sondern eine rein geistige in den Seelen von vielen Tausenden von Wesen, in welchen sich dieselbe, wenn auch mit manchen Verschiedenheiten, doch auch wieder in einer nicht zu verkennenden Uebereinstimmung spiegelte.

Es lag darum nahe, sich bei der Sprache Raths zu erholen über das Wesen des Menschengeistes und der menschlichen Erkenntniß.

Wie tief das instinctive Bewußtsein, daß erst mit der Sprache das eigentlich Menschliche gegeben sei, schon in der naiven Anschauung der Vorwelt wurzelte, beweist u. A. das typische Beiwort μέροπες ἄνθρωποι die „redenden Menschen" bei Homer (obschon diese Bedeutung in neuerer



Es gibt eine Anzahl von Fragen und Problemen welche niemals rein für sich, also auf empirischem Wege, sondern immer nur im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles menschlichen Wissens gestellt und aufgelöst werden können. Zu diesen Fragen gehört die unsere Wißbegierde, wie keine andere, reizende nach dem Ursprung der Sprache.

Sobald die menschliche Vernunft auf sich und ihr Wesen, d. h. auf ihren Gegensatz gegen die ganze übrige Schöpfung aufmerksam wurde, erkannte sie ihre Abhängigkeit von jenen wunderbaren Zeichen, welche das scheinbar Unmögliche leisteten, der wirklichen Welt noch eine zweite Existenz zu verschaffen und zwar nicht eine materielle, sondern eine rein geistige in den Seelen von vielen Tausenden von Wesen, in welchen sich dieselbe, wenn auch mit manchen Verschiedenheiten, doch auch wieder in einer nicht zu verkennenden Uebereinstimmung spiegelte.

Es lag darum nahe, sich bei der Sprache Raths zu erholen über das Wesen des Menschengeistes und der menschlichen Erkenntniß.

Wie tief das instinctive Bewußtsein, daß erst mit der Sprache das eigentlich Menschliche gegeben sei, schon in der naiven Anschauung der Vorwelt wurzelte, beweist u. A. das typische Beiwort μέροπες ἄνθρωποι die „redenden Menschen" bei Homer (obschon diese Bedeutung in neuerer

Zeit vielfach bestritten wird) und eine bekannte Erzählung die wir bei dem „Vater der Geschichte“ antreffen.

Herodot berichtet nämlich, die Aegypter hätten sich bis zur Regierung des Psammetich für das älteste Volk der Erde, ihre direkten Vorfahren also für die ersten Menschen gehalten (ἐνόμιζον ἑωυτοὺς πρώτους γενέσθαι πάντων ἀνθρώπων). Psammetich aber habe durch ein Experiment das Irrige dieser Ansicht nachgewiesen, und seit der Zeit hätten sie die Ehre, die Stammväter des Menschengeschlechts zu sein, an die Phryger abgetreten. Der ägyptische König übergab nämlich zwei neugeborne Kinder einem Hirten, mit dem Befehle, dieselben an Ziegeneutern saugen zu lassen, in ihrer Gegenwart aber niemals ein Wort zu reden und wohl darauf zu achten, welches Wort sie zuerst aussprechen würden. Nach Verlauf von zwei Jahren habe nun der Hirte, als er zu den Kindern herantrat, mit Verwunderung bemerkt, daß diese ihm die Händchen entgegenstreckten und βεκός riefen; dieses Wort hätten sie stets wiederholt, so oft er aufs Neue zu ihnen kam. Nun habe der König nachforschen lassen und es habe sich herausgestellt, daß die Phryger mit diesem Worte das Brod benennen. So sei nun constatirt, daß dieses Volk älteren Ursprungs sei, als die Aegypter.

Aus diesem naiven Berichte lassen sich zwei Folgerungen ziehen. Erstens, daß man schon im hohen Alterthume die gemeinsame Herkunft der Menschen von einem Stammvolke vermuthete. Zweitens, daß man die Sprache für das wesentliche Kennzeichen des Menschen hielt und diesem durch eine besondere Naturgabe eigen. In der ägyptischen Fabel schlummert schon ein darwinisches Problem, dessen Lösung merkwürdiger Weise auf experimentalem Wege versucht wird.

Ein ähnliches Experiment ist, wie auch Jakob Grimm bemerkt, wohl für immer unmöglich geworden, weil durch den Geist der Humanität untersagt, wodurch eben die hohe Wichtigkeit der Sprache, als des eigentlich Menschlichen in helles Licht gesetzt wird. Eine wenn auch nur zeitweilige Vorenthaltung des Organs der Vernunft würde als ein an dem Kinde begangenes Verbrechen angesehen werden und kein wissenschaftliches Interesse, kein wenn auch noch so bedeutendes und reines Motiv kann zu einem solchen autorisiren.

Nachdem die theologische Ansicht, welche überall der Speculation vorausgeht, daß die Sprache den Menschen von den Göttern gegeben sei, überwunden war, formulirte sich die Frage nach dem Ursprunge der Sprache bei den griechischen Philosophen nach den beiden Gegensätzen: Naturtrieb oder menschliche Satzung, φύσει oder θέσει?

Die große Unvollkommenheit und Einseitigkeit dieser Fragestellung liegt nach unserer heutigen Auffassung darin, daß hier auf den inneren Zusammenhang von Sprache und Denken gar nicht geachtet ist, sondern von vornherein stillschweigend ein Vorrath von Begriffen, deren Inhalt theils *Inneres*, *Subjectives*, wie Schmerz, Freude, Liebe, Muth u. s. w., theils *Aeußeres*, *Objectives*, wie Wald, Baum, Höhle, Sonne, Mond u. s. w. gewesen sein müßte, vorausgesetzt wird und nun gefragt wird:

> Bezeichnet der Mensch diese Dinge durch eine natürliche Nöthigung mit dem bestimmten Worte?
>
> Oder ist nichts derartiges von Natur gegeben, und sind die Worte nur willkürliche conventionelle Zeichen der Dinge? Und am Ende gar nur Zeichen rein subjektiver Vorstellungen?

Was dieser Fragestellung zu Grunde liegt, ist offenbar das Problem der Uebereinstimmung der Gedanken mit der Welt der Wirklichkeit. Wo Satzung, Willkür maßgebend sind, da ist das Wort etwas Zufälliges und so entscheidet sich denn auch Demokrit, darauf hinweisend, daß ja verschiedene Worte dasselbe Ding, und gleiche Worte verschiedene Dinge bezeichneten, für den Ursprung der Worte durch Thesis und Zufall. Ebenso sagt Aristoteles in seiner kurzen Weise: „Von Natur ist kein einziges Wort."

Die Ansicht, daß die Sprache eine Erfindung des Menschen sei, welcher um sich mit Seinesgleichen zu verständigen, übereingekommen sei, gewisse Dinge mit gewissen Lauten, als deren Zeichen, auszudrücken, muß heute jedem Denkenden als ein kindischer Irrthum erscheinen. „Wie soll man, sagt Geiger,*) sich eine Verständigung denken, die das eigentliche Verständigungsmittel erst hervorbringen muß?" Er citirt Rousseau, welcher die Frage der ersten Entstehung der Sprache, de cet art de communiquer ses pensées et d'établir un commerce entre les esprits als ein unlösbares Problem begreift und das Dilemma folgendermaßen klar präcisirt: „Franchissons pour un moment l'espace immense qui dut se trouver entre le pur état de nature et le besoin des langues, et cherchons, en les supposant nécessaires, comment elles purent commencer à s'établir. Nouvelle difficulté pire encore que la précédente; car si les hommes ont eu besoin des langues pour apprendre à penser, ils ont eu bien plus besoin, de savoir penser pour trouver l'art de la parole." Um ein Kunstwerk von

*) Ursprung der Sprache p. 5.

so hoher Vollkommenheit, von einer so tief verborgenen Vernunft, wie die menschliche Sprache ist, zu erfinden, d. h. durch bewußte, reflektirte Thätigkeit zu erschaffen, hätten jene ersten Menschen eine die heutige Menschenvernunft unendlich überragende Weisheit besitzen müssen.

Die Theorie der Physis, wie sie im Alterthum, hauptsächlich durch Heraklit und Epikur vertreten ist, verlegt den Schwerpunkt der Entstehung der Sprache in die Wirkung der Außenwelt auf das Empfindungsleben des Menschen. Nach Heraklit sind die Worte ein Ausfluß der Dinge; in allen Dingen ruht nämlich eine Art von Denken, ein λόγος, den der Mensch nur aufgenommen hat, eine geistige Atmosphäre, die er einathmet und die sich zu den Dingen verhält, wie der Schatten oder das Bild im Spiegel. Daher kommt jedes Wort jedem Dinge mit Nothwendigkeit zu. Das Sprechen ist nichts weiter als ein Fortleiten des Einflusses der Dinge nach Außen. Epikur dagegen sagt, daß die Worte aus der inneren Natur des Menschen hervorgehen, sobald er einen Anstoß durch die äußeren Dinge erleidet; die ältesten Worte sind nach ihm Naturlaute, wie das Husten, Niesen, Heulen und Stöhnen.

Die Einseitigkeit auch dieser Ansicht ist nicht minder leicht zu beweisen, als die der vorhergehenden. Wäre das Sprechen eine Naturnothwendigkeit, welche in den Dingen und ihrer Natur oder in der inneren Natur des Menschen ihren Quell hätte, so müßten doch sowohl die Worte, als die Vorstellungen von den Dingen bei allen Menschen dieselben sein. Daß sie aber das nicht sind, geht zweifellos aus der Verschiedenheit der Sprachen, ihrem äußeren Laute und inneren Gehalte nach, hervor.

In der modernen Zeit taucht der demokritische Irrthum vorzüglich in dem 18. Jahrhundert auf, welches, wie Renan sagt, seine eigene Reflexion in die Vorzeit ganz unähnlicher Geisteszustände verlegte und die Urmenschen gerade so vernünftig räsonniren ließ, wie etwa ein Philosoph des aufgeklärten Jahrhunderts. Als Repräsentant mag uns Adam Smith gelten, welcher „zwei Wilde, die nie sprechen gelernt hätten, die fern von jedem Verkehr mit Menschen aufgewachsen wären, sich eine Sprache, durch welche sie ihre Bedürfnisse sich gegenseitig verständlich machen, naturgemäß dadurch bilden läßt, daß sie jedesmal bestimmte Wortlaute von sich gäben, wenn sie bestimmte Gegenstände bezeichnen wollen. Sie bezeichnen demnach die ihnen vertrautesten Gegenstände, die besondere Höhle, die ihnen Obdach gegen das Wetter bot, den besonderen Baum, dessen Früchte ihren Hunger stillen, die besondere Quelle, deren Wasser ihren Durst löscht, zuerst mit den Worten Höhle, Baum, Quelle oder mit sonst welchen Benennungen, die sie in ihrem Jargon für passend hielten."

Die Ansicht Epikurs hat ihr Gegenbild in der Theorie Condillacs, welcher ebenfalls ursprüngliche Natur- oder Empfindungslaute annimmt, aus welchen allmählich die Sprache hervorgegangen sein soll. Aehnlich wollte auch Heyse noch in unserm Jahrhundert der Sprache drei Arten von Naturlauten zu Grunde legen, nämlich Empfindungslaute (wie ha, hu, ach), Schallnachahmungen (wie bä, krach und das griechische βοῦς von bu!) und endlich Lautgeberden oder Begehrungslaute (wie he, st, holla).

Dieselbe petitio principii, wie bei Heraklit, die Sprache aus Sprachfähigkeit zu erklären, so daß der λόγος der

Dinge einen unmittelbaren Wiederhall in dem Menschen erweckte, der dann seine instinctmäßigen, d. h. angebornen vernünftigen Conceptionen durch eine Anzahl von Lauten daran knüpfe, die eben die Wurzelwörter der Sprache seien, begegnet uns bei Max Müller. Nachdem dieser Sprachforscher die Theorie der Schallnachahmung als die Bau-wau-Theorie, die der Empfindungslaute als Pah-pah-Theorie verdientermaßen abgefertigt, stellte er selber eine ebenso unberechtigte, auf einem mystischen Princip begründete Hypothese auf, welche als Ding-Dang-Theorie ebenfalls verdientem Spotte nicht entging.

Der tiefe Einblick in das Wesen der Sache, die richtige Auffassung und Stellung des Problems als

gegenseitige Abhängigkeit der Sprache von der Vernunft, und der Vernunft von der Sprache und daraus hervorgehende Entwicklung in alternirender Wirkung

sollte erst in sehr später Zeit reifen. Aber auch schon das griechische Alterthum erweckte einen Genius, welcher jene einseitigen Fragestellungen verwerfend, mit seinem großartig freien und sonnenhellen Blicke das in der Sprache gebundene Räthsel bis zu einer gewissen Tiefe löste, es ist der göttliche Platon in seinem Dialog Kratylos, von welchem Geiger sagt: „Unter Allem, was die Speculation über die Sprache an tiefsinniger Wahrheit geahnt und verkündet hat, ist nichts so bedeutungsvoll als das prophetisch am äußersten Anfang aller europäischen Sprachbetrachtung stehende und obgleich viel bewunderte, doch vielleicht noch immer nicht völlig nach Verdienst gewürdigte platonische Gespräch Kratylos.“

II.

Platon's Kratylos.



Im vorigen Kapitel habe ich angedeutet, daß die Frage, ob die Worte dem Menschen von Natur gegeben d. h. angeboren, oder durch seine Willkür geschaffen, also nur durch Uebereinkunft (συνθήκη) bedeutsam werden, bei den griechischen Philosophen im Zusammenhange mit tieferen ontologischen und erkenntnißtheoretischen Fragen aufgefaßt werden muß. Man schied nämlich anfänglich noch nicht, wie man später that, zwischen dem Worte als Laut oder Körperlichem und seinem geistigen Inhalt, sondern faßte beide als eins und fragte nun, ob die Dinge ihre Namen der Naturnothwendigkeit oder der Willkür verdankten. In ersterem Falle lag in den Worten eine Offenbarung, in letzterem wurde mit den Worten auch der objective Gehalt der Begriffe, also z. B. des Guten, Schönen, Wahren, der Tugend, des Rechts hinfällig.

Den ausgiebigsten Gebrauch von der letzteren Ansicht machten die Sophisten. Da sie das Subjective als alleingiltige Macht voraussetzten, da nach Protagoras berüchtigter Lehre Alles zugleich ist und nicht ist, jede Behauptung also bewiesen und widerlegt werden kann, so kommt es für den Menschen nur auf Rhetorik oder Feinheit der Dialektik also auf kluge, kunstmäßige Handhabung der Sprache an. Die ὀρθότης ὀνομάτων ist mithin für sie nur eine Kunst, welche auf den richtigen Gebrauch der Worte abzielt, um dadurch den Zweck der Ueberredung zu erreichen. Die zer-

setzende und auflösende Wirkung solcher Ansichten auf dem Gebiete des Handelns, der Staatsgesetze und der Sittlichkeit, mußte sich bald unzweifelhaft kundgeben.

In dem siegreichen Kampfe, welchen Sokrates und seine Nachfolger gegen die Sophisten führten, war es von entscheidender Wichtigkeit, die Möglichkeit einer wahren Erkenntniß zu beweisen. Die platonische Weltanschauung konnte nur auf die Unterlage einer Kritik der Sprache aufgebaut werden, da durch diese alle Erkenntniß vermittelt wird, und es mußte demnach das Verhältniß der Worte zu dem Denken nicht minder, als zu den Dingen untersucht werden. Dies that Platon in seinem Kratylos.

Es kam Platon darauf an zu beweisen:

1) daß in den Dingen etwas liegt, was als wahrhaft seiend, untrüglich und gewiß ihr Wesenhaftes ausmacht;

2) daß dieses Wesenhafte im Stande sei, in die menschliche Erkenntniß einzuziehen; und endlich

3) daß die Worte sowohl mit dem ersteren objectiven Gehalt der Erkenntniß als mit dem letzteren, ihrem Abbild im Menschengeiste in einem nothwendigen Zusammenhange stünden. Dies ist für ihn die wahre ὀρθότης ὀνομάτων (die natürliche Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Worte).

Den ersten Theil löste er vollkommen; dadurch wurde er der Schöpfer der berühmten Ideenlehre, unter deren Zauberbann unser heutiges Denken noch steht.

Der Beweis für den zweiten Satz gründet sich auf eine mystische Ansicht von einem Vordasein der Seele, welche, in wunderbarer Metamorphose in unserer heutigen Anschauung

wiederkehrend, ihres Mysticismus entkleidet, historischen Zusammenhang und innere Verwandtschaft nicht verläugnen kann.

Den dritten Theil seiner Beweisführung, welcher der eigentliche Inhalt unseres Dialogs ist, stützt er theilweise auf die gleichfalls mystische Gestalt des Sprachbildners und umgeht dadurch die Frage nach dem Ursprung der Sprache, theilweise gründet er ihn auf die tief einsichtsvolle Auffassung der Sprache, als einer Nachahmung der Dinge mit der Stimme (μίμημα τῆς φωνῆς).

Führen wir nun der Reihe nach die neuen und großen Entdeckungen Platons auf, welche in diesem Dialog über das Wesen der Sprache niedergelegt, von da an zum dauernden Besitze der Menschen geworden und den Schatz der Erkenntniß und der Einsicht in das wahre Wesen der Dinge bereichert haben.

Das höchste und wichtigste Ergebniß der platonischen Untersuchung ist, — ich bemerke dies vorgreifend — daß den Worten in dem Geiste des Menschen Begriffe entsprechen, daß diese Begriffe dasselbe sind, was in den Dingen das Wesentliche, nämlich deren Ideen.

Interessant ist, daß Platon den Nachweis, daß den Dingen etwas Wesentliches zukomme (daß sie demnach nicht, wie die Sophisten behaupteten, lauter Schein seien) auf das nämliche Argument stützt, welches erst in unseren Tagen von Schopenhauer in seiner ganzen Bedeutung aufgedeckt und zum Fundament der Gewißheit erhoben worden ist, nämlich, daß der Wille, die Absichtlichkeit des Menschen, indem sie in Beziehung zu den äußeren Dingen treten und Wirkung hervorzubringen suchen, von der permanenten Natur der Dinge überzeugt werden. Es ist die erste, instinctiv ausgesprochene

Ahnung, daß der Wille das unmittelbar Gewisse ist. „Die Dinge, sagt Sokrates, haben offenbar eine eigene, sich gleichbleibende Wesenheit, richten sich nicht nach uns und werden nicht durch uns bestimmt, als würden sie durch unsere Einbildung hin- und hergezerrt, sondern sind selbstthätig in sich nach ihrer eignen Wesenheit, so wie sie geartet sind."

In den letzten Worten liegt der Keim des künftigen Leibniz und Schopenhauer.

Indem Platon sodann in sokratischer Manier an die Gewerbsthätigkeiten anknüpft, bezeichnet er das Wort als ein Werkzeug zum Benennen, ähnlich wie der Bohrer ein Werkzeug zum Bohren, die Webelade ein Werkzeug zum Weben sei.

Die Tautologie, welche in dieser Definition liegt, können wir übersehen und müssen sie dem Zeitalter des zuerst erwachenden kritischen Bewußtseins des Sprachvermögens zugute halten. Schön und neu ist aber die Bemerkung, daß gleichwie bei dem Bohrer die eigentliche Idee in der für seine Zwecke so vorzüglich geeigneten Gestalt liege, wie das Gleiche auch bei der Webelade, der Lyra, dem Steuerruder und überhaupt allen Werkzeugen zutreffe, deren Verfertiger nur diese Idee in das Eisen oder Holz hineinzubilden haben, während es an und für sich gleichgiltig sei, aus welchem Stücke Holz oder Eisen dieselben verfertigt werden: ebenso es bei den Worten nur darauf ankomme, daß sie das Wesentliche der Sache aussprächen, während das eigentliche Lautmaterial, die Silben und Buchstaben an und für sich, wie dort das Eisen oder Holz, ziemlich willkürlich sei, da dasselbe Wesen wie z. B. Astyanax und Hektor durch ganz verschiedene Buch-

staben bezeichnet werden könnte. Hier vereinigt Platon demnach schon Physis und Thesis und verlegt die Willkür, das Zufällige dahin, wo wir es auch heute finden, nämlich in die äußere Lautform des Wortes.

Was ist nun aber das Wesentliche der Dinge, welches durch das Wort ausgesprochen werden soll? Offenbar das, was ihnen zukommt vermöge ihrer inneren Eigenthümlichkeit, die immerdar am klarsten und verständlichsten uns bekannt wird, wenn wir den Ursprung der Wesen beachten. „Denn es wird wohl, so lautet Platons berühmter Ausspruch, von einem König ein König, und von einem Guten ein Guter, und von einem Schönen ein Schöner und überhaupt in dieser Weise von jeder Gattung ein anderer Sprößling derselben Art stammen, wenn nicht ein Wunder geschieht.“ (Ἔσται γὰρ ἐκ βασιλέως βασιλεύς, ἐξ ἀγαθοῦ ἀγαθός, καὶ ἐκ καλοῦ καλός, ἐὰν μὴ τέρας γίγνεται. *)

Von diesem Gedanken aus erhebt sich Platon zu der großen und wichtigen Entdeckung, daß die Worte stets nur die Gattungen bezeichnen. Wenn es heute eine der gewissesten und wohlbegründetsten Erkenntnisse ist, daß die Sprache niemals das Individuelle zu bezeichnen vermag, so ist es äußerst belehrend und interessant, wie diese Wahrheit von Platon entdeckt wird, da er gerade zuerst von den Individuen ausgeht und die Bedeutsamkeit ihrer Namen in höchst abenteuerlichen Etymologieen, wie sie etwa auch in der Bibel und Homer vorkommen, darzulegen sucht. „Der Sohn des Hektor heißt mit Recht Astyanax, denn beides sind Könige; Tantalos hat wohl

*) Darnach wäre heute Darwin der Wundergläubige! So kehren sich die Standpunkte und die Betrachtungen bei den Menschen um!

seinen Namen von ταλάντατος der Allerelendeste; wenn aber ein Theophilos einen gottlosen Sohn hat, so muß er einen anderen Namen erhalten." Die Kindlichkeit der damaligen Etymologieen mag aus dem einen Beispiel ersehen werden: „Zeus hat im Accusativ zwei Formen Ζῆνα und Δία: das eine bedeutet das Leben ζῆν; das andere den Gott durch (διὰ) welchen alles Leben ist!" Doch besinnt sich Sokrates, daß ja gar viele Namen nur fromme Wünsche enthalten und darum gar nicht auf ihre Träger passen mögen; darum will er sich zu den ewigen und unveränderlichen Dingen wenden und sehen, wie diese bezeichnet worden sind. Und nun öffnet Sokrates die Schleußen seiner Phantasie und eine Flut der seltsamsten, geradezu barocksten Etymologieen strömt hervor, welche den Philologen bis auf den heutigen Tag viel Kopfbrechens gemacht haben und welche sie zumeist, um die Ehre des großen Platon zu retten, a conto der Sokratischen Ironie geschrieben haben. Nun, wenn dieser Theil, der mehr als die Hälfte des Dialoges ausmacht und mit dem Vorausgehenden wie mit dem Schlusse in ernsthaftestem Zusammenhange steht, ironisch gemeint ist, dann ist der ganze so inhaltreiche und tiefsinnige Dialog selber Ironie. Was allen diesen Definitionen und Etymologieen, welche Götter und Menschen, Erde und Himmel, ethische und kosmische Begriffe umfassen, gemeinsam ist, das ist, daß sie das Wesentliche der Dinge aussprechen, doch so wie sich der Sprachbildner, welcher ein höchst bedeutender Mann nach Platons Ansicht gewesen sein muß, — und alle Sprachgewaltigen sind es nach unserer heutigen Ansicht — dasselbe vorstellte. So erkläre ich mir die Nonchalance, mit welcher Sokrates aus dem Füllhorn seiner Laune in ununterbrochenem Strome seine Etymologieen spielen läßt.

Da er stets ein Wort aus anderen erklärt, so gelangt er nothwendig an jene Grenzlinie, vor welcher auch die heutige Sprachforschung Halt macht, nämlich an eine Zahl von Grundwörtern und Grundbegriffen, aus welchen alle übrigen hervorgegangen sein müssen. „Da könnt' ich mir nun leicht helfen, bedeutet Sokrates seine Freunde, ich könnte sagen, das seien lauter Fremdwörter und aus irgend einem unbekannten Gebiete zu uns herübergekommen." Thun dasselbe nicht auch die heutigen Sprachphilosophen, wenn sie bekennen, wie jene Urwurzeln, auf welche sie die Worte zurückführen, entstanden, was ihre ursprüngliche Bedeutsamkeit gewesen, das könne man niemals erfahren, — ist dies nicht auch ein Herleiten aus der Fremde? Genau so sagt Sokrates: „Vielleicht mögen auch die ersten Worte, die Stammwörter, wegen ihres Alters unerklärbar sein. Denn weil die Worte überall hin- und hergedreht werden, so wäre es gar kein Wunder, wenn die alte Aussprache im Vergleiche mit der jetzigen einer fremden Sprache nichts nachgibt." Doch will Sokrates der Sache tiefer auf den Grund gehen und spricht das bedeutsame Wort aus, daß der Anfang der Sprache ein Nachahmen der Dinge mit der Stimme gewesen sei. Er ist also sehr weit entfernt von der Schallnachahmung, der unmöglichen Bau-wau oder Bäh-Theorie, welche doch bei uns so viele Anhänger gefunden, er spricht sich — seine Worte lassen keinen Zweifel darüber — für das viel reinere und wahrere Princip der mit der Gebärdensprache analogen Lautsymbolik aus:

„Sokrates: Wenn wir keine Stimme und keine Zunge hätten, wollten aber einander über die Dinge Mittheilung machen, würden wir nicht, wie jetzt die Stummen, versuchen

mit den Händen, dem Kopfe und dem übrigen Leibe uns Zeichen zu geben?"

„Hermogenes: Wie anders, Sokrates?"

„Sokrates: Wenn wir, denk' ich, das Oben und das Leichte bezeichnen wollten, würden wir die Hand zum Himmel erheben und die Natur der Sache nachahmen; wenn das Unten und Schwere, würden wir sie nach der Erde hin bewegen, und wollten wir ein Pferd oder ein anderes Thier im Laufe darstellen, weißt du, dann würden wir unseren Leib und Gestalt jenen soviel als möglich ähnlich machen."

„Da wir aber mit Stimme, Zunge und Mund bezeichnen wollen", fährt er fort, „so sind wir eben auf die Nachahmung mit diesen angewiesen". „Aber", setzt er selbst einsichtsvoll hinzu, „das ist kein Benennen, wenn Jemand etwa den Laut der Schafe oder Hähne nachmachte, sondern da die Dinge Farbe, Gestalt, auch Klang besitzen, so müssen wir durch die Worte das Wesen der Dinge wiederzugeben suchen."

Und nun spricht er selbst, die Größe des Wagnisses anerkennend, den Zweifel an der Möglichkeit einer Nachahmung der Welt durch Laute aus: „Lächerlich wird es freilich sich ausnehmen, wenn die Nachahmung der Dinge durch Buchstaben und Silben zur Darstellung kommen soll. Gleichwohl muß es geschehen. Denn wir haben nichts Besseres, worauf wir die Bedeutsamkeit der Stammwörter zurückführen können, wir müßten denn auch, gerade wie die Tragödiendichter, zu den Maschinen ihre Zuflucht nehmen und Götter in Bewegung setzen (der deus ex machina! Wie Vielen hat er gedient, seit Platon diese Worte schrieb!), wenn sie in einer Verlegenheit sind, mit der Erklärung uns losmachen, daß die Götter die Stammwörter gegeben hätten, und daß sie deshalb richtig seien."

Stellen wir unter diese Bemerkung die Worte Herder's: „Wenn uns jemand ein Räthsel vorlegte, wie Bilder des Auges und alle Empfindungen unserer verschiedensten Sinne nicht nur in Töne gefaßt, sondern auch diesen Tönen mit inwohnender Kraft so mitgetheilt werden sollen, daß sie Gedanken ausdrücken und Gedanken erregen: ohne Zweifel hielte man dies Problem für den Einfall eines Wahnsinnigen, der, höchst ungleiche Dinge einander substituirend, die Farbe zum Tone, den Ton zum Gedanken, den Gedanken zum malenden Schalle zu machen gedächte. Die Gottheit hat das Problem thätig aufgelöst."

Ist dies nicht Socrates redivivus in Herder, aber er endigt mit — dem deus ex machina!

Deutlich spricht sich ferner Platon darüber aus, wie die bei den Wurzelwörtern waltende Lautsymbolik gedacht werden müsse, daß z. B. der Buchstabe r am besten für die Bewegung, die Buchstaben d und t dagegen für Bindung und Ruhe getaugt hätten. Ein curioses quid pro quo ist freilich, daß er dabei auch die Gestalt der geschriebenen Buchstaben mitwirken läßt, so daß das lange A die Länge, das runde O die Rundung bezeichnete.

Eine bedeutsame Entdeckung ist ferner die in diesem Dialog zuerst ausgesprochene Unterscheidung zwischen Gegenstands- und Aussage-Wörtern, Substantiven und Zeitwörtern (ὀνόματα und ῥήματα), wozu er die schöne Bemerkung macht.

„Und aus den Ding- und Aussagewörtern wollen wir ein recht schönes, großes Ganzes zusammenfügen, wie dort in der Malerei das Gemälde, so hier den Satz, mittelst der Namenkunst oder Redekunst, oder welche Kunst es sein mag. Doch vielmehr nicht wir! in der Rede ließ ich mich hin-

reißen. Denn so haben es die Alten zusammengefügt, wie es daliegt."

In dem letzten Satze liegt die erste Ahnung der Sprache als Entwicklung, vermöge deren nicht subjectiver, noch weniger objectiver Zwang, sondern vielmehr der Bann der ganzen Vergangenheit eines in grauer Vorzeit entstandenen und durch zahllose Wandlungen und Mittelglieder zu uns gelangten Denkens in unserem heutigen Reden waltet.

Weiter spricht dann Platon, an die Verähnlichung der Worte mit den Dingen anknüpfend, den Satz aus, daß ein Wort eigentlich seinem Zwecke und seiner Bestimmung zur Mittheilung nach, nicht viel mehr sein könne, als ein Zeichen für ein Ding; er erkennt dabei mit Recht an, daß mit der bloßen Aehnlichkeit der Worte mit den Dingen nicht Alles gegeben sein könne und gesteht demnach, daß es wohl nöthig sein werde, „jenen Ballast, die Uebereinkunft (θέσις) für die Richtigkeit der Worte zu Hülfe zu nehmen." Ferner deducirt er, daß die Worte wohl Bilder der Dinge seien, daß aber doch die Kenntniß der Dinge vorausgegangen sein müsse, ehe der Sprachbildner sie durch Worte nachbildete. Er spricht dann die große Wahrheit aus, daß in den Worten, als solchen d. h. als Lautgebilden, keine große Weisheit und Aufklärung über das Wesen der Dinge zu finden sein kann, „daß es vielmehr viel vernünftiger sein dürfte, die Dinge durch die Dinge selbst und nicht durch die Worte zu studiren und erkennen zu lernen" — eine Wahrheit, welche, immer wohlbeachtet, der von dem Götzendienst der Buchstaben- und Wortweisheit fast todtgehetzten Menschheit unsägliches Irrsal und Selbstquälerei erspart hätte. Denn paßt nicht auf die ganze scholastische und talmudische Weisheit, mit geringen Aus-

nahmen, paßt nicht auf das, was wir selber uns von Hegel, Schelling und Baader haben müssen bieten lassen, das Wort des Kratylos in unserem Dialog:

„Ich möchte sagen, er mache nur ein Geräusch und setze seine Zunge wirkungslos in Bewegung, gerade als wenn er auf einen ehernen Kessel trommelte!“

Aus dem Gesagten werden sich wohl die großen und tiefsinnigen Wahrheiten, welche Platon über das Wesen der Sprache zuerst enthüllte, wie auch das große Gebiet, welches ihm noch vollständig unbekannt und verschleiert blieb, mit ziemlicher Klarheit dem Denken des Lesers ergeben. Der Schwerpunkt der Platonischen Lehre liegt, wie bekannt, in seiner Ideenlehre. Die Idee eines jeden Dings ist sein Wesentliches, Dauerndes, Ewiges, die Erscheinungen sind flüchtig, vergänglich, Schattenbilder für Menschen, die in einer Höhle sitzen und nicht hinaus in die Welt der Dinge gelangen können. Die Sinne trügen und täuschen, die wahre Erkenntniß hat nur die Idee, das Ewige und Wesenhafte der Dinge, zum Gegenstande. Mit dieser Theorie machte die menschliche Vernunft einen ungeheueren Schritt, sie fand die objective Basis der sicheren Erkenntniß.

Den subjectiven Ursprung der Ideen, ihren Ursprung als Begriffe in der menschlichen Vernunft nachzuweisen, blieb der modernen Philosophie vorbehalten. Diese Arbeit vollzieht sich in den großen Denkern von Cartesius bis Kant. Nachdem Kant die Begriffe ausschließlich durch die spontane Thätigkeit der die passiven Sinneseindrücke verbindenden und verarbeitenden Vernunft hatte zu Stande kommen lassen, wurde erst im 19. Jahrhundert die Aufgabe gestellt, den Antheil, welchen die Worte an der Kraft und Wirksamkeit

dieser Vernunft haben, in ein klares Licht zu setzen. Für Platon und das ganze Alterthum sind eben die Worte nur das unvollkommene Abbild der Dinge; die Seele muß zu den Ideen, welche, draußen in der Welt unter dem Schleier der Materie verborgen, gleichwohl vorhanden sind, durchzubringen suchen, indem sie sich derselben aus ihrem Vordasein erinnert. Die Abhängigkeit unseres Denkens von den Worten wird nicht geahnt; es wird wohl Denken und Sprechen identificirt, wie denn ja bekanntlich die griechische Sprache für beide Thätigkeiten nur ein einziges Wort λόγος hat, und Sokrates im Theaitetus selbst, ohne jedoch zu wissen weshalb, das Denken definirt als ein Gespräch der Seele:

„Sokr.: Verstehst du unter Denken dasselbe wie ich?"

„Theait.: Was verstehst du darunter?"

„Sokr.: Ein Gespräch, das die Seele über die Objecte ihrer Betrachtung mit sich selber führt. Freilich theil' ich dir das mit ohne es zu wissen. Denn wenn sie denkt, thut sie, wie mir scheint, nichts Anderes, als sie unterredet sich, fragt sich selbst und antwortet, bejaht und verneint."

Also daß das Denken ein inneres Reden, ein dialektischer Proceß, der innerlich und stumm gerade so vorgeht, als wäre er nach Außen gerichtet und laut (λόγον εἰρημένον οὐ μέντοι πρὸς ἄλλον, οὐδὲ φωνῇ, ἀλλὰ σιγῇ, πρὸς αὑτὸν), das erkannte Platon wohl; daß aber die Worte selbst das prius sind, aus welchen das Denken erst hervorgeht, davon hatte er keine Ahnung, im Gegentheil, es scheint ihm eine Erkenntniß ohne Worte eine viel vollkommnere; das Wort gewinnt durch ihn zuerst die Bedeutung eines zur Mittheilung bestimmten Zeichens, eine Ansicht, welche durch Aristoteles dogmatisirt, die ganze Folgezeit bis auf unser Jahrhundert beherrschte,

welches erst durch den genialen Tiefblick W. v. Humboldt's das Wesen der Sprache und die Bedeutung dieses Organs für die mit demselben ausgeführte Function zu erleuchten berufen war.

Darum betraf auch der das ganze Mittelalter beherrschende Streit der Realisten und Nominalisten, welcher sich an die beiden großen Namen Platon und Aristoteles heftete, nur die Ideen und ihr Verhältniß zu den Dingen, d. h. man fragte sich, ob die einzelne Eiche, das einzelne Thier, der einzelne Stein wahre Realität habe und die Vernunft daraus erst die Genera oder Ideen bilde, oder ob gerade diesen Universalien oder Ideen die wahre Realität zukomme und die Einzelwesen nur vorübergehende Erscheinungen derselben seien. Die Worte kommen dabei wieder in sofern in Betracht, als die Nominalisten, welche die Ideen nur durch die Thätigkeit unserer Seele zu Stande kommen ließen und ihnen demnach jegliche Wirklichkeit in der Welt der Dinge absprachen, consequenter Weise behaupteten, die Ideen seien eben nichts weiter als nomina, bloßer Hauch der Stimme, flatus vocis.

Die Wechselwirkung des Denkens und Redens konnte erst da als ein richtig gestelltes Problem dem menschlichen Geiste sich aufdrängen, als er den Schwerpunkt der Betrachtung in das denkende Ich verlegte, als Cartesius scharf die Thatsache des Bewußtseins, des Subjects von der äußeren Welt absonderte und diese letztere nur als Materie, als Ausdehnung, als Bewegung auffaßte. Nun trat die metaphysische Frage nach dem Verhältnisse der Ideen zu den Dingen in den Hintergrund, der mütterliche Boden der Entstehung der Ideen, das denkende Ich wurde untersucht, an die Stelle

der Ideen traten die Begriffe und die Frage gestaltete sich mehr und mehr zu einer logischen und psychologischen, indem man namentlich seit Locke zu erforschen bemüht war, auf welche Weise die Seele zu ihren begrifflichen Abstractionen gelange.

III.

Das Verhältniß der modernen Philosophie zu unserer Frage.



Der große Fortschritt, welchen die Erneuerung der Philosophie durch Cartesius anbahnte, bestand, wie schon bemerkt, in der klaren und bestimmten Sonderung des Bewußtseins, d. h. des denkenden Subjects, von der äußeren oder körperlichen Welt, welche letztere, von den mystischen Qualitäten der Scholastik befreit, als ein reiner Mechanismus aufzufassen sei. Es blieb dabei ein ungelöstes Räthsel, wie die als immaterielle Substanz gedachte Seele auf den ausnahmslosen Mechanismus einzuwirken im Stande sei. Dieses letzte Räthsel löste Spinoza, indem er die beiden Eigenschaften, Denken (im weitesten Sinne, Bewußtheit) und Ausdehnung (richtiger Bewegung) als ewige, unverlierbare Eigenschaften oder Attribute der Einen Substanz, der Welt, welche zugleich Gott ist, wie der Mensch zugleich Körper und Geist ist, auffaßte.

Die beiden großen Denker beschäftigten sich wenig mit dem Problem der Sprache und ihrer Bedeutung für das Geistesleben des Menschen. Doch mußte gerade die neue Klarheit, welche durch die Gegenüberstellung der inneren Eigenschaft des Menschen (quatenus res est cogitans) und seiner äußeren Eigenschaft (quatenus res est extensa), erzeugt wurde, auch auf das Wesen der Sprache ihre Lichtstrahlen werfen, und so finden wir denn auch bei Cartesius, wie bei Spinoza, treffliche Bemerkungen über die Worte,

als rein Körperliches, Aeußeres und die ihnen entsprechenden Begriffe, ideae, als das Innere, Geistige. Obgleich beide über die Aristotelische Ansicht, daß das Wort nur ein Zeichen für die Sache sei, nicht hinauskommen, so erkennen sie doch tiefsinnig das Band, welches Begriff und Wort in unserer Seele vereinigt, als das Gesetz der Association der Vorstellungen an, ein Gesetz, welches erst in unseren Tagen in seiner ganzen Wichtigkeit und Bedeutung für das Geistesleben erkannt worden ist. „Sic quum linguam aliquam addiscimus, sagt Cartesius (Epist. I, 35), literas, sive quarumdam vocum, quae materiales sunt, pronunciationem conjungimus cum earum significationibus, quae sunt cogitationes; ita ut auditis iterum iisdem vocibus, easdem res concipiamus, atque iisdem rebus conceptis, eaedem voces in memoriam recurrant."

Ich citire auch die hieher gehörigen Stellen aus Spinoza: „Man muß sich wohl hüten, sagt er (Ethica II, letztes scholium), die Vorstellungen, welche durch das Zusammentreffen mit Körpern entstehen und die Worte mit den Ideen in unserem Denken zu verwechseln. Wer auf die Natur unseres Denkens achtet, das mit der Ausdehnung nichts zu schaffen hat, wird diese Irrthümer leicht vermeiden und einsehen, daß die Idee, welche ein Modus des Denkens ist, weder in den Vorstellungen noch in den Worten bestehen kann. Denn Vorstellungen und Worte bestehen nur in körperlichen Bewegungen, welche mit dem Denken durchaus nichts gemein haben." Daselbst propos. XVIII, schol. sagt er: „Wenn unser Körper von zwei oder mehreren Körpern zugleich afficirt worden ist, so wird die Seele, wenn sie später einen derselben sich vorstellt, sich sogleich auch des

anderen erinnern. Daraus kann man erkennen, was das Gedächtniß ist. Die Affectionen unseres Körpers werden uns bewußt, sie hängen aber gleichzeitig von der Natur der fremden Körper ab, welche dieselben verursachen; diese Verkettung ist eine natürliche und ist zu unterscheiden von der Verkettung der Ideen nach der Ordnung des Intellects, wo der Geist die Dinge nach ihren ersten Ursachen auffaßt und welche bei allen Menschen dieselbe ist. So verstehen wir denn auch, wie die Seele von dem Gedanken einer Sache sofort auf den Gedanken einer anderen Sache verfällt, welche gar keine Aehnlichkeit mit jener hat, wie z. B. durch das Denken des Wortes pomum ein Römer sogleich auf den Gedanken der Frucht kommt, welche gar keine Aehnlichkeit mit jenem articulirten Laute und nichts anderes mit demselben gemein hat, als daß der Körper des Menschen oft beide Eindrücke gleichzeitig empfing, d. h. so oft er die Frucht sah, auch das Wort hörte. So stehen bei verschiedenen Menschen durch die Gewohnheit die verschiedensten Dinge im Zusammenhang. Der Soldat denkt, wenn er Spuren eines Pferdes im Sande sieht, an den Reiter, dann an den Krieg, u. s. w. Der Bauer aber kommt vom Gedanken des Pferdes auf den Gedanken des Pflugs, des Ackers u. s. f."

Da die Sprache auf die Association der Gesichts- und Gehörwahrnehmungen gebaut ist und sich durch dieselbe vollzieht, so sind hier schon tiefe Einblicke in das Wesen der Sache nicht zu verkennen, wenn auch die Ansicht Spinoza's, daß die Vorstellung ein rein körperliches Erleiben sei, eine irrige ist und später zuerst von Kant widerlegt wurde.

Die von Descartes und Spinoza ausgehende Geistesströmung lenkte die Aufmerksamkeit ihrer großen Nachfolger

naturgemäß wieder auf das Gebiet der Sprache. Leibniz will zuerst das heilsame Princip der modernen Wissenschaften die Induction und die Vergleichung auch auf die Sprachen angewandt wissen; er stellt eine Liste der nothwendigsten Wortbegriffe auf, deren Ausdruck in den verschiedensten Sprachen aufgesucht und zusammengestellt werden soll; er richtet in diesem Sinne einen Brief an Peter den Großen; auf seine Anregung hin ließ nachmals die Kaiserin Katharina die Bezeichnungen von 285 Begriffen in zweihundert verschiedenen Sprachen zusammentragen, welche 1787 veröffentlicht wurden. Der Keim einer der großartigsten Wissenschaften der Neuzeit, der vergleichenden Sprachwissenschaft, entsprang also wie so manche andere Idee, deren Verständniß erst heute zu reifen beginnt, aus dem Haupte des großen Leibniz.

Suchte Leibniz in der Empirie, in der Erforschung des gegebenen Sprachmaterials, also, um Kantisch zu reden, in der Welt der Erscheinung Aufklärung über das Wesen der Sprache, eine Erwartung, die ja bekanntlich keineswegs getäuscht, sondern herrlich erfüllt wurde, so wandte sich Locke kritisirend zu der Innenseite des Gegenstandes. Er scheidet zuerst scharf die sinnliche Wahrnehmung, welche der Mensch mit den Thieren gemein hat, und welche der nothwendige Anfang und Ursprung aller Erkenntniß ist, von den durch die Worte vermittelten und ermöglichten allgemeinen oder abstracten Ideen. „Das darf ich wohl bestimmt behaupten, daß das Vermögen der Abstraction sich durchaus nicht bei den Thieren vorfindet und daß die Bildung allgemeiner Ideen einen vollkommenen Unterschied zwischen Mensch und Thier begründet. Denn offenbar entdecken wir in den Thieren, keine Spur davon, daß sie sich allgemeiner Zeichen für

universelle Ideen bedienen, und wir haben deshalb Grund anzunehmen, daß sie keine Fähigkeit des Abstrahirens oder Bildens allgemeiner Ideen besitzen, da sie auch keine Worte oder irgend andere allgemeine Zeichen zu gebrauchen verstehen." Man beachte wohl, wie der klare Denker hier zuerst die gegenseitige Abhängigkeit oder Wechselwirkung allgemeiner Ideen und allgemeiner Zeichen (Worte) ausspricht. Je weiter sich der Mensch von dem sicheren Boden der Sinnlichkeit entfernt, desto mehr ist er der Gefahr des Irrthums ausgesetzt und die Sprache ist die wichtigste Trägerin des letzteren. Sobald die Worte für adäquate Bilder der Dinge genommen, ihrem Inhalt eine unbedingte Realität in der Außenwelt zugesprochen wird, während sie doch nur conventionelle Zeichen für gewisse Ideen sind, flutet ein Meer von Irrthümern heran. Mit Recht sagt daher Lange (Gesch. d. Material. I, p. 271): „Locke's Vernunftkritik läuft auf eine Kritik der Sprache hinaus, die ihrem Grundgedanken nach wohl von höherem Werthe ist, als irgend ein anderer Theil des Systems. Die alte materialistische Ansicht von der bloß conventionellen Geltung der Worte verwandelt sich bei ihm in das Streben, die Worte bloß conventionell zu machen, weil sie nur in dieser Beschränkung einen sicheren Sinn haben!"

Das Neue, der wahre Fortschritt der Locke'schen Doctrin liegt darin, daß er die sinnliche Erkenntniß und das menschliche Denken einander gegenüberstellt, ohne doch sie entgegenzusetzen. Vielmehr begreift er die höhere Erkenntniß des Menschen nicht als eine neue Kraft, als eine urplötzlich aufgetretene mystische Fähigkeit, wohl aber als eine auf der Sinnlichkeit aufgebaute und über dieselbe hinausgehende Befähigung, welche, mit den Worten und der durch diese

ermöglichten Gabe der Abstraction eintretend, zugleich die Quelle höherer Erkenntniß und vielfältigen Irrthums wird. Es beginnt also das Problem des Ursprungs der Begriffe zuerst als ein fester Kern aus dem Nebel hervorzutreten. Wenn auch die Grenzlinie zwischen der Gedankenwelt und der nur sinnlich empfundenen Welt von Locke ausdrücklich festgestellt wird, so ist diese Kluft doch keine solche, daß der Menschengeist an einer Ueberbrückung derselben verzweifeln müßte. Keine angeborenen Ideen! ist Locke's Losung; also müssen sie entstanden sein; wie? das ist allerdings noch unbekannt. Die Theorie, welche Locke über den Ursprung der Sprache aufstellte, leidet an dem Gebrechen, das ich früher bei Erwähnung Adam Smith's als das herrschende Vorurtheil des 18. Jahrhunderts bezeichnete, sie setzt das voraus, was sie eigentlich erklären sollte. Es war aber ein gewaltiger Fortschritt, daß man einmal wagte, der Frage offen ins Gesicht zu sehen. Der Kernpunkt der Frage ist und bleibt doch, wie aus der durch Empfinden wahrgenommenen Welt auch einmal eine durch Denken mit viel höherem Bewußtsein aufgefaßte werden konnte. Daß hierin der Schwerpunkt liegt, begriffen auch die Franzosen, denen Locke's Anschauungen durch Condillac, Voltaire, Lamettrie, Diderot zugänglich gemacht wurden, obgleich sie mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit über das Ziel hinausschossen und mit dem Satze „penser est sentir“ Alles abgemacht zu haben glaubten, wodurch denn die Sache wieder aus dem psychologischen Gebiete auf das metaphysische hinüber geleitet wurde, indem man darauf das sensualistische und materialistische System baute, welches endlich in dem berüchtigten Système de la Nature (neu aufgewärmt von Büchner und Moleschott) culminirte, wornach der Wille ganz

eliminirt, alles Leben, Denken, Wollen und Streben vielmehr nur als nothwendige Wirkung materieller Theilchen aufgefaßt wurde. Dagegen protestirte nun mit Recht der neu erwachte Geistesfrühling in Deutschland, welcher die Probleme des Menschen und der Welt in ihrer wahren Tiefe auffaßte und aus dessen unruhiger aber mächtiger Gährung neue Offenbarungen hervorgehen sollten. Wir verstehen sehr wohl wie Goethe jenes Buch und die darin ausgesprochene Weltanschauung „so grau, so cimmerisch, so todtenhaft nennen konnte, daß man Mühe habe, seine Gegenwart auszuhalten“ oder auch „es als die rechte Quintessenz der Greisenheit, unschmackhaft, ja abgeschmackt“ bezeichnen mußte.

Der gewaltige Umschwung, welcher durch den Riesengeist Kant, der nach Locke und Hume die menschliche Erkenntniß bis zu einer vorher unerhörten Tiefe erforschte, in die Metaphysik gebracht wurde, ließ das Problem der Sprachentstehung und des Wesens der Sprache eine Zeitlang, als minder wichtig, unbeachtet ruhen. Kant nahm eben die menschliche Vernunft als unmittelbar gegeben, als letzte und oberste Instanz aller Erkenntniß an und bestimmte nun — allerdings mit einem unglaublichen Tiefsinn: Was ist das ursprüngliche Wesen, was die unabweisliche Voraussetzung dieser Vernunft? Wie muß sich die Welt einer so gearteten Vernunft darstellen? Seine Kritik bestimmt demnach die Gränzen der menschlichen Erkenntniß und hatte die heilsame, nie genug zu preisende Wirkung, die Vernunft auf die ihr angewiesenen Bahnen in richtiger Selbstkenntniß zu beschränken und sie vor dem Transscendiren in ihr ewig versagte Regionen zu bewahren, wo sie nichts als fruchtloses Spiel mit selbstgeschaffenen Phantasmagorien zu treiben vermag.

Daß der Mensch nicht immer im Besitze der Vernunft gewesen, daß er aus einem vernunftfähigen (animal rationabile) sich erst durch Selbstthätigkeit zu einem vernünftigen Thiere (animal rationale) entwickelt habe und daß diese Entwicklung an die beiden Organe der schaffenden Hand und der Sprache innerhalb des Zustandes der Geselligkeit gebunden sei, das sind Ideen, welche Kant in seinen Vorlesungen über Anthropologie ausdrücklich ausspricht. Hält er es doch selbst für nicht unmöglich, „daß auf die letzte Epoche, bei großen Naturrevolutionen, noch eine andere folgen dürfte, da ein Orang-Utan oder ein Chimpanse die Organe, die zum Gehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Gliederbau eines Menschen ausbildete, deren Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielte und durch gesellschaftliche Cultur sich allmählich entwickelte.“ (Pragm. Anthrop. p. 652).

Daß aber Kant selbst noch weit davon entfernt war, das Verhältniß der menschlichen Vernunft zu den niederen Geisteszuständen der Thiere scharf zu charakterisiren, daß bei ihm Anschauen, Vorstellen, Denken häufig unterschiedlos zusammenfließen, wie er denn auch Verstand und Vernunft oft willkürlich trennt, ohne doch den Unterschied, wie er sollte, scharf zu bestimmen, das hat sein großer Nachfolger, Schopenhauer, deutlich nachgewiesen, namentlich in dem Anhang zu seinem Hauptwerke: „W. a. W. und V. Kritik der Kant'schen Philosophie.“ Wie viel klarer und richtiger Schopenhauer über das Verhältniß der Vernunft zur Sprache urtheilte, eben weil er ihre gegenseitige Abhängigkeit erkannte, mag aus folgenden Stellen ersehen werden: „Die Reflexion ist ein Widerschein, ein Abgeleitetes von der früheren (sinn-

lichen) Erkenntniß, hat jedoch eine von Grund aus andere Natur und Beschaffenheit als jene angenommen. Dieses neue, höher potenzirte Bewußtsein, dieser abstrakte Reflex alles Intuitiven im nicht anschaulichen Begriff der Vernunft ist es allein, der dem Menschen jene Besonnenheit verleiht, welche sein Bewußtsein von dem des Thiers so durchaus unterscheidet und wodurch sein ganzer Wandel auf Erden so verschieden ausfällt von dem seiner unvernünftigen Brüder. Gleichsehr übertrifft er sie an Macht und Leiden." „Das Thier empfindet und schaut an, der Mensch denkt überdies und weiß. Das Thier theilt seine Empfindung und Stimmung mit durch Geberde und Laut; der Mensch theilt dem anderen Gedanken mit durch Sprache, oder verbirgt Gedanken durch Sprache. Sprache ist das erste Erzeugniß und das nothwendige Werkzeug seiner Vernunft; daher wird im Griechischen und im Italienischen Sprache und Vernunft durch dasselbe Wort bezeichnet: ὁ λόγος, il discorso. Durch Hülfe der Sprache allein bringt die Vernunft ihre wichtigsten Leistungen zu Stande, nämlich das übereinstimmende Handeln mehrerer Individuen*), das planvolle Zusammenwirken vieler Tausende, die Civilisation, den Staat, ferner die Wissenschaft, das Aufbewahren früherer Erfahrung, das Zusammenfassen des Gemeinsamen in einen Begriff, das Mittheilen der Wahrheit, das Verbreiten des Irrthums, das Denken und Dichten, die Dogmen und die Superstitionen." (W. a. W. u. V. I. p. 42).

„Daß alle diese so mannigfaltigen und so weitreichenden

*) Ich bitte das Voranstellen dieser Leistung der Sprache durch Schopenhauer zu beachten, da ich gerade von diesem Punkte aus am Schlusse meine eigene Theorie vom Ursprung der Sprache herleiten werde.

Aeußerungen aus einem gemeinschaftlichen Princip entspringen, aus jener besonderen Geisteskraft, die der Mensch vor dem Thiere voraus hat und welche man Vernunft, ὁ λόγος, τὸ λογιστικόν, ratio genannt hat, ist die einstimmige Meinung aller Zeiten und Völker. Auch wissen alle Menschen sehr wohl die Aeußerungen dieses Vermögens zu erkennen und zu sagen, was vernünftig, was unvernünftig sei, wo die Vernunft im Gegensatz mit anderen Fähigkeiten und Eigenschaften des Menschen auftritt, und endlich was wegen Mangels derselben auch vom klügsten Thiere nie zu erwarten steht. Die Philosophen aller Zeiten sprechen im Ganzen auch übereinstimmend mit jener allgemeinen Kenntniß der Vernunft und heben überdies einige besonders wichtige Aeußerungen derselben hervor, wie die Beherrschung der Affekte und Leidenschaften, die Fähigkeit, Schlüsse zu machen und allgemeine Principien, sogar solche die vor aller Erfahrung gewiß sind, aufzustellen. Dennoch sind alle ihre Erklärungen vom eigentlichen Wesen der Vernunft schwankend, nicht scharf bestimmt, weitläufig, ohne Einheit und Mittelpunkt, bald diese bald jene Aeußerung hervorhebend, daher oft von einander abweichend. Es ist höchst auffallend, daß bisher kein Philosoph alle jene mannigfaltigen Aeußerungen der Vernunft strenge auf eine einfache Function zurückgeführt hat, die in ihnen allen wiederzuerkennen wäre. Zwar gibt der vortreffliche Locke als den unterscheidenden Charakter zwischen Thier und Mensch die abstrakten allgemeinen Begriffe sehr richtig an und Leibniz wiederholt dieses völlig beistimmend. Allein wenn Locke zur eigentlichen Erklärung der Vernunft kommt, so verliert er ganz jenen einfachen Hauptcharakter derselben aus dem Gesicht und geräth eben auch auf eine schwankende,

unbestimmte, unvollständige Angabe zerstückelter und abgeleiteter Aeußerungen derselben; auch Leibniz verhält sich im Ganzen ebenso, nur mit mehr Confusion und Unklarheit. Wie sehr nun aber Kant den Begriff vom Wesen der Vernunft verwirrt und verfälscht hat, darüber habe ich im Anhange ausführlich geredet. Wer aber gar sich die Mühe gibt, die Masse philosophischer Schriften, welche seit Kant erschienen sind, in dieser Hinsicht zu durchgehn, der wird erkennen, daß, sowie die Fehler der Fürsten von ganzen Völkern gebüßt werden, die Irrthümer großer Geister ihren nachtheiligen Einfluß auf ganze Generationen, sogar auf Jahrhunderte verbreiten."

„Die Begriffe bilden eine eigenthümliche von den bisher betrachteten anschaulichen Vorstellungen toto genere verschiedene Klasse, die allein im Geiste des Menschen vorhanden ist. Wir können deshalb nimmer eine anschauliche, eine eigentlich evidente Erkenntniß von ihrem Wesen erlangen; sondern auch nur eine abstracte und discursive. Nur denken, nicht anschauen lassen sie sich, und nur die Wirkungen, welche durch sie der Mensch hervorbringt, sind Gegenstände der eigentlichen Erfahrung. Offenbar ist die Rede nichts anderes als ein sehr vollkommener Telegraph, der willkürliche (sollte vielmehr heißen: vom Willen bedingte) Zeichen mit größter Schnelligkeit und feinster Nuancirung mittheilt. Was bedeuten aber diese Zeichen, wie geschieht ihre Auslegung? Uebersetzen wir etwa, während der Andere spricht, sogleich seine Rede in Bilder der Phantasie, die blitzschnell an uns vorüber fliegen und sich bewegen, verketten, umgestalten und ausmalen, gemäß den hinzuströmenden Worten? Welch ein Tumult wäre dann in unserm Kopfe, während des Anhörens einer Rede oder des Lesens eines Buches? So geschieht es keines-

wegs. Der Sinn der Rede wird unmittelbar vernommen genau und bestimmt aufgefaßt, ohne daß sich in der Regel Phantasmen einmischen. Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht, sich in ihrem Gebiete hält, und was sie mittheilt und empfängt, sind abstracte Begriffe, nicht anschauliche Vorstellungen, welche ein für allemal gebildet und verhältnißmäßig in geringer Anzahl, doch alle unzähligen Objekte der wirklichen Welt befassen, enthalten und vertreten. Hieraus allein ist es erklärlich, daß nie ein Thier sprechen und vernehmen kann, obgleich es die Werkzeuge der Sprache und auch die anschaulichen Vorstellungen mit uns gemein hat: aber eben weil die Worte jene ganz eigenthümliche Klasse von Vorstellungen bezeichnen, deren subjektives Korrelat die Vernunft ist, sind sie für das Thier ohne Sinn und Bedeutung."

So unterscheidet Schopenhauer ausdrücklich die frühere Stufe der anschaulichen Vorstellungen und die an die Worte gebundenen und nur in dem menschlichen Denken gegebenen abstracten Begriffe, welche Kant vielfach confundirt hatte. Jene sind nach Schopenhauer uns mit den Thieren gemein, ihre Quelle ist der Verstand, diese fließen aus der höheren Gabe der Vernunft. Klar spricht er sich aber auch über das Verhältniß der anschaulichen zu der abstracten Erkenntniß aus, welches ja Kant für immer festgestellt hat. „Das Denken gibt keine von Grund aus neue Erkenntniß, setzt nicht allererst Gegenstände, die vorher nicht dagewesen, sondern ändert bloß die Form der durch die Anschauung bereits gewonnenen Erkenntniß, macht sie nämlich zu einer abstracten in Begriffen. Der Stoff unseres Denkens hingegen ist kein anderer, als unsere Anschauungen selber, und nicht etwas, welches, in der Anschauung nicht enthalten, erst durch das

Denken hinzugebracht würde, daher muß auch von Allem, was in unserem Denken vorkommt, der Stoff sich in unserer Anschauung nachweisen lassen; da es sonst leeres Denken wäre. Wiewohl dieser Stoff durch das Denken gar vielfältig bearbeitet und umgestaltet wird; so muß er doch daraus wieder hergestellt und das Denken auf ihn zurückgeführt werden können; wie man ein Stück Gold aus allen seinen Auflösungen, Oxydationen, Sublimationen und Verbindungen zuletzt wieder reducirt und es regulativisch und unvermindert wieder vorlegt. Dem könnte nicht so sein, wenn das Denken selbst etwas, ja gar die Hauptsache dem Gegenstande hinzugethan hätte."

Wir sehen demnach, wie die speculative Philosophie in allen ihren Phasen und Wandlungen immer mehr dem engen Kreise entgegenrückt, wo mit der Sprache eine neue und höhere Erkenntnißart, das Denken, gegeben ist, wie dieses sich immer schärfer von der sinnlichen und anschaulichen Erkenntniß, dem bloßen Wahrnehmen absondert. Daß auch Schopenhauer in einem Irrthum befangen ist, wenn er die anschauliche Erkenntniß ohne weiteres dem Thiere zuschreibt, daß vielmehr unsere Anschauungen in hohem Grade von der Sprache und der Gabe des Denkens abhängig sind, das wird sich in dem weiteren Verlauf unserer Darstellung ergeben. Wir wenden uns zunächst zu den mit Kant gleichzeitigen oder aus ihm hervorgegangenen Denkern, welche das Räthsel der Vernunft und Sprache, nicht im Zusammenhang mit den speculativen Problemen, sondern für sich und auf historischem Wege zu lösen versuchten. Daß der Einfluß Kants auch bei ihnen eine große Vertiefung der Auffassung bewirken mußte, ist selbstredend. Diese Denker sind Herder, Hamann und vor Allem Wilhelm von Humboldt.



IV.

Herder und Hamann.



Das achtzehnte Jahrhundert vereinigte in hohem Maße die Vorzüge und die Fehler des Rationalismus. Die Vorzüge sind: alles auf eine vernünftige Weise nach natürlichen Gesetzen erklären zu wollen. Die Fehler: eben diese Vernunft als selbstverständlich in allen Dingen wirksam anzunehmen, das vorauszusetzen, was am meisten erklärungsbedürftig ist.

„Der Mensch war des wilden, thierischen Umherschweifens in den Wäldern müde: er vereinigte sich zu Gesellschaften. Da entstand das Bedürfniß zu gegenseitiger Mittheilung: er erfand zuerst Gebärden- und dann die Lautsprache. Er fühlte das Bedürfniß, sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, er bereitete sich Kleidung und benutzte das ihm durch einen zufällig vom Blitze angezündeten Baum gebotene Feuer. Gerade so zähmt er die Thiere, bearbeitet er die Metalle, erfindet den Ackerbau u. s. w.“

So räsonnirte man im achtzehnten Jahrhundert und fand sich dabei sehr behaglich. Es war Epicur und Lucrez in erneuter Auflage. Man nannte Naturanlage, was man vorher als Gottesgabe anzusehen gewohnt war, das war so ziemlich der ganze Unterschied. Nur war der alte Epikur toleranter. „Ihr mögt immerhin die göttlichen Wesen bestehen lassen und sie verehren“, meinte er, „nur müßt ihr euch klare Begriffe von dem Wirken der Aphrodite, der Demeter u. s. w. verschaffen.“ Das Jahrhundert der Aufklärung hatte dagegen

einen blinden Haß gegen alles Uebernatürliche, Unbegreifliche, Theologische. Natur, Natur! war das Losungswort aller seiner Streiter von dem gottesgläubigen Rousseau bis zu dem Fanatiker des Atheismus, Diderot. Daß die Natur selbst nur ein abstracter Begriff, daß man sie in zahllosen Fällen als den wahren deus ex machina eintreten ließ, davon hatte man keine Ahnung.

Jener Naturalismus, d. h. die Vergötterung der Natur und Erklärung der Erscheinungen aus mystischen Ursachen ist heutzutage keineswegs abgethan. Derselbe Renan, welcher das scharfe Wort gegen die Methode des 18. Jahrhunderts ausspricht, zeigt sich als der directe Nachkomme desselben, wenn er die Sprachfähigkeit des Menschen in folgender Weise erklärt oder vielmehr zu erklären glaubt: „Si l'on accorde à l'animal l'originalité du cri, pourquoi refuser à l'homme l'originalité de la parole? pourquoi s'obstiner à ne voir en celle-ci qu'une imitation de celui-là? L'homme a la faculté du signe ou de l'interprétation, comme il a celle de la vue, de l'ouïe." Das heißt, die Natur hat's ihm gegeben. Mit Recht bemerkt Steinthal zu dieser Stelle: „Sieht denn Renan nicht, daß es der abstracteste Scholasticismus ist, das leerste Stroh, das man dreschen kann, wenn man für jede Aeußerung der Seelenthätigkeit ein besonderes Vermögen statuirt? Der Mensch schämt sich, folglich hat er Schamvermögen; er macht Zeichen, folglich hat er ein Zeichenvermögen &c."

Die Tiefe eines Problems zu begreifen, die Frage richtig zu stellen, das ist es, was die geniale Natur von der gewöhnlichen unterscheidet. Diese glaubt das Phänomen per causas proximas abgethan zu haben, jene sucht es aus den causis primis herzuleiten.

Eine durchaus geniale Natur war Herder, — auch seine Fehler und Schwächen stehen im Zusammenhange mit der Genialität und tragen ihr Gepräge — darum ist sein Blick auf den tiefen Grund alles Werdens und Wirkens, die Einheit des Geistes, gerichtet. Energisch protestirt er gegen den Scholasticismus und seine Schachtelsysteme, für welchen die Menschenseele sich darstellt, wie sie weiland in dem Orbis pictus von Comenius als eine Kreisfläche mit verschiedenen Provinzen, Seelenkräften, figurirt wurde. Nicht darf die Vernunft „als eine neue, ganz abgetrennte Kraft in die Seele hineingedacht werden, die dem Menschen als eine Zugabe vor allen Thieren zu eigen geworden.“ „Alle Kräfte unserer und der Thierseelen sind nichts als metaphysische Abstractionen, Wirkungen! sie werden abgetheilt, weil sie von unserem schwachen Geiste nicht auf einmal betrachtet werden konnten; sie stehen in Kapiteln, nicht weil sie so kapitelweise in der Natur wirken, sondern weil ein Lehrling sie sich vielleicht so am besten entwickelt.“ „Ueberall wirkt die ganze unabgetheilte Seele.“

Und dennoch ist die Vernunft etwas, was den Menschen weit über das Thier erhebt, nämlich „die gänzliche Bestimmung seiner denkenden Kraft im Verhältnisse seiner Sinnlichkeit und Triebe.“ „Wenn der Mensch Sinne der Thiere hätte, so hätte er keine Vernunft; denn eben die starke Reizbarkeit seiner Sinne, eben die durch sie mächtig andringenden Vorstellungen müßten alle kalte Besonnenheit ersticken. Ein Geschöpf, das, abgetrennt von der thierischen Sinnlichkeit und frei nicht bloß erkennt, will und wirkt, sondern auch weiß, daß es erkenne, wolle und wirke, ein solches Geschöpf ist der Mensch; und diese ganze Disposition seiner Natur wollen

wir, um den Verwirrungen mit eignen Vernunftkräften u. s. w. zu entkommen, Besonnenheit nennen." Was Herder mit diesem Ausdruck sagen will, das ist unmittelbar einleuchtend; in ähnlicher Tiefe der Anwendung nannte Schopenhauer Kant's Kritik der reinen Vernunft „die staunenswertheste Leistung menschlicher Besonnenheit."

Herders geniale Divinationsgabe, welche auf allen Gebieten so anregend wirkte, hat auch in seiner Preisschrift: „Ueber den Ursprung der Sprache", wenn auch in der ihm und seinem ganzen Zeitalter eigenen trüben Gährung, tausend Ideen und Geistesblitze ausgestreut, welche zu dem schaffenden Grunde, aus welchem Sprache und Vernunft hervorgedrungen sind, hinableuchteten und alte, eingerostete Irrthümer beseitigend, künftiger Klarheit die Wege bahnten.

Daß das menschliche Denken, die menschliche Vernunft etwas von dem thierischen Empfindungsleben durchaus Verschiedenes, daß es innig mit der Sprache verschwistert ist, daß es eine durchaus irrige Ansicht ist, thierische Empfindungslaute, wie Condillac gethan, mit der menschlichen Sprache auf eine Linie zu setzen, das sind große Wahrheiten, welche er mit Festigkeit behauptete und überzeugend begründete: „Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Philosophen, das ist Leute, die deutliche Begriffe suchen, je haben auf den Gedanken kommen können: aus diesem Geschrei der Empfindungen den Ursprung menschlicher Sprache völlig zu erklären; denn ist diese nicht offenbar etwas ganz Anderes? Alle Thiere, fast bis auf den stummen Fisch tönen ihre Empfindungen; deswegen aber hat doch kein Thier, selbst nicht das vollkommenste, den geringsten eigentlichen Anfang zu einer menschlichen Sprache. Man bilde und organisire und ver-

feinere dies Geschrei wie man wolle — wenn kein Verstand dazu kommt, diesen Ton mit Absicht zu gebrauchen, so sehe ich nicht, wie je eine menschliche willkürliche Sprache werde. Kinder weinen Schälle der Empfindung, wie die Thiere; ist aber die Sprache, die sie von Menschen lernen, nicht eine andere Sprache?" „Konnte der erste Zustand der Besinnung des Menschen nicht ohne Wort der Seele wirklich werden, so werden alle Zustände der Besonnenheit in ihm sprachmäßig; seine Kette von Gedanken wird eine Kette von Worten.... Da der Faden seiner Gedanken von Besonnenheit gewebt ist, da sich in ihm kein Zustand findet, der im ganzen genommen, nicht selbst Besinnung sei, da bei ihm das Gefühl nicht herrschet, sondern die ganze Mitte seiner Natur auf feinere Sinne, das Gesicht und das Gehör fällt, und diese ihm immerfort Sprache geben, so folgt, daß auch kein Zustand in der menschlichen Seele sei, der nicht wortfähig sei oder wirklich durch Worte der Seele bestimmt werde. In der menschlichen Seele ist, wie wir selbst in Träumen und bei Verrückten sehen, kein Zustand ohne Denken in Worten möglich. So kühn es klinge, so ist's wahr: Der Mensch empfindet mit dem Verstande und spricht indem er denket."

„Ich mag aus der Metaphysik die Hypothese des göttlichen Sprachursprungs nicht verfolgen, da psychologisch ihr Ungrund darin gezeigt ist, daß, um die Sprache der Götter im Olymp zu verstehen, der Mensch schon Vernunft, folglich schon Sprache haben müsse. Noch weniger kann ich mich in ein angenehmes Detail der Thiersprachen einlassen, da sie doch alle, wie wir gesehen, total und incommensurabel von der menschlichen Sprache abstehen. Dem ich am ungernsten

entsage, ist ein Eingehen auf die Frage: wie weit kann man ohne, was muß man mit der Sprache denken? Hier sei es genug: die Sprache, als den wirklichen Unterscheidungs-charakter unserer Gattung von außen zu bemerken, wie es die Vernunft von innen ist.".... „Bei den Morgenländern ist's ein gewöhnlicher Idiotismus das Erkennen einer Sache Namengebung zu nennen; denn im Grunde der Seele sind beide Handlungen eins. Sie nennen den Menschen das redende Thier, und die unvernünftigen Thiere die Stummen. Der Ausdruck ist sinnlich, charakteristisch: auch der griechische ἄλογον fasset beides. Es wird sonach die Sprache eine Aeußerung, ein Ausdruck und Organ des Verstandes, ein künstlicher Sinn der menschlichen Seele; wie sich die Sehekraft jener sensitiven Seele das Auge baut." (d. h. sie sind eine Entfaltung aus einem Princip).

Ich habe die bedeutsamsten und charakteristischsten Stellen aus Herder's Preisschrift zusammengestellt, und hoffe, daß aus diesen die neuen und großartigen Anschauungen, welche von nun an zündend und belebend fortwirken mußten, am besten erkannt werden mögen. Die tiefe Einsicht in das Wesen der Sprache und das durch sie bedingte menschliche Denken ist es, welche Herder den richtigen Weg zwischen der absurden, oberflächlichen, materialistischen Ansicht, daß die Thiere ebenfalls Sprache besäßen und der nichtssagenden Erklärung, daß die Sprache göttlichen Ursprungs sei, finden ließ. Schön und tief nennt er darum auch nicht nur die Sprache eine Schöpfung des Menschen, sondern auch den Menschen ein Geschöpf der Sprache.

Daß die Vernunft etwas toto coelo von der thierischen Sinnlichkeit Verschiedenes sei, das wird von Herder mit sieg-

reicher Ueberlegenheit dargethan. Aber er nimmt deswegen nicht, wie die alte Philosophie mit Aristoteles, ein viertes, nur dem Menschen eigenes Vermögen, den νοῦς an — „ich thue keinen Sprung, ich gebe dem Menschen nicht plötzlich neue Kräfte, keine sprechende Fähigkeit, als eine qualitas occulta" —, er verfährt vielmehr wie Newton, der den Blick auf die himmlischen Gestirne gerichtet und von Sehnsucht erfüllt, ein Maß zu finden, wodurch ihre Bewegungen bestimmt und erkannt werden möchten, endlich auf seine irdische Heimat niederblickend in dem fallenden Steine den gesuchten Maßstab entdeckte. So bestimmt auch Herder die Erhabenheit der sternengleichen Menschenvernunft durch Vergleichung mit den niederen, thierischen Regungen. Wieviel mein Auge mehr ist, als die tastende Hand, das erfahre ich nur, weil ich letztere besitze und sie mit ersterem vergleiche. So erkannte auch Herder zu allererst Wesen und Kraft und Eigenthümlichkeit des denkenden Menschengeistes durch aufmerksame, kritische Vergleichung mit den ähnlichen Aeußerungen der Thierseele. Dabei ergab sich denn die große, den ungeheueren Unterschied fast allein erklärende Wichtigkeit der Sprache.

Die Sprache ist nicht etwas, was die menschliche Vernunft ebenso leicht entbehren, durch andere beliebige Zeichen ersetzen könnte, sie ist nicht etwas, was irgend ein Thier an einem schönen Morgen auch sich erfinden könnte, sondern Vernunft und Sprache sind correlate, unzertrennliche Begriffe; die Sprache geht aus der Totalität des Menschengeistes hervor und bedingt und bestimmt dieselbe gleichmäßig wieder. „Die Sprache ist dem Menschen so wesentlich, als er ein Mensch ist."

Die Bedingtheit der Vernunft von der Sprache und der Sprache von der Vernunft, das ist die große, geniale Divination Herder's, eine Entdeckung, deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann und welche wohl in das hellste Licht gesetzt werden dürfte, wenn man den Aristotelischen Vernunftbegriff ihr entgegenstellt, wornach die Vernunft als rein intellectuelle Thätigkeit keiner Vermittlung eines körperlichen Organs bedarf, außerhalb des Zusammenhangs mit den körperlichen Functionen steht, schlechthin einfach, immateriell, selbständig ist. Diese Definition ist durch die Einsicht in die Abhängigkeit der Vernunft von der Sprache Punkt für Punkt widerlegt.

Herder ist ein Pfadfinder, seine Anregungen waren überall mächtig; selten vollendete er das Gebäude, er begnügte sich den Grundriß zu ziehen. So drang er auch hier nicht vor bis zur letzten Frage, wie sie die menschliche Vernunft heute zu stellen wagt, weil sie keinen anderen Ausweg sieht, sie also stellen muß:

Wie konnte Vernünftiges und Redendes aus Vernunft- und Sprachlosem hervorgehen?

Und da er die Frage nicht in dieser Weise formulirte, so blieb er nothwendig in dem circulus vitiosus stecken, den er selber in seiner Schrift andeutet und zu widerlegen glaubt. Süßmilch wollte den göttlichen Ursprung der Sprache dadurch nachweisen, daß dieselbe zum Gebrauche der Vernunft nothwendig sei. „Wenn Herr S. folgert“ sagt Herder, „kein Mensch kann sich selbst Sprache erfunden haben, weil schon zur Erfindung der Sprache Vernunft gehört, folglich schon Sprache hätte dasein müssen, ehe sie da war, so halte ich den ewigen Kreisel an, besehe ihn recht und nun sagt er ganz was

anders: ratio et oratio! Wenn keine Vernunft dem Menschen ohne Sprache möglich war; wohl so ist die Erfindung dieser dem Menschen so alt, so ursprünglich, so charakteristisch, als der Gebrauch jener. Ich habe Süßmilch's Schlußart einen ewigen Kreisel genannt; denn ich kann ihn ebensowohl gegen ihn, als gegen mich drehen und das Spiel kreiselt immer fort. Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache. Wie kann der Mensch durch göttlichen Unterricht Sprache lernen, wenn er keine Vernunft hat? Und er hat ja nicht den mindesten Gebrauch der Vernunft ohne Sprache."

Und dennoch war dieser wirbelnde Kreisel Ursache, daß Herder in seinen späteren Schriften, auf eine natürliche Erklärungsweise verzichtend, der Sprache göttlichen Ursprung zuschrieb. In seinen „Ideen" sagt er: „Das sonderbare Mittel zur Bildung des Menschen ist Sprache. Durch alle Mimik wäre der Mensch noch nicht zu seinem künstlichen Geschlechtscharakter, der Vernunft, gekommen: zu ihr kommt er allein durch die Sprache. Lasset uns bei diesem Wunder einer göttlichen Einsetzung verweilen; es ist außer der Genesis lebendiger Wesen vielleicht das größte der Erdschöpfung."

Der Gedanke ist übrigens sehr wahr; denn mit dem ersten Worte war der Eintritt des Menschen in die Weltgeschichte vollendet und die wichtigsten Probleme, an welchen sich auch heute noch die menschliche Vernunft zerquält, sind: Ursprung des Lebens und Ursprung des Menschen.

Dieselbe Ermattung des Gedankens, welche Darwin veranlaßte, den Ursprung des Lebens in die erste Zellenform zu setzen und diese entweder als von der Gottheit erschaffen

oder von der Natur erzeugt anzunehmen, ließ auch Herder den bestimmten Gattungscharakter des Menschen, sei er nur Besonnenheit, Reflexion, Vernunftfähigkeit oder wie immer benannt, unmittelbar voraussetzen und daraus Vernunft und Sprache entwickeln. Daß bei einer solchen petitio principii keine erledigende Theorie über den Ursprung der Sprache möglich war, ist selbstredend. Das Wichtigste seiner Darstellung möge hier folgen:

„Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei wirket, daß sie in dem ganzen Ocean der Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauscht, Eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten und sich bewußt sein kann, daß sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln, auf Einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle, ruhigere Obacht nehmen, und sich Merkmale absondern kann, daß dies der Gegenstand und kein anderer ist." „Wodurch aber geschieht die Erkennung eines Gegenstandes? Durch ein Merkmal, das er absondern mußte, und das ein Merkmal der Besinnung, deutlich in ihm blieb. Wohlan so lasset uns ihm das εὕρηκα zurufen! Dies erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele. Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden."

„Lasset jenes Lamm, als Bild, sein Auge vorbeigehn, es erscheint ihm, wie keinem anderen Thiere. Nicht wie dem hungrigen witternden Wolfe; nicht wie dem blutleckenden Löwen — die wittern und schmecken schon im Geiste; nicht wie jedem andern Thiere, dem das Schaf gleichgiltig ist, das es also klar-dunkel vorbeistreichen läßt, weil sich sein

Instinkt auf etwas anderes wendet. Nicht so dem Menschen; den trübt kein Instinkt, keine Begierde: es steht fest da, ganz wie es seinen Sinnen sich äußert: weiß, sanft, wollicht. Seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal, das Schaf blöket, sie hat ein Merkmal gefunden, der innere Sinn wirket. Dies Blöken, das ihr den größten Eindruck machte, bleibt haften. Das Schaf kommt wieder: weiß, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnt sich, sucht Merkmal — es blökt und nun erkennt sie es wieder. Du bist das Blökende, fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt. Der Schall des Blökens, von einer menschlichen Seele als Kennzeichen des Schafs wahrgenommen, ward kraft dieser Bestimmung Namen des Schafs. Er erkannte das Schaf am Blöken, es war ein gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann. Was ist das anders als ein Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache als eine Sammlung solcher Worte?"

In gleicher Weise zieht die ganze sichtbare, fühlbare Schöpfung mit ihren eigenthümlichen Tönen in den inneren Sinn, den Besinnungskreis des Menschen ein; der Baum rauscht, der Bach murmelt, der West säuselt, der Quell rieselt; die ganze volltönige göttliche Natur ist Sprachlehrerin und Muse. Die biblische Tradition, daß Gott dem Menschen die Thiere zugeführt, daß er sähe, wie er sie nennete, erläutert er: „Wie kann auf morgenländische, poetische Weise bestimmter gesagt werden: Der Mensch erfand sich selbst Sprache! — aus Tönen lebender Natur! zu Merkmalen seines herrschenden Verstandes, und das ist, was ich beweise."

Aber nicht alle Gegenstände tönen; woher nun bei diesen die Merkworte, bei denen die Seele sie nenne? Wie hängt

Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen? War in dem Vorausgehenden die Entstehung der Sprache durch Schallnachahmung (also die Bau-Wau-Theorie) begründet, so nimmt hier Herder seine Zuflucht zur Lautsymbolik und führt als besonders charakteristisches Beispiel das Wort: Blitz an, in welchem das Urplötzliche, schnell Verschwindende so eindringlich für das Ohr sich darstellt. Es ist eine geheimnißvolle Wechselwirkung der übrigen Sinne mit dem Gehör: „Das Gefühl liegt dem Gehör so nahe: seine Bezeichnungen z. B. rauh, hart, weich, wollicht, sammet, haarig, glatt, schlicht, borstig u. s. w., die doch alle nur Oberflächen betreffen, tönen alle, als ob man's fühlte. Die Seele die im Gedränge zusammenströmender Empfindungen und noch in der Bedürfniß war, ein Wort zu schaffen, griff und bekam vielleicht das Wort eines nachbarlichen Sinnes, dessen Gefühl mit diesem zusammenfloß, — so wurden für alle und selbst für den kältesten Sinn Worte."

Diese Hypothese, so geistreich sie sein mag, ist durch die Resultate der empirischen Sprachforschung, einer Wissenschaft, welche erst nach Herder und zwar hauptsächlich durch deutschen Fleiß und Gründlichkeit angebaut und zu herrlicher Vollendung gebracht worden ist, vollständig widerlegt. Nicht die Töne der schallendeu Natur sind in den Worten ausgeprägt, derartige Bildungen gehören vielmehr zu den seltensten Ausnahmen. Wenn auch hie und da eine Annäherung des Wortklangs an den Begriffsinhalt, wie z. B. in den Worten Donner, rollen stattfindet, so löst die nüchterne Etymologie alle diese scheinbaren Aehnlichkeiten in ihr Nichts auf, indem sie den Ursprung dieser Wörter auf Stämme zurückführt, welche mit dem Tone gar nichts gemein haben,

nämlich ersteres auf die Sanscritwurzel tan, letzteres, als Lehnwort, auf rotulare und rota. Hier mag darum die meiner späteren Darstellung vorgreifende Bemerkung Platz finden, wie mißlich und irreleitend es ist, durch Hypothesen eine so ungeheuer schwierige und wichtige Frage, wie die nach dem Ursprunge der Sprache, aufklären zu wollen. So schwer es für eine einigermaßen phantasiereiche Natur sein mag, wenn sie von der einen oder anderen Seite die Wichtigkeit und das Wesen der Sprache betrachtet, den Anfang und die Entstehung derselben nicht in diese gerade die Seele beherrschende Seite zu verlegen, so können solche Theorieen doch niemals einen Anspruch auf überzeugende Kraft erheben, wofern sie nicht in der empirischen Sprachforschung ihre feste Stütze finden oder mit zwingender Gewalt alle Entfaltungen und wesenhafte Eigenthümlichkeiten der Sprache gleichsam aus einem Punkte, dem Fruchtknoten oder dem Lebenskeim der menschlichen Vernunft herzuleiten vermögen. Was daher in dieser Hinsicht in neuerer Zeit von Sprachforschern wie Heyse, Max Müller und Steinthal, Naturforschern wie Darwin, Jäger u. A. vermuthet worden ist, konnte einer Lösung der Frage nicht entgegenführen, weil sie zum größeren Theile sich in phantasiereichem Spiele auszumalen suchten, wie die Sprache etwa habe entstehen können. Es bedurfte eines Mannes, der mit dem Newton'schen „Hypotheses non fingo" aus dem vorhandenen Material sich einen Pfad zu bauen und in das Dunkel einer nebelnden Urzeit vorzudringen wagte, und Gedankeninhalt, Weben und Wirken jener längst verklungenen Welt mit genialem Gemüthe nachzuempfinden vermochte. Dieser Mann war Lazar Geiger und darum werden hier seine eigenen Worte am besten

verstanden werden, und über seine Methode und seine Leistung Aufschluß geben.

„Ich wollte nicht untersuchen“, sagt er (Ursprung der Sprache V), „welches der Ursprung der Sprache etwa sein konnte, sondern, welches er wirklich gewesen ist. Wenn ich zu den mancherlei Hypothesen über diesen Gegenstand eine neue hätte fügen wollen, ich hätte es wohl schon vor vielen Jahren thun können; ja ich darf wohl sagen, daß es einiger Aufopferung bedurfte, es nicht zu thun. Allein nachdem sich mir die zwar etwas ferner winkende, aber um so erhebendere Aussicht eröffnet hatte, das tiefe Dunkel der Urzeit sich allmählich vor mir in Tageslicht verwandeln zu sehen, so fühlte ich mich unwiderstehlich gedrungen, mich nirgends mit einem ungewissen Licht zu begnügen, ... um versichern zu können, daß es nicht Phantasie, sondern in mühevoller Sorgfalt geprüfte Erfahrung von dem wirklichen Sachverhalt ist, worum es sich handelt.“

Eine weitere, offenbare Schwäche der Herder'schen Hypothese liegt in dem Uebergewichte, welches er dabei der objectiven Welt als einer selbstverständlich von dem beobachtenden, besonnenen Menschen auf- und wahrgenommenen Welt von Dingen anweist. Zu sagen, was ein Ding ist, ist auch heute noch eine recht schwierige Aufgabe; nach der tiefsinnigen Erörterung Kant's können wir sogar ein solches niemals erkennen. Herder aber läßt sie flugs mit ihren Merkmalen in die Menschenseele einziehen und durch die Resonanz ihrer eigenen Stimme durch Merkworte dort festhalten. Er leidet eben noch an dem alten Vorurtheile, daß die Worte nur Zeichen sind; für die einen waren sie Zeichen des im Innern selbständig Gedachten, für ihn, wie auch das seiner Preisschrift vorge-

setzte, aus Cicero entnommene Motto deutlich zeigt: „vocabula sunt notae rerum," vornehmlich Zeichen der Dinge.

Die Herder'sche Theorie fand bald eine Ergänzuug und theilweise Widerlegung durch Hamann, jenen merkwürdigen Magus aus Norden, der in so vielen Hinsichten Herder's Geistesverwandter gewesen ist, wie er denn dessen Eigenthümlichkeiten, das genialische Wetterleuchten, das Hingerissensein zu dem Ursprünglichen, die Vertiefung der Probleme noch in weit höherem Grade besitzt. Zunächst weist er auf den wundesten Fleck der Herder'schen Auffassung, nämlich die Annahme eines dem thierischen Instincte entgegengesetzten Vermögens, ohne daß eine Erklärung gegeben ist, wie dieses eintreten konnte. „Was sagt der positive Theil anderes, als daß der Mensch aus Instinct denke und rede, daß die positive Kraft zu denken und zu reden, ihm unmittelbar angeboren ist; daß die Erfindung der Sprache dem Menschen ebenso wesentlich ist, als der Spinne ihr Gewebe, der Biene ihr Honigbau und daß nichts mehr dazu gehöre, als den Menschen in den Zustand der Besonnenheit zu setzen, der ihm eigen ist, um dasjenige zu erfinden, was ihm schon natürlich ist?" Ebenso natürlich ist die Bemerkung zu Herder's Ansicht, daß der Mensch nicht durch Stufen des Mehr oder Weniger, sondern durch Art von dem Thiere geschieden sei: „Der Begriff von Stufen und Art bezieht sich auf sehr willkürliche Aehnlichkeiten, und der Gegensatz dieser Verhältnisse hat wenig Einfluß in die Kenntniß der Dinge selbst." Dieser Satz vollendet nur den Herder'schen Gedanken, daß mit der Vernunft nicht eine neue, urplötzlich in den Menschen hineinverpflanzte Kraft angenommen werden darf. Aus dem mystisch-theosophischen Schwulst, in welchem der zwischen Himmel

und Erde auf und nieder schwankende Magus bald mit mächtigen Genieblitzen in tiefe Abgründe hinableuchtet, bald in nebelnde Höhen sich aufschwingt, von welchen keine Rückkehr zum festen Erdboden mehr möglich wird, hebe ich noch folgende Kernworte heraus:

Zuerst das bekannte, so ungemein wahre Wort, daß „die Sprache die deipara der menschlichen Vernunft sei", ein Satz, mit welchem Hamann ahnend dem größten und bedeutendsten Gedanken unseres Jahrhunderts entgegeneilt.

„Die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebrief gegeben, daß sie dasjenige geschieden, was die Natur zusammengefügt und umgekehrt."

„Die Sinne verhalten sich zum Verstand, wie der Magen zu den Gefäßen, welche die höheren und feineren Säfte des Bluts absondern, ohne deren Kreislauf der Magen selbst sein Amt nicht verwalten könnte. Nichts ist also in unserem Verstande, ohne vorher in unseren Sinnen gewesen zu sein. Die Analogie des thierischen Haushalts ist die einzige Leiter zur anagogischen Erkenntniß des geistigen Organismus." „Der Mensch lernt alle seine Gliedmaßen und Sinne, also auch Ohr und Auge brauchen und regieren, weil er lernen kann, lernen muß und ebenso gern lernen will. Folglich ist der Ursprung der Sprache so natürlich und menschlich, als der Ursprung aller unserer Handlungen, Fertigkeiten und Künste. Ohngeachtet jeder Lehrling zu seinem Unterricht mitwirkt, nach Verhältniß seiner Neigung, Fähigkeit, und Gelegenheit zu lernen, so ist doch Lernen im eigentlichen Verstande ebenso wenig Erfindung als bloße Wiedererinnerung."

Das heißt: die Sprache ist Entwicklung. Dieser Gedanke leitet uns hinüber zu Humboldt und L. Geiger.

V.

Wilhelm von Humboldt.



Daß die Sprache Leben, daß sie auf's innigste mit der Thätigkeit der menschlichen Vernunft verbunden und verwoben ist, daß die Sprache „aus dem ersten Actus der Vernunft ganz natürlich folgt," daß sie aus dem tiefsten Grunde der Menschenseele hervorgeht und „kein Denken, nicht die einfachste, deutliche Anerkennung, nicht das simpelste Urtheil einer menschlichen Besonnenheit ohne sie möglich ist," das sind Wahrheiten, mit welchen Herder in das geheimnißvolle Dunkel der Werkstätte menschlicher Gedankenbildung neue Lichtstrahlen geworfen hatte. Der Mensch ist Mensch durch die Sprache, so schloß er, also ist ihm beides, Vernunft und Sprache, angeboren.

Bei dieser fest in's Auge gefaßten Wechselwirkung und Wechselbedingung übersah Herder's unruhiger Geist, daß die Doppelseitigkeit der menschlichen Sprache als Denk- und als Mittheilungsorgan eine höchst fruchtbare und ungemein klare Fragestellung erlaubte, ja forderte, mit welcher dem tiefen Räthsel des Ursprungs der Sprache energisch zu Leibe gegangen werden konnte; nämlich:

Wie kommt es, daß die sogenannten allgemeinen Begriffe, nach philosophischer Ansicht das Unterscheidende des Menschengeistes, zugleich die allgemeinen im Sinne von allgemeinverständlich sind?

Und wie kommt es, daß durch das Zeichen der Mittheilung zugleich das innere Verständniß in dem denkenden Menschen erwacht, sich verstärkt und stets vervollkommnet?

Ist hier der Schluß nicht naheliegend, daß die Sprache nur aus gemeinsamer Thätigkeit hervorgegangen sein kann, wie denn ja auch die Erfahrung gezeigt hat, daß vereinsamte und fern von menschlicher Berührung aufgewachsene Kinder verwilderten, thierähnlich wurden?

Herder zog diesen Schluß nicht, er gelangte nicht zu dieser so einfachen und natürlichen Fragestellung. In seiner eifrigen Polemik gegen die landläufige Ansicht, daß die Sprache aus Convention entstanden sei, versteigt er sich bis zu der Behauptung: „Der Wilde, der Einsame im Walde hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen, hätte er sie auch nie geredet. Sie war Einverständniß seiner Seele mit sich selbst, und ein so nothwendiges Einverständniß, als er Mensch war. Eine menschliche Seele konnte nicht, was sie ist, sein, ohne eben dadurch, schon ohne Mund und Gesellschaft, Sprache zu erfinden."

Zwar drängt ihn die Gewalt der Thatsachen sehr bald zu dem Eingeständniß: „daß dieser neue künstliche Sinn des Geistes gleich in seinem Ursprung wieder ein Mittel der Verbindung ist und sein muß. Ich kann nicht den ersten menschlichen Gedanken denken, nicht das erste besonnene Urtheil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogire oder zu dialogiren strebe; der erste menschliche Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit anderen dialogiren zu können. Das erste Merkmal, was ich erfasse, ist Merkwort für mich und wird Mittheilungswort für Andere."

Dieses offenbare Hysteron Proteron bedurfte nur der Umkehrung, um die Wahrheit zu treffen. Sehen wir, wie W. von Humboldt sich zu diesem Gedanken verhält. Er sagt in scheinbarer Uebereinstimmung mit Herder:

„Ohne irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit.“ Aber er weist durch seine Erläuterung unzweifelhaft darauf hin, daß die Genesis des Denkens ganz wo anders liegt, als wo Herder sie gefunden hatte. „Die Sprache verlangt an ein äußeres, sie verstehendes Wesen gerichtet zu werden, der articulirte Laut reißt sich aus der Brust los, um in einem anderen Individuum einen zum Ohr zurückkehrenden Anklang zu wecken.“ „Denn der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an andern versuchend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Der Subjectivität aber wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschließend e i n e m Subject angehört. Indem sie in andere übergeht, schließt sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die anderen in sich tragende Modification besitzt. Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit.“

Wie viel neue Wahrheit und Klarheit! Der Mensch ist nicht der einsame Denker, der beobachtende Naturforscher, der sich durch die Besonnenheit seines Wesens Merkmale von den

Dingen absondert und sie durch Merkworte innerlich bezeichnet, wie ihn Herder aufgefaßt hatte, sein Denken ruht auf sympathischem Verständniß, auf Heraustreten und Anlehnen an gleichgeartete und gleichgestimmte Seelen. Durch Verstandenwerden steigert sich das Verständniß, entwickelt es sich zu stets höherer Klarheit, da es das der Menschheit Gemeinsame aus sich erzeugt. Spracherzeugung, Sprachschöpfung ist also stets eine gemeinsame Thätigkeit, welche sich dennoch in und durch die Einzelnen vollzieht. Durch sie wächst, bildet sich, erstarkt der Menschengeist, welcher in allen Individuen einer und derselbe ist. Die Sprache erzeugt sich deshalb nicht bloß, wie Herder ausgesprochen, aus der Totalität des individuellen Menschengeistes, sondern vielmehr aus der Totalität, der unergründlichen Tiefe des Volksgeistes.

Die Sprache ist Leben, Thätigkeit, nicht ein Repositorium von todten, aufgestapelten Worten, wie unser durch den literarischen Verkehr, durch Wörterbücher und Grammatiken befangenes Urtheil so leicht wähnt; das Individuum muß sie aus sich selbst heraus entwickeln. „Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlage im Gedächtniß und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Uebung, eine Entwickelung der Sprachkraft. Das Gehörte thut mehr als bloß sich mitzutheilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen. Wie aber könnte sich der Hörende bloß durch das Wachsen seiner eigenen sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so daß ein so feines, aber gerade

aus der tiefsten und eigentlichsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der artikulirte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd, anzuregen?"

Aus der Gemeinsamkeit ist die Sprache hervorgegangen und zur Gemeinsamkeit stets höherer, allgemeinerer Einheiten strebt und drängt sie. Geselligkeitstrieb ist synonym mit Sprachtrieb. Jede Nation, jeder Volksstamm muß als eine bestimmte Individualität betrachtet werden; in diesen nationellen geistigen Individualitäten ist der Erklärungsgrund unserer heutigen Bildungsstufe zu suchen. Die Anspannung der Geisteskräfte einer Nation in dem was den Mittelpunkt des menschlichen Wesens ausmacht, spricht sich am klarsten und vollständigsten in Philosophie, Dichtung und Kunst aus und ergießt sich von da aus über die ganze Vorstellungsweise und Sinnesart des Volkes. Die Sprache aber ist eine Thätigkeit, welche keineswegs wie die eben genannten von einem Individuum aus auf die übrigen übergeht, sondern nur aus der gleichzeitigen Thätigkeit Aller hervorbricht. Sprachen sind die eigentlichsten und unmittelbarsten Schöpfungen der Nationen; aber keineswegs bloße Wirkungen der intellectuellen Eigenthümlichkeiten des Volkes; denn beide zugleich und in gegenseitiger Uebereinstimmung gehen sie aus der unergründlichen Tiefe des Gemüths hervor.

Jede Sprache ist eine Welt, eine Gedankenwelt, in welcher sich ebensowohl die subjective Seite des der Schöpfung gegenüberstehenden Menschengeistes, als die objective Außenwelt zu einer harmonischen Einheit verbindet. Dadurch aber wird die Sprache selbst im Verlaufe ihrer Entwicklung zu einer großartigen objectiven Macht. „Dadurch, daß sich in ihr die Vorstellungsweise aller Alter, Geschlechter, Stände,

Charakter= und Geistesverschiedenheiten desselben Völkerstammes, dann, durch den Uebergang von Wörtern und Sprachen verschiedener Nationen, endlich, bei zunehmender Gemeinschaft des ganzen Menschengeschlechtes sich mischt, läutert und umgestaltet, wird die Sprache der große Uebergangspunkt von der Subjectivität zu der Objectivität, von der immer beschränkten menschlichen Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Dasein. Zwischen den ewig wechselnden Geschlechtern der Menschen und der Welt der darzustellenden Objecte stehen daher eine unendliche Zahl von Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, ebensowohl als die Menschen und Objecte, als selbständige, nur geschichtlich erklärbare, nach und nach durch die vereinte Kraft der Natur, der Menschen und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann. Ihre Reihe erstreckt sich soweit in das Dunkel der Vorwelt hinaus, daß sich der Anfang nicht mehr bestimmen läßt; ihre Verzweigung umfaßt das ganze Menschengeschlecht, soweit je Verbindung unter demselben gewesen ist; ihr Fortwirken und ihre Forterzeugung könnte nur dann einen Endpunkt finden, wenn alle jetzt lebenden Geschlechter vertilgt, und alle Fäden der Ueberlieferung auf einmal abgeschnitten würden. Indem nun diese vorhandenen Sprachelemente ihre Natur der Darstellung der Objecte beimischen, ist der Begriff nicht von der Sprache unabhängig."

Die wichtige Erkenntniß, daß die Sprache eine historische Macht ist, welche allerdings nur soweit vorhanden als sie gegenwärtige Thätigkeit ist, dennoch mit unzähligen Fäden zurückreicht in eine längst hinabgesunkene Vorwelt, uns mit deren Denken und Empfinden verknüpft und indem sie uns

zwingt, in denselben Formen und in derselben Weise wie die vergangenen Geschlechter zu denken, gerade die Welt um uns zu einer geistig aufgehellten Gedankenwelt, zu einer uns vertrauten und bekannten macht, ist eine der genialsten Entdeckungen Humboldt's und zugleich das bedeutendste Programm der Aufgabe, deren Erfüllung er uns hinterlassen hat.

Daß Sprache und Denken, Welt der Worte und der Gedanken identisch, unauflöslich aneinander gekettet sind, diese schon von Herder geahnte Identität von Sprache und Geist, ist die natürliche Voraussetzung und Vorbedingung, welche denn auch von Humboldt oft und mit einem aus innerster Ueberzeugung stammenden Nachdrucke hervorgehoben wird:

„Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher eins und untrennbar von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen, das Denken kann sonst nicht stattfinden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs liegt unabänderlich in der ursprünglichen nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur." „Es kann in der Seele nichts als durch eigene Thätigkeit vorhanden sein und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft."

„Die Sprachen wachsen auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft empor und bilden zugleich das belebende, anregende Princip derselben. Beides aber geht nicht nacheinander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und

unzertrennlich dieselbe Handlung des intellectuellen Vermögens. Die Geisteseigenthümlichkeit und Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daß wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr hergeleitet werden können. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker, ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit miteinander in einer und ebenderselben unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen . . . Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in Wahrheit nicht."

Humboldt ist der genialste Schüler und geistige Nachfolger Kant's. Während die Anregung dieses ungeheuren Geistes in der eigentlichen Philosophie nur das traurige Schauspiel einer in leerem Phrasengetön sich keck als höchste Weisheit aufspielenden Dialektik oder einer Natur und Geist im wildesten Chaos durcheinandermengenden Phantastik erweckte, wirkte die nüchterne, klare und tief eindringende Methode Kant's in Humboldt weiter und fand ihre fruchtbringende Anwendung auf das beschränktere Gebiet der unmittelbarsten Offenbarung und der eigentlichen Schöpfungsstätte des menschlichen Geistes, nämlich der Sprache. Was Humboldt hier leistete, bleibt unverlierbarer Besitz der Menschheit und ein ebenso unvergängliches Verdienst, als die Leistung des großen Kant selber. Hatte dieser das letzte Wesen, die tiefsten Wurzeln der menschlichen Vernunft ergründet, so bahnte Humboldt den Weg, auf welchem das Werden dieser Vernunft, ihre natürliche Entwickelung begreiflich erscheinen konnte. Freilich hatte er das nicht zu unterschätzende Glück, daß Kant ihm vorausge-

gangen war und daß gerade zu seiner Zeit eine neue, nie vorhergeahnte Perspective auf ein gewaltiges Sprachmaterial und damit gegebene Erklärung der Verschiedenheit und des Zusammenhangs zahlreicher menschlicher Sprachen sich den erstaunten Blicken aufthat. Was Humboldt in seinem bahnbrechenden Werke gleich im Anfange von der Entwicklung des Menschengeistes in seinem Zusammenhange mit der ihn umgebenden Natur sagt, das paßt auch vollkommen auf ihn und sein Verhältniß zu Kant. Zwei Factoren sind nach ihm thätig bei der Geistes-Entwicklung der Menschheit: 1) ein natürlicher, das Gesetz der Ursache und Wirkung, 2) ein geistiger, ein inneres sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip, dessen einzelne Entfaltungen, wenn auch in der äußeren Erscheinung isolirt dastehend, in sich dennoch verknüpft sind. Diese aus ihrer inneren Tiefe und Fülle in den Lauf der Weltbegebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wahrhaft schaffende Princip in dem verborgenen und gleichsam geheimnißvollen Entwicklungsgange der Menschheit. Es ist die ausgezeichnete, den Begriff menschlicher Intellectualität erweiternde Geisteseigenthümlichkeit, welche unerwartet und in dem Tiefsten ihrer Erscheinung unerklärbar hervortritt, das Wesen des Genies. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, daß ihre Werke nicht bloß Grundlagen werden, auf die man fortbauen kann, sondern zugleich den wiederentzündenden Hauch in sich tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Leben fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehen.

In vollem Einklang mit Kant nimmt deshalb auch Humboldt ein transscendentales, d. h. uns unerreichbares, unerklärliches Princip an, aus welchem die menschliche Vernunft wie die Sprache hervorgehen. Stets bescheidet er sich,

so oft er das eigentliche Problem, Ursprung der Sprache, berührt, und ist bis zum Ueberflusse verschwenderisch mit Ausdrücken wie: unerklärliche, unerreichbare Tiefe des Volksgeistes. Wohl wirft er einen vergleichenden Blick auf das Thierleben und bestimmt daran, gleichsam im Vorübergehen, den auszeichnenden Charakter des Menschengeistes und seine aus der Sprache hervorgehende Eigenart und Ueberlegenheit: „Es ist offenbar, daß in den genialen schaffenden Kräften der Menschheit immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von innen heraus zu beherrschen, in Ideen zu verwandeln oder Ideen unterzuordnen. Schon in seinen frühesten Zuständen geht der Mensch über den Augenblick der Gegenwart hinaus und bleibt nicht bloß bei sinnlichem Genusse. Bei den rohesten Völkerhorden findet sich Liebe zum Putz, Tanz, Musik, Gesang, dann aber auch Ahndungen überirdischer Zukunft, darauf gegründete Hoffnungen und Besorgnisse, Ueberlieferungen und Märchen, die gewöhnlich bis zur Entstehung des Menschen und seines Wohnsitzes hinaufreichen."

Aber die hohe Achtung, welche Humboldt während seines ganzen Lebenslaufs für das Individuelle und seinen tiefinnerlichen Grund, der uns nur durch Wirkungen und Erscheinungen zugänglich ist, bekundete, und welcher er einen so deutlichen Ausdruck in einem Briefe an Goethe verlieh, indem er sagte: ...„so kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptsache anzusehen, von welcher der Weltgang eine gewissermaßen nothwendige Folge ist", ließ ihn diese Beziehung und weitere Vergleichung abbrechen und sich bei dem Gedanken beruhigen, daß auch Sprache und Vernunft gleichermaßen aus dem tief innerlichen Grunde der menschlichen Individualität, des menschlichen Charakters her-

vorbrechen, daß es uns demnach nicht gegeben ist, ihren Ursprung, ihre Entstehung so wenig als ihr innerliches Wesen zu ergründen, daß wir uns vielmehr nur an die Erscheinung, wie sie in den menschlichen Sprachen vorliegt, halten können. Und es ist ja auch nicht zu läugnen, daß der Individualismus, sowie er von uns als Charakter der Dinge gedacht wird, das wahre Räthsel der Schöpfung ist, welches nur durch den Entwicklungsgedanken einigermaßen aufgeklärt, ganz gelöst aber wohl niemals werden wird.

Dieses Princip des Individualismus, auf welches Humboldt alle Geistesthätigkeit zurückführt, schafft nun eine Reihe von Gegensätzen, welche, obschon sich scheinbar widersprechend, dennoch durch die höhere Einheit der gerade in ihnen rege werdenden Wechselwirkung und des dadurch möglich gewordenen Fortschritts der Entwicklung, auf Geistesleben und Spracherzeugung ein helles Licht werfen. Zunächst der Gegensatz des Einzelnen zu der Gesammtheit. „Indem die Sprachen Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selbstschöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber auch nur so erzeugen können, daß Jeder das Verständniß Aller voraussetzt und Alle dieser Erwartung genügen. Man mag nun die Sprache als eine Weltanschauung oder als eine Gedankenverknüpfung, da sie diese beiden Seiten in sich vereinigt, betrachten, so beruht sie immer nothwendig auf der Gesammtkraft des Menschen, es läßt sich von ihr nichts ausschließen, da sie Alles umfaßt."

Daraus erfließt denn sofort noch ein anderer Gegensatz, welcher gleich dem eben genannten als Wechselwirkung des Bedingens und Bedingtseins, d. h. der Receptivität und Activität aufgefaßt werden muß: „Da weder eine Nation

noch eine Sprache ursprünglich genannt werden kann, indem jede schon einen Stoff von früheren Geschlechtern aus uns unbekannter Vorzeit empfangen hat, so ist die Geistesthätigkeit des Gedankenausdrucks immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet, nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend. Diese Arbeit wirkt auf eine constante und gleichförmige Weise. Denn es ist die gleiche, nur innerhalb gewisser Gränzen verschiedene Kraft, welche dieselbe ausübt."

Die in diesen Gegensätzen zu Tage tretende Gebundenheit des Einzelnen durch das Denken, Verstehen, Empfinden einer ihm gegenübertretenden großen Menge und einer unergründlichen Vergangenheit zeigt nach Humboldt deutlich, wie gering die Kraft des Einzelnen gegenüber der Sprache ist. Doch weist er auch hier, bei der unendlichen Schmiegsamkeit des Organs und der Wirksamkeit des eigentlich geistigen Lebens, schön und feinsinnig auf das gerade in dieser Gebundenheit pulsirende Leben. Denn obschon die Sprache eine mächtige Individualität ist, so lebt sie doch nur in den jedesmal sprechenden Individuen. „Keiner aber denkt bei dem Worte gerade und genau das was der andere und die noch so kleine Verschiedenheit zittert wie ein Kreis im Wasser durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist demnach zugleich auch ein Nichtverstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. In der Art wie sich die Sprache in jedem Individuum modificirt, offenbart sich ihrer Macht gegenüber eine Gewalt des Menschen über sie. Sie übt eine Art von physiologischer Wirkung, der Mensch eine dynamische. In ihrem Einfluß auf den Menschen liegt die Gesetzmäßigkeit der Sprache, in seiner Gegenwirkung ein Princip der Freiheit."

Ein weiterer Gegensatz ist die in Lautverschiedenheit und Reichthum oder Armuth des Wortvorraths, sowie in der Verschiedenartigkeit der grammatischen Formen zu Tage kommende große Mannigfaltigkeit der Sprachen, deren Grund in der Verschiedenheit des Volksgeistes zu suchen ist, welcher sich darin ausspricht und die Thatsache, daß in allen menschlichen Sprachen doch zugleich eine solche Uebereinstimmung unverkennbar ist, daß man selbst in die scheinbar ärmsten und ungebildetsten Sprachen den Gedankeninhalt hochcultivirter Sprachen durch Anlehnung an das Vorhandene hat übertragen können. Dieser scheinbare Gegensatz löst sich nach Humboldt durch die Einheit des Menschengeistes. Es ist die innere Sprachform, der rein intellectuelle Theil, welcher eigentlich die Sprache ausmacht, er ist der Gebrauch zu welchem eigentlich die Spracherzeugung sich der Lautform bedient, in ihm liegen die Ideen, welche den Geist mit strahlender Klarheit erfüllen. Darum sind die Verschiedenheiten der inneren Sprachform bei den verschiedenen Völkern viel geringer, als die der äußeren Form; denn ihre Gesetze stehen mit den Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens überhaupt im Zusammenhange. Ein Verstehen ist überhaupt nur möglich dadurch, daß in der Verschiedenheit der Einzelnen die sich nur in abgesonderte Individualität spaltende Einheit der menschlichen Natur liegt. Was also uns in der Erscheinung als gesonderte Einzelwesen entgegentritt, das sind in Wahrheit keine geschiedenen Individuen, sondern eine zusammenhängende menschliche Individualität. „Es ist kein leeres Wortspiel, sagt Humboldt, wenn man die Sprache aus Selbstthätigkeit, nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig

darstellt.“ Dieser schöne Satz läßt sich mit gleicher Wahrheit auf alles ächt Menschliche, auf alle mannigfaltigen Aeußerungen der Einen Menschennatur anwenden; so ist der Kunsttrieb etwas dem Menschen Angeborenes, die Künste dagegen etwas durch die Eigenthümlichkeit der Nationen besonders Gestaltetes, ächt Nationales.

Da Humboldt, wie gesagt, den Menschen mit seiner ihn auszeichnenden Eigenthümlichkeit als gegeben annimmt, die Quelle seines Denkens und Redens in eine unerreichbare Tiefe, ein unserer Erkenntniß ewig unzugängliches inneres Princip verlegt, so ist damit eigentlich die Frage nach dem Ursprunge der Sprache ausgeschlossen und wir sind wieder auf Herder's letzte Auskunft angewiesen, welche den Knoten zerhaut statt ihn zu lösen: Ueberall wo der Mensch auftritt, ist Vernunft und Sprache die ihn von allen andern Wesen unterscheidende Auszeichnung. Und dennoch ist eben der Hinweis auf jenes innere Princip, das eben überall, bei allen Nationen wirkt und sich einheitlich entfaltet, bei aller Verschiedenheit des Sprachenbaus nothwendig eine dem Naturwerden analoge Gesetzmäßigkeit offenbart, eine geniale Leistung. Sie machte der irrigen Auffassung der Entstehung der Sprache aus äußeren Gründen, aus Noth, Hülfsbedürftigkeit für immer ein Ende und zeigte an deren Stelle die ewig schöpferische Kraft der höheren Freiheit, des Dranges der Lust und Genialität. „Der Mensch ist nicht so bedürftig und zur Hülfeleistung hätten auch unartikulirte Laute ausgereicht. Die Sprache ist auch in ihren Anfängen durchaus menschlich und dehnt sich absichtslos auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch die Sprachen der sogenannten Wilden, die doch dem Naturzustande näher kommen müßten,

zeigen gerade eine überall über das Bedürfniß überschießende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquellen freiwillig ohne Noth und Absicht der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch als Thiergattung ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend."

Die hohe Bewunderung, welche Humboldt für diese den Menschen auszeichnende Fähigkeit und das alle übrigen Wesen durchaus überfliegende Princip der Intellectualität hegt, veranlaßt ihn, auch die ärmste und ungebildetste Sprache als etwas durchaus Incommensurables darzustellen: „Da die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist und Alle den Schlüssel zum Verständnisse aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, daß die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich sein und immer den allgemeinen Zweck erreichen muß. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln und innerhalb der Gränzen liegen, welche die Erreichung des Zwecks verstattet." „Ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, würde nicht nur als die Menschheit entwürdigend in ihren eigentlichsten Anlagen erscheinen, sondern auch als unverträglich mit jeder durch Nachdenken und Erfahrung von der Sprache gegebenen richtigen Ansicht. Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild j e n e r u r s p r ü n g l i c h e n A n l a g e z u r S p r a c h e ü b e r h a u p t, und um zur Erreichung der einfachsten Zwecke, zu welchen jede Sprache nothwendig gelangen muß, fähig zu sein, wird immer ein so künstlicher Bau erfordert, daß sein Studium nothwendig die Forschung auf sich zieht, ohne zu gedenken, daß jede Sprache die unbestimmbare

Fähigkeit zur Heranbildung immer reicherer und höherer Ideen besitzt."

Was Humboldt für die Sprachwissenschaft gewesen ist, als deren Begründer er in gewissem Sinne mit Recht noch heute angesehen wird, kann aus der kurzen hier gegebenen Skizze deutlich wahrgenommen werden. Er ist der eigentliche Philosoph der Sprache, von ihm haben wir Aufklärungen über Wesen, Wirken, Leben und Weben jener geheimnißvollen, so zarten und flüchtigen und doch zugleich so starken und gewaltigen Gabe erhalten, deren innersten Zusammenhang mit den unergründlichen Tiefen des Menschengeistes Niemand so überzeugend dargethan hat wie er. Aber er bescheidet sich, wie bemerkt, innerhalb der Gränzen des Gegebenen, er vergleicht nur die mannigfaltigen im Aeußeren so verschiedenen Sprachen mit einander, die er als die Manifestationen der Einen allen Menschen eigenthümlich zugefallenen Gabe des Sprechens betrachtet, deren Grund- und Urwesen sich eben aus der Vergleichung der verschiedenartigen Aeußerungen erschließen läßt. Um nicht allein über das Wesen, sondern auch über den Ursprung der Sprache ein Urtheil oder eine Vermuthung auszusprechen, dazu bedarf es eines Standpunktes außerhalb und über der Sprache, genügt es also nicht, die vorhandenen Sprachen mit einander zu vergleichen, sondern muß menschliche Sprache und Vernunft im Ganzen, als Totalität und abstrakter Begriff aufgefaßt, mit etwas Anderem verglichen werden, was mit ihr in gewissem Zusammenhange steht, ohne doch sie selbst zu sein; mit einem Worte es müssen tiefere Geisteszustände, wie sie nothwendig vor der Sprache angenommen werden müssen, zu Hülfe genommen und zusammengestellt werden mit dem erhöhten Be-

wußtsein und der vollkommeneren Geisteskraft, welche nur **durch** die Sprache bewirkt worden sind. Ueber diesen Punkt aber, über die ersten Anfänge menschlicher Sprache finden wir bei Humboldt aus den erwähnten Gründen nur spärliche Andeutungen, welche wir immerhin, denn von einem so bedeutenden Geiste sind auch Fingerzeige anregend und beachtenswerth, zum Schlusse hier zusammenstellen wollen.

„Absolut betrachtet kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist und diese Arbeit schon beim ersten Element, dem articulirten Laute beginnt. Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite der Laut überhaupt, auf der anderen die Gesammtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen."

„Die Stimme geht als lebender Klang wie das athmende Dasein selbst aus der Brust hervor, begleitet auch ohne Sprache Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde und haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, sowie auch die Sprache selbst immer mit dem dargestellten Object die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergibt und in immer wiederholten Akten die Welt mit dem Menschen, oder anders ausgedrückt, seine **Selbstthätigkeit** mit seiner **Empfänglichkeit** zusammenknüpft. Zum Sprachlaute paßt auch die aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergießen, von dem Ausdruck des Blicks und der Mienen, sowie **der**

Gebärde der Hände begleitet zu werden und sich zugleich mit allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet." (Wichtige Ahnungen, die in unserer eigenen Darstellung ihre Verwerthung finden).

„Selbst dem unarticulirten Laute kann ein gewisses freieres und daher edleres Gefallen an seiner Hervorbringung nicht abgesprochen werden. Oft entpreßt ihn zwar, wie bei widrigen Empfindungen die Noth, in anderen Fällen liegt ihm die Absicht zu Grunde, indem er lockt, warnt, oder zu Hülfe herbeiruft. Aber er entströmt auch ohne Noth und Absicht dem frohen Gefühl des Daseins und nicht bloß der rohen Lust, sondern auch dem zärteren Gefallen am kunstvollen Schmettern der Töne. Dies letzte ist das Poetische, ein aufglimmender Funke in der thierischen Dumpfheit."

„Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter beginnend und von da zur Zusammenfügung übergehend denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor." „Die äußeren zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die inneren Bewegungen des Gemüths bloß durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im Einzelnen großentheils unerklärbare Operation. Daß Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist, scheint gewiß; die Beschaffenheit dieses Zusammenhangs aber läßt sich selten vollständig angeben, oft nur ahnen und noch viel öfter gar nicht errathen." (Nun folgt die dreifache Art der Bedeutsamkeit der Laute: 1) Unmittelbar nachahmende. 2) Lautsymbolische: Wind, wehe, wirre u. s. w. 3) Anknüpfung verwandter Begriffe an verwandte Laute, analogische.)

„Wenn man es wagt, in die Uranfänge der Sprache hinabzusteigen, so verbindet zwar der Mensch gewiß immer mit jedem als Sprache ausgestoßenen Laute innerlich einen vollständigen Sinn, also einen geschlossenen Satz. . . . Denkt man sich, wie doch natürlich, die Sprachbildung successiv, so muß man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen. Das sich im Laute äußernde Gefühl enthält Alles im Keime, im Laute selbst ist nicht Alles zugleich sichtbar. Nur wie das Gefühl sich klarer entwickelt, die Articulation Freiheit und Bestimmtheit gewinnt, und das mit Glück versuchte gegenseitige Verständniß den Muth erhöht, werden die erst dunkel eingeschlossenen Theile nach und nach sichtbar und treten in einzelnen Lauten hervor."

„Da die Entwicklung seiner menschlichen Natur im Menschen von der Sprache abhängt, so ist durch diese der Begriff der Nation als der eines auf eine bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben . . . . Bei den Nationen kann es zweifelhaft sein und macht bei weit verbreiteten Nationen eine wichtige Betrachtung aus, ob alle dieselben Sprachen Redenden einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, oder ob diese ihre Gleichförmigkeit aus uranfänglicher Naturanlage, verbunden mit Verbreitung über einen gleichen Erdstrich, unter dem Einflusse gleichförmig wirkender Ursachen entstanden ist. Welche Bewandtniß es aber auch mit den unerforschlichen ersten Ursachen haben mag, so ist es gewiß, daß die Entwicklung der Sprachen die nationellen Verschiedenheiten erst in das helle Licht des Geistes überführt."

„Wenn eine Sprache zunächst und ausschließlich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte bloß als Repräsentanten des auszudrückenden Ent-

schlusses oder Begehrens und es wäre von einer innern, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und des Erwidernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche Sprache kann es glücklicherweise bei denkenden und empfindenden Menschen nicht geben. Außerdem behaupten die individuelle Ansicht und das Gefühl immer zugleich ihre Rechte. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß der erste Gebrauch der Sprache, wenn wir bis zu demselben hinaufzusteigen vermöchten, ein bloßer Empfindungsausdruck gewesen sei. Ich habe mich schon gegen Erklärung des Ursprungs der Sprache aus bloßer Hülfsbedürftigkeit ausgesprochen. Nicht einmal der Geselligkeitstrieb entspringt aus der Hülflosigkeit. Das stärkste Thier, der Elephant, ist zugleich das geselligste. Ueberall in der Natur entwickelt sich Leben und Thätigkeit aus innerer Freiheit, deren Urquell man vergeblich in dem Reiche der Erscheinung sucht .... In jeder Sprache aber, auch der am höchsten gebildeten, kommt einzeln der hier erwähnte Gebrauch derselben vor. Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts, als den bezeichneten Stamm bei dem Worte; ganz anders aber ist es, wenn dasselbe auch ohne Beiwort und Zusatz in einer Naturschilderung oder einem Gedichte erscheint. (Hier streift Humboldt, ohne es zu ahnen, an den wahren Ursprung der Sprache. Daß der Baum in der Sprache als Stamm, als Entrindetes ursprünglich bezeichnet wurde, gibt uns für die Priorität dieser Auffassung Gewißheit). Die Verschiedenheit der Stimmung gibt jedem Worte eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung, es ist als wenn in jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut Bestimmtes gleichsam

überschwankte... Wenn in der Seele das Gefühl erwacht, daß die Sprache nicht bloß ein Austauschmittel zu gegenseitigem Verständniß, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muß, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen."

„Wenn sich dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren gibt, mit etwas Anderem vergleichen läßt, so kann man an den Naturinstinct der Thiere erinnern und die Sprache einen intellectuellen des Menschen nennen.... Die Sprache muß, meiner vollsten Ueberzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewußtseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nichts, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus in dem menschlichen Verstande schon vorhanden wäre."

„Die ganze hier von der Sprache gegebene Ansicht beruht darauf, daß dieselbe zugleich die nothwendige Vollendung des Denkens und die natürliche Entwicklung einer den Menschen als solchen bezeichnenden Anlage ist. Diese Entwicklung ist aber nicht die eines Instincts, der bloß physiologisch erklärt werden könnte. Ohne ein Akt des unmittelbaren Bewußtseins, ja selbst der augenblicklichen Spontaneität und der Freiheit zu sein, kann sie doch nur einem mit Bewußtsein und Freiheit begabten Wesen zukommen und geht in diesem aus der ihm selbst unergründlichen Tiefe seiner Individualität und aus der Thätigkeit der in ihm liegenden Kräfte hervor."

„Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Mensch-

heit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche Selbstthätigkeit und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniß der Thätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben..... Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maße der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen gleich ausgehen, jeder Einzelne mußte darin von dem Andern getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu werden, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuellen schaffenden Kräfte ist."

VI.

Die Urbedeutung der Wurzeln. Subjective und objective Welt.



Was wir von Humboldt hauptsächlich gelernt haben, ist, daß die Sprache, obschon sie stets nur in Einzelwesen, Individuen lebt, doch aus diesen nicht hervorgegangen, nicht in ihnen abgeschlossen gedacht werden kann, sondern daß ihr Leben vielmehr in der Tiefe des Volksgeistes ruht, daß sie aus dem durch Sympathie ermöglichten Gemeinverständnisse ihre wahre Kraft schöpft, daß mit ihr eine höhere Individualität, die Volks-Psyche, gegeben ist, daß sie selber eine Individualität ist, welche, vorwiegend bedingend doch auch bedingt, mit dem Einzelnen in unauflöslicher Wechselwirkung steht. Humboldt erhebt sich zu platonischer Höhe, indem er die wechselnden, vorübergehenden Individuen, obschon in der Erscheinung gesondert, nur als constitutive Theile einer großen, allgemeinen Individualität, der Völker und der Menschheit anschaut: „Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der Einheit der menschlichen Natur. Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hievon in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung ohne Unterbrechung unter ihnen gewesen sein mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich dabei Beschränkung erfahre.

Allein, was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen und das Fremde ist dieses nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur." Wir wollen diesen Gedanken, um später auf ihn zurückzukommen, einstweilen verlassen und zunächst der Lösung des schwierigen Problems auf empirischem Boden, soweit uns die aufhellende Sprachwissenschaft die Fackel voranzutragen vermag, allmählich näher zu kommen suchen.

Was ist der Inhalt, die Urbedeutung der Wurzeln, die wir als älteste Elemente, gleichsam als den eisernen Bestand aller Sprachen durch Analyse, durch Rückwärtsverfolgen in eine graue Vorzeit, aus welcher keine andere Kunde als eben die mit und in der Sprache gegebene zu uns herabbringt, zu erschließen vermögen. Nach Herder's Darstellung — Du bist das Blökende! — sollte man glauben, daß jene Wurzeln zuerst Dinge der Außenwelt bezeichnet hätten, ihrer Natur nach also eigentlich Substantive gewesen wären. An einer anderen Stelle freilich erkennt er das Unrichtige dieser Ansicht, welche durch die Resultate der Sprachforschung überall widerlegt wird. Er sagt nämlich: „Sind die Subjecte, welche nach der Ordnung unseres denkenden Geistes die ersten Samenkörner unserer Erkenntniß, die Punkte, um die sich alles wendet und alles zurückführt, sind diese lebenden Punkte Elemente der Sprache? Die Subjecte müßten doch natürlicher Weise vor dem Prädicat, und die einfachsten Subjecte*) vor den zusammengesetzten, das was da thut und handelt, müßte vor dem, was es handelt, das Wesentliche und Gewisse vor dem Ungewissen, Zufälligen vorhergegangen sein; und in

*) Also wohl Individuen, Dinge.

unseren ursprünglichen Sprachen findet durchgängig das offenbare Gegentheil statt. Tönende Verba sind die ältesten Machtelemente der ältesten Sprachen. Tönende Verba? Handlungen und noch nichts, was da handelt? Prädicate und noch kein Subject? Der himmlische Genius mag dieses sich fremd finden, aber nicht das sinnliche, menschliche Geschöpf; denn was rührte dies, wie wir gesehen haben, eben inniger, als diese tönenden Handlungen?.... Das erste Wörterbuch war aus den Lauten der Welt gesammelt. Von jedem tönenden Wesen klang sein Name; die menschliche Seele prägte ihr Bild darauf, dachte sie als Merkzeichen; wie nun anders, als daß diese tönenden Interjectionen die ersten Machtworte der Sprache wurden? Und so sind z. B. die morgenländischen Sprachen voll Verba als Grundwurzeln der Sprache. Das Kind nennt das Schaf als Schaf nicht, sondern als ein blökendes Geschöpf und macht also die Interjection zu einem Verbo."

„Alle alten, wilden Sprachen sind voll von diesem Ursprunge; und in einem philosophischen Wörterbuche der Morgenländer wäre jedes Stammwort mit seiner Familie recht gestellet und gesund entwickelt, eine Charte vom Gange des menschlichen Geistes, eine Geschichte seiner Entwicklung, und ein ganzes solches Wörterbuch die vortrefflichste Probe von der Erfindungskunst der menschlichen Seele."

„Indem die ganze Natur tönt, so ist einem sinnlichen Menschen nichts natürlicher, als daß er denkt, sie lebe, sie spreche, sie handle. Jener Wilde sah den hohen Baum mit seinem prächtigen Gipfel und bewunderte ihn; der Gipfel rauschte: das, sprach er, ist die webende Gottheit! er fiel nieder und betete an. Sehet da die Geschichte des sinnlichen

Menschen, das dunkle Band, wie aus den Verbis Nomina werden und zugleich den leichtesten Schritt zur Abstraction."

„Bei den Wilden von Nordamerika z. B. ist noch alles belebt: jede Sache hat ihren Genius, ihren Geist; und daß es bei Griechen und Morgenländern ebenso gewesen, davon zeugt ihr ältestes Wörterbuch, ihre älteste Grammatik. Sie sind, wie es die ganze Natur dem Erfinder war, ein Pantheon, ein Reich belebter handelnder Wesen."

In diesen Worten liegen zwei große Wahrheiten, die Herder mit der ihm eigenen Divinationsgabe schon erreichte, bevor sie durch die Wissenschaft bestätigt wurden, und zwei große Irrthümer, die durch die Ergebnisse der Sprachwissenschaft gründlich widerlegt sind.

Die Wahrheiten sind:

1) Daß der erste Gedankeninhalt, der älteste Besitz der Sprachen weit eher Verba zu nennen sind, als Substantive (wir werden später sehen, daß keins dieser Wörter vollkommen paßt), da in den ursprünglichen Bestandtheilen derselben, den Wurzeln, ausnahmslos eine Thätigkeit ausgeprägt ist.

2) Daß die Sprache Entfaltung aus Einem Princip, Wachsthum des menschlichen Geistes, Ausbreitung desselben zu stets höherem Bewußtwerden der Schöpfung und Eindringen in diese, mit einem Worte Entwicklung der menschlichen Vernunft enthält, und daß wir durch ein aufmerksames Studium der Sprache dieses Wachsen der Menschenvernunft bis in seine ursprünglichsten Tiefen zu verfolgen vermögen.

Die Irrthümer sind:

1) Der seltsame Trugschluß, daß, weil die menschliche Sprache durch Laute sich vollzieht, an Laute gebunden ist,

nun auch die Schöpfung selbst zu dem Menschen durch ihre Töne geredet haben müsse, nur daß der Mensch, indem er ein Echo dieser Töne wurde, allmählich diese Sprache habe verstehen lernen, was Herder an einer anderen Stelle noch drastischer ausdrückt: „Da sang und tönte also die ganze Natur dem Menschen vor: und der Gesang des Menschen ward ein Concert aller dieser Stimmen.“

2) Daß der Uebergang von der distincten Auffassung einer bestimmten Thätigkeit zu der Abstraction und Bezeichnung einer diese Thätigkeit ausübenden Persönlichkeit ein so natürlicher und selbstverständlicher gewesen sei. So sehr das Bewußtsein der Individualität in allen Wesen das treibende und unmittelbar gewisse Princip ist, so ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem instinctiven Bewußtsein des eigenen und fremden Ich einerseits und der in die Helle des sprachlichen oder vernünftigen Denkens eingetretenen Subjectivität. Diese ist und kann erst die Frucht einer späteren Entwicklung sein. So unmöglich es uns auch heute scheinen mag, ohne das ich und du zu denken und zu sprechen, so beweist doch schon einfache Beobachtung der kindlichen Sprachentwicklung, daß die objective Auffassung der eigenen Person dem Subjectivismus in der Sprache vorausgeht.

Lazar Geiger sagt im „Ursprung der Sprache“ p. 16: „Das Auftreten der Sprachforschung als einer selbständigen, von allen praktischen und äußerlichen Zwecken losgelösten Wissenschaft am Anfange dieses Jahrhunderts, einer Wissenschaft von den vorhistorischen Zuständen der Völker, ist ein großes, für die Geschichte der Menschheit unglaublich wichtiges Ereigniß. Die Sprachvergleichung stürzte die bisherigen sehr dunkelen Vorstellungen von den ältesten Völkerbildungen und

Wanderungen völlig um. Man lernte zwischen verwandten und nichtverwandten Völkern unterscheiden, und erlangte ein weit sichereres und feineres Mittel für die Eintheilung der Menschheit in Stämme, als naturhistorische Kennzeichen bis dahin an die Hand gegeben hatten. Man sah in weiter, schwindelnder Ferne der Urzeit die Hoffnung auf eine bestimmte Kenntniß von Zuständen des Alterthums winken, über dessen bloßes Dasein bis dahin alle Geschichte geschwiegen hatte. Die Uebereinstimmung räumlich in ihrem Gebiete weit getrennter Sprachen zwang zu der Annahme, daß Inder Perser, Griechen, Slaven, Germanen, Römer und Celten dereinst ein einziges, nur eine Sprache redendes Volk gewesen seien und der Vorrath von Wörtern, die allen diesen Sprachen gemeinsam sind, gestattete Schlüsse auf den Zustand jenes Urvolkes ... Für den Fortschritt der Sprachbetrachtung selbst aber ergab sich ein ungemein glücklicher Umstand in der genialen Leistung der Inder, welche auf diesem Gebiete die wahren Lehrer Europas geworden sind, und durch den Aufschluß, den sie über den Bau ihrer alten Sprache, des Sanskrit, gewonnen hatten, uns zugleich für das Verständniß unserer eigenen, mit jener innig verwandten, die trefflichsten Vorarbeiten überlieferten. Die indischen Grammatiker haben schon vor mehr als zweitausend Jahren die Wörter ihrer Sprache sämmtlich aus Verbalwurzeln abzuleiten versucht, sie haben diese Wurzeln zu Verzeichnissen zusammengestellt, welche geeignet waren, allen Sprachen des Stammes zu Grunde gelegt zu werden. Hierdurch brach sich unter den europäischen Sprachforschern sehr rasch die Ueberzeugung Bahn, daß der ganze gewaltige Wortreichthum der Sprache aus einer weit geringeren Zahl von Elementen, den

Wurzeln, entsprungen sei, und daß diese wesentlich nur Zeitwortbegriffe enthalten."

„Unter den Indern hat der Kampf der Parteien, der mit dem Siege dieser hochwichtigen Wahrheit endigte, Streitfragen mit sich geführt, die zu den interessantesten auf dem Gebiete der Sprachengeschichte gehören. Während die Griechen das Verhältniß des Wortes zu seinem Gegenstande untersuchten und das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines inneren Grundes in Erwägung zogen, in dessen Folge bestimmte Laute bestimmte Dinge bezeichneten, hatten die Inder noch eine ganz andere Seite der Frage vor Augen, die zu der griechischen Betrachtung eine bedeutungsvolle Ergänzung bildet, nämlich das Verhältniß der Benennungen von Dingen zu ihrem Ursprunge in Thätigkeitsbegriffen. Es handelt sich hier nicht um den Zusammenhang zwischen Ding und Wort, und auch nicht um den zwischen Begriff und Laut, sondern nur um das Verhältniß der abgeleiteten Begriffe zu den Wurzelbegriffen. Die Einschränkungen, unter welchen die Schule des Gargja die Ableitung der Substantiva von Verben gelten lassen wollte, gehen von sehr begründeten Bedenken aus und treffen ein nicht weniger tiefes Dilemma, als die Einwürfe griechischer Philosophen gegen die Annahme eines constanten Natur-Zusammenhangs zwischen Wort und Sache. Warum, wenn z. B. das Gras trina vom Hindurchbringen, das Pferd açva vom Zurücklegen eines Weges benannt wird, heißen nicht alle Dinge, die hindurchbringen trina, alle die einen Weg zurücklegen açva? Und umgekehrt: warum sollten es gerade diese Thätigkeiten sein, von denen ein bestimmter Gegenstand benannt wird, und nicht auch alle anderen, die

ihm ebenso gut zukommen? „Man kann“, fügt ein späterer Commentator hinzu, „man kann fragen, warum es so ist. Aber dann muß man die Welt fragen, mit der Welt hadern, da nicht ich dieses Gesetz gemacht habe. Alle Hauptwörter kommen von Zeitwörtern, aber die Wahl der benennenden Thätigkeit ist regellos. Höchstens findet eine gewisse Regelmäßigkeit in Beziehung auf diejenigen statt, die bestimmte Handlungen vorzugsweise verrichten. Wenn man sagt, mehrere Dinge hätten einen einzigen Namen, und ein einziges Ding hätte mehrere Namen haben können, so läßt sich nur antworten: es ist in der wirklichen Sprache nicht so, die Worte sind in der Sprache nach ihrer individuellen Natur fixirt.“ “

Auch die arabischen und hebräischen Grammatiker stellten, wie Geiger meint, in Folge indischen Einflusses, ganz ähnliche Wurzelverzeichnisse für die semitischen Sprachen auf.

„Was aus der veränderten und nun erst wissenschaftlich gewordenen Anschauung von dem wirklichen Bestande der Sprache resultirte, war vor Allem, daß die Erklärung der Wörter in ihrer Zurückführung auf Wurzeln bestand, und nur die Wurzeln eine selbständige Erklärung verlangten. Zum Beispiel, wie das Wort Tag entsteht, läßt sich nun gleichsam historisch belegen; es kommt von einer Wurzel, die im Sanskrit dah lautet und brennen bedeutet. Die Durchschnittszahl der Wurzeln einer Sprache schätzt Pott — gewiß eher zu hoch als zu niedrig — auf tausend. Diese höchstens tausend Wurzeln also sind es, auf die sich die Frage der Sprachentstehung gegenwärtig allein noch beziehen kann. Aus diesen entstehen sodann die Wörter; die unmittelbare Entstehung eines Wortes zur Bezeichnung eines Gegenstandes ist unmöglich. Weder durch Verabredung,

noch durch Schallnachahmung, noch auf irgend eine andere Weise kann ein Ding direct zu seinem Namen gelangen; es wird vielmehr immer aus einer vorhandenen Wurzel erst abgeleitet."

Diese Wurzeln nun, der Urbesitz der Sprache, verrathen nicht das Mindeste von Laut- oder Schallnachahmung; die von ihnen abgeleiteten Worte zur Bezeichnung der Dinge sind häufig viel concreter, sinnlicher als die Begriffe der Wurzeln selbst, welche in nicht seltenen Fällen einen geistigen Inhalt haben. „So ist z. B. unser Wort Vieh schon im Sanskrit zu finden und ist dort mit unserem Thier so ziemlich gleichbedeutend. Ist die uralte Benennung nun etwa aus der Nachahmung eines thierischen Gebrülls entstanden? Keineswegs. Es bedeutet den Besitz, wie das gothische faihu noch zeigt, das ganz allgemein Besitz bedeutet, wie auch aus dem lateinischen pecunia hervorgeht. Die Einzelgegenstände werden unter allgemeine Vorstellungen subsumirt, indem z. B. der Dachs als ein grabendes Thier, die Schwester als eine Verbundene aufgefaßt wird; der Besitz allgemeiner Vorstellungen wäre demnach das Primäre und der Mensch, weit entfernt einem brüllenden Wolfe nachzubrüllen, einem blökenden Schafe nachzublöken, würde zunächst die Begriffe graben, besitzen, verbinden wiedergegeben und dann alles Einzelne rings um ihn her unter diese Begriffe subsumirt und durch die bereits für sie fertigen Wurzellaute ebenfalls bezeichnet haben."

Diese ganze Darstellung erörtert mit besonderer Klarheit das Verhältniß der subjectiven und der objectiven Welt, der Welt des Denkens, in welche sich die Außenwelt zu verwandeln hat, soll sie anders von dem Menschen be-

griffen und aufgefaßt werden, und der Außenwelt mit ihren festen, bestimmten, unveränderlichen Erscheinungen, welche dem flüchtigen, wandelbaren, von der Phantasie so ungemein bedingten und beherrschten Denken den sicheren Grund und Halt verleiht, so daß man mit Recht sagen kann: Die Wirklichkeit ist der beständige Regulator unseres Denkens. Schon Humboldt hat auf dieses Verhältniß und seine unausgesetzte Wechselwirkung bei der Sprachentwicklung und dem Geistesleben des Menschen an verschiedenen Stellen aufmerksam gemacht:

„Die Sprache bezeichnet nicht bloß die an sich schon wahrgenommenen Gegenstände. Wie ohne sie kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äußere nur vermittelst des Begriffs für sie vollendete Wesenheit erhält. In die Bildung und in den Bau der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele entstandenen Bildes. In jeder Sprache liegt darum eine eigenthümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die äußerlich und innerlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zugeführt."

Dazu die oben Seite 80 citirte Stelle.

„Ursprünglich, in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes, darf man sich, was den Laut angeht, und was der innere Sprachzweck erfordert, die bezeichnenden und die das zu Bezeichnende erzeugenden Kräfte auf keine Weise geschieden denken. Beide vereint und umfaßt das allgemeine Sprachvermögen. Wie aber der Gedanke, als Wort, die Außenwelt berührt, wie durch die Ueberlieferung einer schon vorhandenen Sprache dem Menschen, der sie doch in sich immer selbstthätig wiedererzeugen muß, die Gewalt eines schon geformten Stoffes entgegentritt, kann die Scheidung entstehen, welche uns berechtigt und verpflichtet, die Spracherzeugung von diesen zwei Seiten zu betrachten."

„Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und Lautes fordert etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dieses Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung von Nehmen, in Verstand die des Stehens, in Blüte die des Hervorquellens liegt; es gehört der äußeren oder inneren Empfindung oder Thätigkeit an. Wenn die Ableitung es richtig entdecken läßt, kann man, immer das Concretere mehr davon absondernd, . . . in die allgemeinen Sphären des Raums und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangen. (Hier unterliegt Humboldt dem weitverbreiteten Irrthum, daß die ersten Anfänge der Sprache zugleich die durch die Philosophie ermittelten allgemeinsten Abstractionen gewesen sein müßten; ein Irrthum, welcher daraus hervorgeht, daß eben das Wesen der Sprache und des Denkens überall Abstraction ist). Wenn man nun auf diese Weise die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelnen Punkte gelingen,

die Fäden ihres Zusammenhanges zu erkennen, und das allgemeine Verfahren in ihr individualisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen zu zeichnen. Man versucht alsdann von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen (in diesem letzten Worte liegt ein großer Irrthum) aufzusteigen, durch welche jede Sprache nach dem sie beseelenden Genius in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt."

„Objective und subjective Wurzeln. In Absicht auf die Erzeugung der Wörter gibt es einen sich auch auf die Wurzelwörter beziehenden, noch bisher sehr vernachlässigten Unterschied. Die große Anzahl derselben ist gleichsam erzählender oder beschreibender Natur, bezeichnet Bewegungen, Eigenschaften und Gegenstände an sich, ohne Beziehung auf eine anzunehmende oder gefühlte Persönlichkeit, bei anderen hingegen macht gerade der Ausdruck dieser oder die schlichte Beziehung auf dieselbe das ausschließliche Wesen der Bedeutung aus. Die ursprünglichen Wörter in jeder Sprache müssen die Personenwörter sein und es ist eine ganz unrichtige Vorstellung, das Pronomen als den spätesten Redetheil in der Sprache anzusehen. Das Erste ist natürlich die Persönlichkeit des Sprechenden selbst, der in beständiger unmittelbarer Berührung mit der Natur steht und unmöglich unterlassen kann, auch in der Sprache ihr den Ausdruck seines Ich gegenüberzustellen. Im Ich aber ist von selbst auch das Du gegeben und durch einen neuen Gegensatz entsteht die dritte Person, die sich aber, da nun der Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen wird, auch zur todten Sache erweitert."

Humboldt geht hier von der Ansicht aus, daß eine



doppelte Erzeugungsquelle der Wurzelwörter anzunehmen sei, eine sich an die Charakteristik der Außendinge anlehnende oder objective, und eine unmittelbar aus dem Redenden, seiner Empfindung und seinen direkten Raumverhältnissen hervorgehende; ja er hält die letztere für die nothwendigste also ursprünglichste. Er sagt: „Die subjectiven Wurzeln hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich und konnte bis zur Vollendung allmählicher Spracherweiterung gewissermaßen ausreichen. Er deutet daher auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin, was ohne bestimmte historische Beweise von den objectiven Wurzeln nur mit großer Behutsamkeit angenommen werden kann.“ Daß auch diese Ansicht eine irrthümliche ist, daß vielmehr das Sprachbewußtsein gerade am meisten an dem Objectiven haftet, werden wir später zeigen. Ich muß aber hier anführen, daß diese Humboldt'sche Ansicht, wornach die bei der Bildung der Verba, wie überhaupt in dem ganzen Flexions- und Beziehungs-Apparat der Sprachen so wesentlich mitwirkenden Pronominal-Stämme, in denen jederzeit das Individuelle zum Vorschein kommt, das eigentlich Ursprüngliche in der Sprachbildung sind, so ziemlich mit der auch von Schopenhauer in seiner „Welt als Wille und Vorstellung“ ausgesprochenen Vermuthung übereinkommt:

„Nachdem ich Kant's Lehre von den Kategorieen ebenso habe verwerfen müssen, wie er selbst die des Aristoteles verwarf, will ich hier auf einen dritten Weg zur Erreichung des Beabsichtigten vorschlagsweise hinzeigen. Was nämlich Beide unter dem Namen der Kategorieen suchten, waren jedenfalls die allgemeinsten Begriffe, unter welche man alle noch

so verschiedenen Dinge subsumiren müsse, durch welche daher alles Vorhandene zuletzt gedacht werden müsse. Deshalb eben faßte sie Kant als die Formen alles Denkens auf."

„Sollten nun nicht diese alleroberſten Begriffe, dieser Grundbaß der Vernunft, welcher die Unterlage alles specielleren Denkens ist, ohne dessen Anwendung daher gar kein Denken vor sich gehen kann, am Ende in den Begriffen liegen, welche eben wegen ihrer überschwänglichen Allgemeinheit (Transscendentalität) nicht an einzelnen Wörtern, sondern an ganzen Klassen von Wörtern ihren Ausdruck haben, indem bei jedem Worte, welches es auch sei, einer von ihnen schon mitgedacht ist; demgemäß man ihre Bezeichnung nicht im Lexicon, sondern in der Grammatik zu suchen hätte? Sollten es also nicht zuletzt jene Unterschiede der Begriffe sein, vermöge welcher das sie ausdrückende Wort entweder ein Substantiv, oder ein Adjectiv, ein Verbum oder ein Adverbium, ein Pronomen, Präposition oder sonstige Partikel sei, kurz die partes orationis? Denn unstreitig bezeichnen diese die Formen, welche alles Denken zunächst annimmt und in denen es sich unmittelbar bewegt; deshalb eben sind sie die wesentlichen Sprachformen, die Grundbestandtheile jeder Sprache, so daß wir uns keine Sprache denken können, die nicht wenigstens aus Substantiven, Adjectiven und Verben bestände."

Ich sage, diese Hypothese stimmt mit der Humboldt'schen Ansicht im Wesentlichen zusammen; denn was den Charakter des Verbums, Substantivs, Adjectivs ausmacht, das sind eben, wie die Sprachwissenschaft nachweist, ihre zur Flexion verwandten pronominalen Bestandtheile oder Suffixe, welche sie aus der Allgemeinheit des Begriffs in die individuelle Beschränkung gleichsam herabziehen.

Die Hauptfrage, worum es sich in allen hier angeführten Stellen handelt, ist eigentlich in einfachen Worten ausgesprochen: welches denn wohl die Grundanschauungen gewesen sein mögen, die in der Sprache zuerst in die Erscheinung und damit zugleich in das Bewußtsein des Menschen getreten sind, Anschauungen, welche an den elementarsten Besitz der Sprache, die Wurzeln, gebunden, deren Inhalt oder Bedeutung, nachmals sich fort und fort entwickelten, d. h. sich specialisirten und differenzirten, jedoch immer so, daß die Grundanschauung in dem Geiste des Menschen mit fortgetragen wurde und bei der Schöpfung des neuen, abgeleiteten Wortes mitthätig wirkte, ansonsten ja eben dieses Neue unverständlich geblieben, nicht Gemeinbesitz hätte werden können. Wie aus der lichtvollen Darstellung L. Geiger's zu entnehmen, waren es Verbalwurzeln oder Thätigkeitswörter, und auch Humboldt nähert sich dieser Wahrheit sehr, wenn er auch durch die scheinbare Unentbehrlichkeit der individuellen oder subjectiven Bestandtheile der Sprache wieder von ihr abgelenkt wird. Besonders werthvoll aber ist in den citirten Stellen das Zurückweisen des als selbstverständlich angesehenen objectiven Uebergewichts, d. h. der Meinung, daß die — auch anderweitig bekannten und erkannten — Dinge der Außenwelt nur durch die Worte hätten einfach bezeichnet zu werden brauchen, eine Ansicht, der, wie bemerkt, ja auch Herder noch in ausgiebigster Weise huldigte. Daß durch die Sprache erst die Dinge in das Bewußtsein des Menschen einziehen, die Dinge also zu Dingen, zu Gegenständen der Beachtung und Betrachtung werden, diese hochwichtige Wahrheit hat erst Humboldt, wenn auch noch nicht in ganzer Schärfe und Bestimmtheit, ausgesprochen.

Was die Dinge in der menschlichen Anschauung eigentlich zu Dingen macht, das ist, daß der Mensch mit ihrem Begriffe die Kategorie des Ruhenden oder Dauernden, des Substantialen oder selbständigen Seins verbindet. Wir treten mit dieser Auffassung aus dem Gebiete des rein sprachlichen Problems in das logische und metaphysische über und dennoch prägt sich dasselbe, wie wir schon bei Gelegenheit der platonischen Unterscheidung zwischen Onoma und Rhema bemerkten, gerade in der Sprache am allerdeutlichsten aus, welche, sobald sie sich zu der ihren Hauptinhalt ausmachenden Form des Urtheils entfaltet hat, die beiden Redetheile Substantiv und Verb, oder Subject und Prädicat mit Nothwendigkeit unterscheidet. Darin liegt denn auch das Wahre in Schopenhauer's Vermuthung, welche er auch in der eben angedeuteten Weise begründet: „Das Denken", sagt er, „besteht durchweg aus Urtheilen; Urtheile sind die Fäden des ganzen Gewebes. Denn ohne Gebrauch eines Verbi geht unser Denken nicht von der Stelle, und so oft wir ein Verbum gebrauchen, urtheilen wir."

In der richtigen Auffassung des Verbalbegriffs und seines Verhältnisses zu den Substantivbegriffen muß deshalb ein gut Theil Aufklärung über das Problem der Sprachentstehung und -Entwicklung zu finden sein, sowie auch über die Art und Weise, wie etwa die objective Welt, durch Umwandlung von Thätigkeitsbegriffen in Substantialbegriffe sich in das menschliche Denken hat einfügen lassen. Es mögen daher die einschlägigen Stellen W. v. Humboldt's hier zunächst wieder angeführt werden:

„Verbalwurzeln. Insofern sich die Wurzellaute durch ihre stetige Wiederkehr in sehr abwechselnden Formen

kenntlich machen, müssen sie in dem Grade mehr zur Klarheit gelangen, in welchem eine Sprache den Begriff des Verbum seiner Natur gemäßer in sich ausgebildet hat. Denn bei der Flüchtigkeit und Beweglichkeit dieses gleichsam nie ruhenden Redetheils zeigt sich nothwendig dieselbe Wurzelsilbe mit immer wechselnden Nebenlauten. Es liegt in der Natur der Sprachentwicklung, daß sogar geschichtlich die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Akte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können, insofern diese einfache Wörter ausmachen. Bewegung und Beschaffenheit stehen einander aber an sich nahe und ein lebhafter Sprachsinn reißt die letztere noch häufiger zu der ersteren hin."

„Der Akt der Synthesis (der selbstthätigen Verbindung) muß gleichsam immateriell sich in der Sprache offenbaren, man muß inne werden, daß er gleich einem Blitze dieselbe durchleuchtet und die zu verbindenden Stoffe wie eine Glut aus unbekannten Regionen in einander verschmolzen hat. Wenn z. B. in einer Sprache eine Wurzel durch ein Suffix zum Substantiv gestempelt wird, so ist das Suffix das materielle Zeichen der Beziehung des Begriffs auf die Kategorie der Substanz. Der synthetische Akt aber, durch welchen unmittelbar beim Aussprechen des Wortes diese Versetzung im Geiste selber vorgeht, hat in dem Worte selbst kein eigenes einzelnes Zeichen, sondern sein Dasein offenbart sich durch die Einheit und Abhängigkeit von einander, zu welcher Suffix und Wurzel verschmolzen sind. Man kann diesen Akt den Akt des selbstthätigen Setzens durch Zusammenfassung (Synthesis) nennen. (Hier

haben wir also das Pendant zu Kant's „transscendentaler synthetischer Einheit der Apperception.") Er kehrt überall in der Sprache wieder. Am deutlichsten und offenbarsten erkennt man ihn in der Satzbildung, dann in den durch Flexion oder Affixa abgeleiteten Wörtern. In jedem dieser Fälle wird durch Verbindung etwas Neues geschaffen und wirklich etwas (ideal) für sich Bestehendes gesetzt. Der Geist schafft, stellt sich aber das Geschaffene durch denselben Akt gegenüber und läßt es als Object auf sich zurückwirken. So entsteht aus der sich im Menschen reflektirenden Welt zwischen ihm und ihr die ihn mit ihr verknüpfende und sie durch ihn befruchtende Sprache. Auf diese Weise wird es klar, wie von der Stärke dieses Aktes das ganze, eine bestimmte Sprache durch alle Perioden hindurch beseelende Leben abhängt."

Dieser synthetische Akt ist von besonderer Wichtigkeit beim Verbum. „Das Verbum unterscheidet sich vom Nomen und von den andern möglicherweise im einfachen Satze vorkommenden Redetheilen mit schneidender Bestimmtheit dadurch, daß ihm allein der Akt des synthetischen Setzens als grammatische Function beigegeben ist. Es liegt zwischen ihm und den übrigen Worten des einfachen Satzes ein Unterschied, der diese mit ihm zur gleichen Gattung zu zählen verbietet. Alle übrigen Wörter des einfachen Satzes sind gleichsam todtdaliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und denselben synthetischen Akt knüpft es durch das Sein das Subject mit dem Prädicat zusammen; allein so, daß das Sein, welches mit einem energischen Prädicat in ein Handeln übergeht, dem Subjecte

selbst beigelegt, also das bloß als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgang in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht bloß den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt. Der Gedanke verläßt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über."

„Folgendes sind die Punkte, von welchen die richtige Würdigung und Behandlung des Verbums in einer Sprache abhängt:

1) muß die Andeutung der zusammenfassenden Kraft des Verbums allein auf der grammatischen Behandlung dieses Redetheils beruhen, d. h. es muß sich von allen übrigen Redetheilen des einfachen Satzes dem Wesen nach unterscheiden und darf namentlich mit dem Nomen nichts gemein haben.

2) darf das Verbum niemals substanzartig ruhen, sondern muß immer in einem einzelnen, von allen Seiten bestimmten Handeln erscheinen."

„Von innerer Verkennung oder vielmehr von nicht voller Anerkennung der Verbalfunction zeugt die Verdunkelung der Grenze zwischen Nomen und Verbum. Dasselbe Wort kann in solchen Sprachen als beide Redetheile gebraucht werden; jedes Nomen läßt sich zum Verbum stempeln; die Kennzeichen des Verbums modificiren mehr seinen Begriff, als sie seine Function charakterisiren; die der Tempora und Modi begleiten das Verbum in eigener Selbständigkeit und die Verbindung mit dem Pronomen ist so lose, daß man gezwungen wird, zwischen demselben und dem angeblichen Verbum, welches eher eine Nominalform ist mit Verbalbedeutung, das Verbum sein im Geiste zu ergänzen. Hieraus entsteht natürlich, daß wahre Verbalbeziehungen zu Nominalbeziehungen hin=

gezogen werden und beide auf die mannigfaltigste Weise in einander übergehen. Beispiel: Der Malayische Sprachstamm."

Die Auffassung des Verbums als des lebendigen und belebenden Theils der Sprache, zu welchem sich die übrigen Redetheile als todtliegendes Material verhalten, das erst in der Verbindung, die es mit jenem eingeht, in Fluß gerathen, durchgeistigt und auf die Wirklichkeit bezogen werden kann, zwingt uns, jenen Satztheil als den ursprünglichsten, nothwendigsten, sowie als den Keim zu betrachten, aus welchem sich durch Selbsttheilung, Sprossung und Entfaltung alle übrigen erst haben entwickeln können. Uebrigens ist das Bewußtsein dieses Unterschiedes überall schon da eingetreten, wo der Mensch auf das Wesen und die Natur seiner Sprache nur einige Aufmerksamkeit verwandte. Selbst im Chinesischen, das doch auf der monosyllabischen Stufe verharrend, keine eigentlichen Verba und Substantiva herausbilden konnte, wo also der Unterschied nicht äußerlich in der Bezeichnung, sondern nur innerlich im Bewußtsein ruhen konnte, haben die Grammatiker die Distinktion zwischen ssè-tsé und sing-tsé, todten und lebendigen Wörtern aufgestellt, mit ersteren die Substantive, mit letzteren die Verba bezeichnend. Auch die dem Wesen nach äquivalente Unterscheidung zwischen unbewegten und bewegten Wörtern findet sich bei ihnen.

Wenn demnach, wie nicht zu bezweifeln ist, die Verbalstämme der ursprünglichste, in einer gewissen frühen Stufe der Sprachentwicklung sogar ausschließliche Besitz der menschlichen Sprache und des durch diese ermöglichten Denkens gewesen sind, so lassen sich wohl die letzten Fragen, die wir über den Ursprung der Sprache selbst aufstellen, außerordentlich

einfach und klar formuliren. Diese Fragen müßten nämlich lauten:

1. Welche Grundschauungen sind in den ältesten Elementen der Spracherzeugung, den Verbalwurzeln nachweisbar?

2. Stehen die Laute dieser Wurzeln in irgend einem causalen Zusammenhange mit ihrer Bedeutung, also mit dem was dabei gedacht oder ausgesprochen wurde? Mit anderen Worten, sind sie so beschaffen, daß auch der Fremde, der die Sprache nicht Verstehende, durch den bloßen Klang der Laute zum Verständnisse gelangen konnte, etwa wie durch das Anschauen einer Gebärde, oder durch den eigenthümlichen Zauber eines Weherufes, Lockrufs u. s. w.?

3. Wenn die Grund-Elemente der Sprache Verbal-Wurzeln sind, haftet an ihnen eine Thätigkeit. Welcher Art ist nun diese? Durch welchen Sinn wird sie wahrgenommen und als solche sprachlich ausgedrückt? Wohl nicht durch die niederen Sinne (Geruch und Geschmack), sondern durch die höheren. Etwa auch durch das Gehör? Kann eine Thätigkeit überhaupt durch das Gehör wahrgenommen werden? Nein; das Geräusch kann nur an die bereits bekannte Thätigkeit erinnern. Es bleibt also nur noch der Gesichtssinn. Kann dieser aber Objecte sehen und verstehen, ohne durch einen anderen Sinn belehrt zu werden?

4. Wie entwickelte sich aus dem Verbalbegriffe der Substantivbegriff? Was ist die Eigenthümlichkeit des letzteren? Doch wohl ein Herausnehmen aus der Flucht der Erscheinungen, die Abstraction eines besonderen Wesens, von welchem die bestimmte Verbalthätigkeit entweder immer ausgehend gedacht wird, oder auf welches diese Thätigkeit immer übergeht. In dem ersteren Falle wäre das Subject das

zuerst Entwickelte und Nothwendigste zur Satzbildung, in dem letzteren Falle das Object.

5. Gab es eine Epoche der bloßen Wahrnehmung der Thätigkeit, wie sie uns etwa heute noch in den unpersönlichen Zeitwörtern: es schneit, es regnet, es donnert u. s. w. trümmerhaft erhalten ist, in welchen sich weder ein Subject noch ein Object zu gesonderter Auffassung herausentwickelt hat, sondern in dem Zeitwort wie im Keime verborgen bleibt? Oder mußte, um das Sprachbewußtsein im Flusse zu erhalten, die Welt der Dinge stets erinnernd und anschaulich zu Hülfe kommen? So daß sich also der Substanzialgehalt des Verbums gleichsam außerhalb krystallisirte, verkörperte?

6. Wurden die Dinge etwa als Empfindung erweckend oder den Willen erregend, d. h. begehrens- oder hassenswerth, zuerst aufgefaßt und bezeichnet? So also daß das Interesse, das sich an sie heftete, zur Mittheilung veranlaßt hätte? Also daß „essen, trinken, süß und sauer, gut und schlecht" naturgemäß die primitivsten, allgemein bekannten und verständlichen Begriffe gewesen wären, welche nun die Handhabe boten, mit deren Hülfe man immer tiefer in das eigentliche Wesen der Dinge eindringen konnte? Galten die Dinge, mit anderen Worten, schon der ältesten Sprachanschauung als objective Causalität?

7. Oder faßte man die Dinge erst als Subjecte der von ihnen ausgehenden Thätigkeit auf, so daß alsbald zu dem Blitzen der Blitz, zu dem Leuchten das Licht hinzugedacht wurde? So also daß das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit nun auch auf die thätigen und wirksamen Wesen der Außenwelt übertragen wurde und diese alsdann in ihrer immer wiederkehrenden, regelmäßigen Wirkungsweise sich von

den übrigen Dingen aussonderten, zu selbständiger Existenz gelangten. Also daß: „der Vogel fliegt; der Fisch schwimmt; die Katze schnurrt; der Schnee ist weiß“, wie noch heute bei den Kindern, so bei den Völkern gleichsam die elementarsten Sätze der erwachenden Vernunft und des wachsenden Erfahrungswissens ausgemacht hätten? Mit anderen Worten wurden die Dinge zuerst persönlich, als subjective Causalität aufgefaßt?

8. Oder endlich war es die eigene, durch gleichartige Wesen, also Menschen und Thiere wiedergespiegelte Thätigkeit, welche den Inhalt jener ursprünglichen Verbalwurzeln ausmachte, so daß also die Dinge nicht nur persönlich, sondern auch nach den Kategorieen der dem Menschen eigenen Thätigkeiten und Bewegungen allmählich in den Anschauungskreis der spracherzeugenden Menschen traten? Waren also etwa die Spinne als Weberin, die Milbe als mahlendes, die Bremse als stechendes Wesen älteste Substantive?

9. Oder ist es natürlicher und verständlicher, daß die von dem Menschen, und vielleicht auch den von ihm noch sich selbst gleichgestellten Thieren ausgehende Thätigkeit sich in seinen Gedankenkreisen zunächst mit jenen Dingen vermählt und verbindet, auf welche jene Thätigkeit nothwendig und naturgemäß übergeht, so daß also bei der Verbalwurzel mal, mahlen, zerreiben sich das Object dieser Thätigkeit, seien es die Mahlsteine oder die zu zermahlende Frucht, alsbald dem Bewußtsein dargestellt hätte und nun als nächstes Object (Mühle, Mehl) gleichsam aus dem substanzialen Inhalt jener Verbalwurzel herauskrystallisirt und zum Substantiv geworden wäre?

Zur Beantwortung aller dieser Fragen steht uns der historische und der psychologische Weg offen. Ersterer leitet

uns an der Hand der empirischen Sprachforschung von Stufe zu Stufe hinauf zu immer höheren Höhen, wo sich lautlich und begrifflich differenzirte Wurzelworte immer mehr zu ursprünglich einheitlichen Anschauungen vereinigen, bis wir endlich zu jener jungfräulichen Alpenregion emporbringen, wo aus einem oder wenigen Quellen oder Sprachlauten das ganze Sprachleben mit seinen gewaltigen Strömen und unermeßlichen Oceanen hervorgequollen ist. Letzterer wird uns die Mittel an die Hand geben, aus den Grundbedingungen des heutigen Sprechens, Denkens und Verstehens auch auf die Vorgänge jenes ersten Werdens der menschlichen Vernunft Rückschlüsse zu ziehen und gewisse Elemente als unumgänglich nothwendig, damit ein Denken zu Stande kommen kann, auch schon für jene aller menschlichen Erinnerung längst entschwundene Zeit, da zuerst etwas dem Denken Analoges eintrat, zu verlangen.

Dann erst, wenn diese Fragen in genügender, jeden Zweifel ausschließender Weise werden beantwortet sein, werden wir die wichtigste und letzte Frage zu confrontiren haben: Wie und wodurch war es möglich, daß einmal eine Thiergattung durch Ausstoßen bestimmter Laute, mit welchen zugleich ganz bestimmte innere Vorstellungen verknüpft waren, sich selber ein erhöhtes, vollkommeneres Bewußtsein, eine gemeinsame Seele zu verschaffen im Stande war, deren Gemeinverständniß immer klarer, heller und umfassender wurde, und sich aus dem Bewußtsein der Individuen zusammensetzend, auf diese zugleich wieder zurückwirkte und ihre Seele mit dem Lichte jener allgemeinen Klarheit durchstrahlte?

Ich will aber hier vorgreifend zunächst eine Stelle aus Lazar Geiger's „Ursprung der Sprache und Vernunft“

anführen, in welcher dieser ausgezeichnete Forscher den Weg, welchen nach seiner Ansicht die Vernunft in ihrem allmählichen Entwicklungsgange genommen hat, gleichsam als das Endergebniß seiner eindringenden Studien und tiefsinnigen Speculation in allgemeinsten Zügen entwirft (I, 42):

„Von den das erste sprachbildende Geschlecht so ganz vorzüglich interessirenden Handlungen der Thiere und Menschen, von den mit diesen verwechselten Handlungen des Leblosen rückt die Benennung erst gegen das Handelnde selbst vor, oder sie gelangt auch zu den Dingen von dem zündenden Momente aus, wo sie mit menschlicher oder thierischer Thätigkeit in Berührung treten, aus ihr hervorgehen oder entstehen oder eine Umwandlung ihrer Gestalt erfahren; sie stellt eine Unzahl von Geräthen genetisch dar, verfolgt den Baum, von dem Augenblicke, wo er als Holz in menschliche Behandlung tritt, anfangend, durch alle Stadien seiner Verwandlung zu Balken, Brett und Tisch, und schreitet auf solche Weise in stetigem Gange über alles Gestaltete, keines früher, keines später erreichend, als da wo es zuerst wirkend oder leidend, unmittelbar oder mittelbar mit dem das sprachliche Vermögen wesentlich und ewig reizenden Objecte der thierischen Gebärde in Berührung tritt. Daher drückt denn auch die Sprache noch jetzt mit ihrer bestimmtesten Vereinzelung außer den verschiedenartigsten Hantirungen auch die sichtbaren und gestalteten Gegenstände, die Dinge, aus; das Gehörte nur so weit es sich eben an solches Sichtbare anschließt; zur Schilderung von Geruchs- oder Geschmacksempfindungen sind wir bis auf die allgemeinsten Gegensätze gar nicht, oder doch nur mittelbar im Stande; ebenso befinden wir uns in gänz-

licher Verlegenheit, über die Natur eines innern Schmerzgefühls oder überhaupt eines Stimmungszustandes des Gefühlssinns nähere Auskunft zu ertheilen, in welcher Hinsicht sogar ein charakteristischer Schrei ausdrucksvoller und belehrender als die Sprache sein kann; und selbst die Individualisirung der Gestalt findet mit dem Abbrechen der Beziehung zu jenem sie in die Sprache einführenden Anknüpfungspunkte ihre Grenze, so daß wir z. B. für die Beschreibung individueller menschlicher Züge keine Möglichkeit besitzen."

In diesen beiden, etwas langathmigen, Sätzen ist eigentlich in allgemeinen Zügen eine Antwort auf alle oben von mir aufgeworfenen Fragen gegeben. Wie sich die Verbalwurzeln zu Substantiven umbilden konnten, ist der Inhalt des ersten Satzes. Die von mir unterstrichenen Wörter bezeugen deutlich, daß Geiger die Subjecte als die ersten substantivirten Wahrnehmungen annimmt. Ich werde meine abweichende Meinung in den Schlußkapiteln dieser Schrift begründen.

Zunächst will ich nun in dem folgenden Kapitel die in dem zweiten Satze angedeutete Grenze des sprachlichen Ausdrucks des Weiteren erörtern; denn wie eine jede Individualität nicht bloß durch das was sie ist und vermag, sondern auch durch ihre Beschränkung und Ausschließung begriffen werden muß, so wird auch über diese höchste Individualität, die Psyche der Völker und der Menschheit, erst dann das wahre Licht sich ausgießen, wenn wir sie nicht nur in ihrem erfolgreichen Verfahren, mit ihren reichen Mitteln und wunderbarer Umbildungsfähigkeit uns vor Augen führen, sondern auch jene Grenzregionen beleuchten, deren Ueberschreitung, wie es scheint, ihr auf ewig versagt ist.

VII.

Grenzen des sprachlichen Ausdrucks.

In allen Dingen, welche uns umgeben, liegt ein Unaussprechbares. In unserem eigenen Inneren, in der Sphäre des Empfindungs- und Gefühlslebens ist unendlich Vieles unaussprechbar. Gar beschränkt ist die vielgepriesene Fähigkeit des Menschen, sein Innenleben äußern zu können. Das Wenige, was er vermag, kann er noch dazu nur unter der Voraussetzung, daß die gesprochenen Worte auch ein sympathisches Verständniß finden, d. h. daß der Hörer durch dieselben in gleicher Weise gestimmt und innerlich bewegt wird, wie der Redende selbst, daß seine Vorstellungskreise in gleichem Maße vibriren und angeregt werden, daß er ebensoviel Erlebtes und Erfahrenes hineinzutragen vermag. Dies ist nun aber bekanntlich keineswegs immer der Fall. „Das Erlebniß des Einzelnen, obschon mächtig genug um den Begriff dauernd für seine Vernunft mit Wahn oder für sein Gemüth mit leidenschaftlichen Reizen zu mengen (wie denn z. B. das Hören unschuldiger Worte in Folge zufälliger Begebenheiten Einen oder den Andern in Unmuth und Trauer versetzen kann), verschwindet doch für die Gesammtheit und aufeinanderfolgende Geschlechter.“ (Geiger).

Verfahren wir aber ordnungsgemäß und suchen wir unter allgemeinen Rubriken das Abbrechen der Ausdrucks- oder Bezeichnungsfähigkeit der Sprache darzustellen, so bietet sich uns als wichtigster Gesichtspunkt:

Erstens der Unterschied zwischen den Worten und den durch sie ausgesprochenen Begriffen einerseits und den Dingen selbst andererseits. „Die Begriffe nämlich, wie sie in den Worten zum Ausdruck gelangen, stellen nicht die sinnlichen Gegenstände in sich dar, sondern Gedankendinge, Bestandtheile einer schon durch das Denken hindurchgegangenen und in Gedankenstoff verwandelten Welt.“ Denn das Sinnliche ist immer ein Einzelwesen, der Begriff aber umfaßt stets das Allgemeine, die Gattung; die Dinge sind nur einmal wirklich, die Sprache aber faßt sie von drei, vier, zwanzig verschiedenen Seiten auf und gibt ihnen ebensoviele Benennungen. Bald ist das nämliche Ding ein Ganzes, an welchem bestimmte Theile gesondert aufgefaßt werden, bald wieder ist es selbst nur als Theil eines größeren Ganzen gedacht. „Wenn die Sprache von dem Sinnlichen ausginge, was würde sie bestimmen, die Dinge durchaus nicht zu benennen, wie sie sind, als Einzelwesen, hingegen wohl drei oder viermal, wie sie nicht sind, sondern nur gedacht werden, als Theile dieser oder jener Gattung? Und dennoch, als ob ihr vor dem Individuellen eine unbedingte Scheu eigen wäre, wird sie selbst da, wo man sie mit offenbarer Nothwendigkeit auf die Bezeichnung des Einzelnen verwiesen denken sollte, nämlich bei Eigennamen, diesem Gesetze durchaus nicht untreu, sondern gelangt zu solchen Benennungen auf scheinbaren Abwegen, vermittelst der Namen oder der Eigenschaften der Gattungen. Denn alle Namen sind, wie bekannt, bedeutungsvoll, d. h. sie bedeuten etwas außer dem, was sie benennen, nämlich einen Gattungsbegriff.“ (Geiger).

Hier haben wir also die eine Grenze der Sprache klar und bestimmt ausgesprochen; sie vermag nur das Allge-

meine auszudrücken, für das Individuelle hat sie keine Mittel. Daß dies der Fall ist, ist bei einigem Nachdenken leicht einzusehen, nicht minder wichtig und augenfällig ist aber auch der Grund dieser Erscheinung. Denn es wurzelt eben, wie ich schon zum öfteren betont habe, die Sprache vorwiegend und ausschließlich in dem Gemeinverständnisse, als dessen Entfaltung wir sie am sichersten werden auffassen können. Allgemeinverständlich kann aber eben auch nur das Allgemeine sein, das Einzelne eben nur so viel es in dem Allgemeinen enthalten ist, oder allgemeine Eigenschaften in sich trägt. Auf das einzelne Ding kannst du hinweisen, sei es durch eine Gebärde, sei es durch ein der Gebärde äquivalentes Wort; mittheilen aber kannst du von dem Dinge nur, was du an allgemeinen Eigenschaften von ihm erfaßt und begriffen hast.

Daraus folgt denn auch für das Wesen der Sprache eine mehrfache Aufklärung; es ergibt sich nämlich:

1. allerdings ein gewisser, mit der Wesenheit unserer Vernunft verwachsener und in Wechselwirkung stehender Mangel und Einseitigkeit. „Denn das Allgemeine ist niemals im Stande, die lebendige Wirklichkeit zu decken, die Natur zu erschöpfen; sondern es wird oft genug über die scharfen und genauen Grenzen der Wahrheit hinausgehen und durch die Einzelbetrachtung beschränkt, ergänzt, berichtigt werden müssen.“ (Geiger). Aber trotzdem, daß wir eben deßhalb, wie ja Kant uns belehrt hat, die außer uns seienden Dinge, was sie an sich sein mögen, niemals werden begreifen können, ist doch eben damit, daß wir eben dies besondere Ding als den Inbegriff vieler Eigenschaften auffassen können, unserer Vernunft eine höchst werthvolle Handhabe gegeben, mit welcher sie gerade das Dauernde und Wesenhafte festzuhalten und von

dem flüchtigen, täuschenden Sinnenschein auszusondern vermag. Denn es kommt hinzu, daß

2. „der einzelne Gegenstand unablässig über das Aussprechbare hinaus und zwischen dem durch Worte Vorstellbaren hindurch seine eigenen Reize ausübt und also der Mensch, von dem Anblicke des Gegenstandes und dem Anhören mehrerer seiner Namen in unmittelbar aufeinander folgenden Augenblicken gereizt, fast gleichzeitig und dennoch ohne Nachtheil der Klarheit ein und dasselbe von verschiedenen Gesichtspunkten aus vorstellen kann." Das Wort ist ein unsterblicher Begleiter des Dings; die Sprachentwicklung ist mit dem Geschlechte nicht abgeschlossen; es ist mittheilungsfähig und erweitert also die Mittel der Erfahrung nach Zeit und Raum ins Ungemessene. „Es bereichert damit nicht nur die Vorstellung von den Dingen, sondern klärt sie auch wesentlich, da das Zufällige durch die Vermehrung der Fälle nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit verschwindet."

3. „Bei alledem ist das Wort für jedes Zeitalter etwas ganz Positives von ebenso gegebenem empirischem Inhalte und von derselben Tiefe dunkler Wirkung, wie die Dinge selbst. Wie hier um eine Empfindung in den Dingen, so gruppirt sich dort gleichsam ein Accord von Vorstellungen um eine Gehörempfindung, welche außer den Dingen, aber dagegen causal mit ihnen verknüpft ist."

Es ist in den angeführten Stellen aus L. Geiger's Hauptwerk deutlich auf die dunkle, unaussprechbare Wirkung der Dinge auf unser Gefühls- und Empfindungsleben hingewiesen, von welcher aber auch ein Theil auf die die Dinge vertretenden Worte übergeht. Dem dunkeln Hintergrund der Dinge entspricht also gleichmäßig ein dunkler

Hintergrund bei den Worten, in welche die Seele der Individuen und Völker all ihr Erlebtes hineinträgt.

Eine Wahrheit geht aus dem Gesagten mit unwiderleglicher Gewißheit hervor, nämlich daß es nicht der objective Zwang der Außenwelt gewesen sein kann, welcher die Sprache geschaffen hat, so daß gleichsam die Dinge in den Hohlraum unserer Seele hineingerufen hätten, und diese nun als Resonanz ihre Namen und Wirkungen echoartig wiederholt hätte. Vielmehr ist bei der Sprachschöpfung das active Vermögen unserer Seele in so hohem Grade thätig, als diese, intellectuell aufgefaßt, eines solchen überhaupt fähig ist. Die erhöhte Klarheit, das erhöhte Bewußtsein, das eigenartige Anschauen der Dinge sind und können nicht für eine Frucht zufälliger Wirkung von Außen, sondern sie müssen aus dem tiefsten Grunde der spontanen Aeußerung unserer gesammten Seelenthätigkeit emporgestiegen sein.

Es ist demnach eine eben so große Thorheit zu glauben, daß die Dinge außer uns die ursprünglichen Schöpfer der Worte und Begriffe seien, als wenn man annehmen wollte, es könne Jemand eine fremde Sprache, deren Worte mit denen seiner Muttersprache gar keine Aehnlichkeit haben, unmittelbar verstehen. Die Dinge draußen sind für die Nicht-Vernunft- und Sprach-Begabten genau dasselbe, was hier die unverstandenen Worte. Durch die Auffassung werden die Dinge erst zu Dingen. „Andere Auffassung, andere Darstellung; nun siehet aber auf andere Weise, nicht bloß Anderes, der Maler, anders der Jäger, der Astronom u. s. w. und ein Kunstkenner wird gewiß ein Gemälde anders beschreiben, als der Bauer oder das Kammermädchen, welche vor demselben Objecte standen.“ (Pott, Etymol. Forsch.)

Wie sich die Welt der Dinge in Begriffe verwandelt? Diese wichtigste Frage der Sprachphilosophie muß aus dem Grundgedanken: „Omne individuum ineffabile“ aufgelöst werden. Die Uebereinstimmung und Gleichartigkeit der menschlichen Vernunft, wie sie bei allen Völkern der Erde uns entgegentritt, muß aus der ursprünglichen Gleichheit einer gewissen Anzahl von Grundanschauungen erklärt werden; die kaleidoskopische Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Sprachen aus der Verschiedenheit der Entwicklungen, die so mannigfaltig sein können, als die Oertlichkeiten, die Stufe der Bildung und das Maß der leiblichen und geistigen Bedürfnisse der Völker. „Alle Sprachen des Erdbodens aber zusammengenommen geben ein getreues Abbild des Gesammtgeistes der Menschheit, welches, wie sehr auch in sich variirt, doch wie Ein in tausend Facetten gebrochener Lichtstrahl, bis auf gewisse Grenzen mit sich identisch, nur auf verschiedene Weise den unter allen Verhältnissen und in allen Gestaltungen Einen allgemeinen Menschengeist und die äußere Welt, wie diese sich in ihm abspielt, zur Darstellung bringt.“ (Pott.)

Die Verschiedenheit uud Aehnlichkeit, die Sonderexistenz und Gebundenheit, mit einem Worte die unausgesetzte Wechselwirkung der realen und der Gedankenwelt, das Verhältniß von Denken und Sein, diese letzte Frage aller Philosophie kann nur durch die Sprachwissenschaft zum Austrag gebracht werden. Zur Erhöhung der Klarheit möge noch folgende Stelle Karl Fr. Becker's (der deutsche Stil) den Gegensatz von Individuellem und Begrifflichem darlegen:

„Im Denken und Erkennen verwandelt der Geist die reale Welt in eine geistige Welt der Gedanken und Begriffe.

Aus der sinnlich angeschauten Welt reproducirt der Geist eine dem Geiste gleichartige Welt der Gedanken und Begriffe. Wie nun Alles in der realen Welt ein Individuelles ist, so wird es durch die geistige Reproduction ein dem Geiste Gleichartiges, ein Allgemeines und jeder Begriff ist ein Artbegriff. So lange die Dinge nur als Individuelles aufgefaßt werden, so lange werden sie nicht erkannt; der Name spricht aus, daß man sie erkannt hat, ihren Begriff."

„Viele Begriffe werden uns von Anderen mitgetheilt. Das Erkennen dieser Begriffe wird durch das Verstehen vermittelt; wir erkennen nur die realen Dinge, indem wir das Besondere in ein Allgemeines, den Begriff, aufnehmen; wir verstehen nur geistige Dinge, nämlich Begriffe, indem wir das Allgemeine wieder auf das Besondere zurückführen. Diese Begriffe werden bei der Gedankenmittheilung nicht als bereits fertig von den Anderen aufgenommen; sie müssen noch einmal durch geistige Assimilation reproducirt werden, und auch dies ist wie das Erkennen That des Geistes."

Die gegenseitige Abhängigkeit und Bedingtheit der realen und der geistigen Welt, sowie der Ausschluß des Individuellen aus der letzteren ist hier recht klar ausgesprochen. Gehen wir nun zu der zweiten Grenze des sprachlichen Ausdrucks, unserem eigenen Empfindungsleben, über.

Der Schwindel, mit welchem der „unbewußte Philosoph", Herr von Hartmann, die Welt der Leichtgläubigen über ein Jahrzehnt mystificirt hat, beruht auf einem rohen Plagiat der von Schopenhauer zuerst klar ausgesprochenen Wahrheit: daß in unserem Bewußtsein und Willen unendlich Vieles liegt, was durchaus nicht in und durch die Klarheit des

Denkens hindurchgeht, sondern gleichwie bei den Thieren, mehr als instinctive Lebensäußerung und Function aufgefaßt werden muß.

Gedanken werden nur durch Worte möglich. Warten wir aber etwa auf Gedanken, um die functionellen Thätigkeiten des Lebens auszuführen? Das wäre schlimm, dann wären wir in Gefahr, jeden Augenblick unterzugehen. „Unsere Vernunft ist ein theoretisches Vermögen, sie handelt nicht in uns, sie sieht uns handeln."

Huxley sagt von dem Intellekt der Thiere: „Obgleich die Thiere in Ermangelung der Sprache keine Gedankenketten haben können, so haben sie doch Gefühlsketten und haben somit ein Bewußtsein, welches mehr oder weniger dem unsrigen entspricht." Diesen Gedanken hatte schon Herder ausgesprochen, der überhaupt der große Pfadfinder in dem Gebiete des Geistes- und Sprachlebens genannt werden kann, und dessen Worte hier folgen mögen: „Konnte der erste Zustand der Besinnung des Menschen nicht ohne Wort der Seele wirklich werden, so werden alle Zustände der Besonnenheit in ihm sprachmäßig; seine Kette von Gedanken wird eine Kette von Worten."

„Ich will damit nicht sagen," fährt er fort, „daß der Mensch jede Empfindung seines dunkelsten Gefühls zu einem Worte machen oder sie nicht anders als mittelst eines Wortes empfinden konnte; da gerade umgekehrt bewiesen ist, was sich bloß durchs dunkle Gefühl empfinden läßt, ist keines Wortes für uns fähig, weil es keines deutlichen Merkmals für uns fähig ist. Die Basis der Menschheit ist also, wenn wir von willkürlicher Sprache reden, unaussprechlich. Ist aber die Basis die ganze Figur? Ist das Fuß-

gestelle die ganze Bildsäule? und der Mensch seiner ganzen Natur nach bloß eine dunkelfühlende Auster? Lasset uns also den ganzen Faden seiner Gedanken vor uns nehmen. Da er von Besonnenheit gewebt ist, da sich in ihm kein Zustand findet, der, im Ganzen genommen, nicht selbst Besinnung sei, oder doch in Besinnung aufgeklärt werden könne; da bei ihm das Gefühl nicht herrschet, sondern die ganze Mitte seiner Natur auf feinere Sinne, das Gesicht und Gehör fällt, und diese ihm immerfort Sprache geben, so folgt, daß, im Ganzen genommen, auch kein Zustand in seiner Seele sei, der nicht wortfähig sei oder wirklich durch Worte der Seele bestimmt werde. Es müßte der dunkelste Schwärmer oder ein Vieh, der abstracteste Göttterseher oder eine träumende Monade sein, der ganz ohne Worte dächte. Und in der menschlichen Seele ist, wie wir selbst in Träumen und bei Verrückten sehen, kein solcher Zustand möglich."

Die Abhängigkeit unseres Denkens von der Sprache ist hier sehr bestimmt bezeichnet; sowie auch, daß es unter dem Denken und außerhalb desselben dunklere Empfindungszustände gibt, welche, nicht in Worte gebracht, dennoch die ganze Basis unseres Daseins bilden. Ingleichen deutet Herder an, was auch die Dichter oft genug klagend bekannt, daß es über dem Denken auch Seelenzustände gibt, welche nicht durch Worte erflogen und dargestellt zu werden vermögen, für welche das Mittel der Sprache unzureichend ist — wo z. B. die künstlerische Inspiration, die unmittelbare Anschauung beginnt, oder wo die Tonkunst uns zu Höhen erhebt, unter denen der Gedanke ermattet zurückbleibt.

> Schlimm, daß der Gedanke
> Erst in der Worte todte Elemente
> Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
> Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen!

sagt Schiller, und Klopstock schränkt sein begeistertes Lob der Sprache mit ihrem höchsten Zauber, wenn sie des Dichters und Sängers Lippen entströmt, bedeutsam genug ein, wenn er sagt:

> Doch Erfinder, täusche dich nicht! Für dich nur
> Ist es gedacht, was zum Laute nicht ward,
> Für dich nur, wie tief auch, wie hell,
> Wie begeisternd du es dachtest!

Und Felix Mendelssohn protestirt energisch dagegen, daß man das, was durch die Musik ausgesprochen sei, mit Worten wiederzugeben sich abmühe. „Eben wo die Worte nicht ausreichen, da beginnt die Sphäre der Musik; könnte man dasselbe mit Worten ausdrücken, so würde ich am Ende gar keine Musik machen.“ So viel über jene Sphären, wo die Sprache nicht ausreichend ist, unserem Empfindungsleben, weil es höherer Art ist, einen adäquaten Ausdruck zu geben. Nach beiden Richtungen hin, sowohl dem höheren als dem niederen Empfinden, hat auch W. v. Humboldt die Beschränktheit und Beschränkung der Sprache richtig erkannt:

„Dennoch muß die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres immer mehr enthaltenden Empfindens ist und oft gerade sehr eigenthümliche Nuancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie muß das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Grenzen gefangen halten.

Was sie aber auf diese Weise schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer größere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Inhalt hervor."

Also auch dem eigenen Empfindungsleben der Seele gegenüber hat die Sprache dieselbe Ressource, wie der erkannten und zu bezeichnenden Außenwelt gegenüber. Nicht nur in dem Dinge, sondern auch in dem ihm entsprechenden Worte liegt vieles, was nicht unmittelbar ausgesprochen wird, aber wie eine Atmosphäre um Ding und Wort gelagert ist. Gerade so ist es mit den Worten, welche dem Empfindungsleben dienen. „Die Worte erhalten, wie man an allen hochgebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welchem Gedanke und Empfindung einen höheren Schwung nehmen, eine mehr umfassende und tiefer eingreifende Bedeutung."

Diese Verfeinerung tritt aber nur in Folge der Entwicklung bei den hochgebildeten Sprachen ein; es ist der Zauber des Wortes, der wie der Duft der Blume, der Klang der Glocken uns mit Erinnerungen lieblicher oder frommer Erlebnisse durchzittert. In ihren einfachen Stadien, in ihren ursprünglichsten Elementen ist in der Sprache nichts derartiges zu finden. Daher ist es ein gänzliches Verkennen ihres Wesens, wenn man dieselbe aus dem Ausdrucke der Empfindungen herleiten wollte.

L. Geiger bezeichnet die im Obigen in allgemeinsten Umrissen dargelegte Grenze des sprachlichen Ausdrucks, wornach derselbe in seinem Ursprung

1. nicht eine Wiedergabe der äußeren Dinge,
2. nicht ein Aussprechen innerer Empfindungen

ist, noch sein kann, an mehreren Stellen, von denen ich einige als besonders charakteristisch hervorhebe, indem ich zunächst auf die oben Seite 116 angeführte zurückverweise:

(Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, p. 15). „Wenn es schon an und für sich klar ist, daß die Sprache es bei ihrer Bildung nicht unmittelbar mit der sinnlichen Wirklichkeit zu thun hat, sondern mit etwas Gedachtem, so zeigt es sich noch außerdem, daß während die Dinge aller Art nicht als Sinnen- sondern als Gedankenobjecte in ihr erscheinen, das einzige ausschließlich sinnliche Element der Außenwelt dagegen nicht in ihr zum Vorschein kommt, nämlich die Empfindung. Denn man versuche es nur, irgend einer vereinzelten Sinnesempfindung durch die Sprache Ausdruck zu geben, und man wird finden, daß es bis auf wenige Ausnahmen unmöglich ist. Wir vermögen kein bestimmtes Schmerzgefühl, keine Geschmacks- oder Geruchswahrnehmung unmittelbar mit Worten zu schildern; wir müssen uns im Allgemeinen halten, oder zu Umschreibungen und Vergleichen greifen, und überall uns auf das beschränken, was auf solchen Gebieten zu Begriffen gestaltet worden und also gerade aus dem Reiche des Sinnlichen herausgetreten ist. Wir können also mit Recht sagen, daß der Begriff durchaus der Vernunft angehört, und daß das Wort, indem es ja dem Begriff entspricht, niemals einen sinnlichen Gegenstand an und für sich, sondern immer ein Vernunftobject zu seinem Inhalt hat."

(p. 63). „Ein Wort für ein von mir nie wahrgenommenes Ding bleibt mir unverständlich, bis es erklärt d. h. auf Namen anderer vergleichbarer Dinge zurückgeführt wor-

den ist, die ich wahrgenommen habe; und so wenig die Sprache allein den Anblick einer noch nie gesehenen Farbe ersetzen kann, so wenig würde sie über das Empfinden eines Anderen Aufschluß geben, wenn es an sich nicht Gegenstand unserer sonstigen Erfahrung wäre. Sowie um die Bezeichnung eines sichtbaren Objects auch nur hervorzubringen, dasselbe gesehen werden mußte, so muß auch das Gefühl z. B. des Zorns auf irgend eine Weise wahrnehmbar geworden sein, ehe es in den Worten seine Bezeichnung finden konnte; und zwar mußte nicht das eigene, sondern das fremde Gefühl in diesem Augenblicke wahrnehmbar geworden sein, da es sonst an einem nach außen hin kenntlichen Objecte für die entstehende Bezeichnung gefehlt haben würde, und das Wort, welches das Gefühl ausdrücken sollte, kein Verständniß gefunden haben würde." Hier ist klar und richtig der Umweg angezeigt, auf welchem die Sprache erst zum Aussprechen des eigenen Gefühls gelangen konnte. Zur Verdeutlichung noch das was Geiger über den Schrei der Thiere sagt: „Der Reiz der Mitempfindung für die Thierwelt und ein mächtiger ist der Schrei. Dieser aber macht nicht wie die Sprache auch Darstellung der fremden Empfindung möglich, da er immer unmittelbarer Ausdruck der eigenen ist und wie weit auch die Mittheilungsfähigkeit auf dem noch unaufgeklärten Gebiete der Thiersprache gehen mag, so ist doch, wie ich glaube, schon aus den Folgen zu ersehen, daß sie, wenn auch vielleicht zu sympathetischer Erregung niederer Sinnesempfindungen und der Willensthätigkeit wirksam, doch weder die Gesichtswahrnehmung noch die Mitempfindung schildert, und daher weder von dem Aeußeren noch von dem Inneren eines Mitgeschöpfs ein Bild in der Phantasie des Thieres zurückläßt."

Es möge mir nun erlaubt sein, das im Allgemeinen Behauptete im Einzelnen nachzuweisen, und zunächst an den Sinnesempfindungen, welche für uns der Schlüssel zur Außenwelt sind, der Punkt, wo Aeußeres und Inneres sich verbinden, die Unzulänglichkeit des unmittelbaren Verständnisses durch den sprachlichen Ausdruck zu begründen:

1) Vom Geschmacks- und Geruchssinne ist es ja wohl jedem sofort einleuchtend, daß wir durchaus nicht im Stande sind, die zahlreichen oft so außerordentlich feinen Nuancirungen unseres Empfindens auch nur nach obersten Kategorieen zu bezeichnen. Wenn wir den sauren, bitteren, süßen Geschmack zurückverfolgen auf seine ursprüngliche Bezeichnung, so kommen wir bald auf Wurzeln, welche schneiden, beißen oder auf Adjectiva, die scharf und weich bezeichnen. Qualitative Bezeichnung ist demnach nicht vorhanden. Im Uebrigen sind wir genöthigt, die Geschmacks- und Geruchsaffectionen geradezu durch die Objecte zu charakterisiren, von welchen dieselben erregt werden, also zu sagen: es schmeckt nach Orange, Aprikose, Wein, Schimmel u. s. w., es riecht wie eine Rose, Reseda, Veilchen, Terpentin, Rauch, brenzlich u. s. w. Das sind demnach keine sprachlichen Bezeichnungen der Sinnesunterschiede, sondern nur Charakterisirung derselben durch die bereits auf anderem Wege bekannten und in unser geistiges, d. h. sprachliches Bewußtsein aufgenommenen Objecte.

Wo sich nun aber unter speciellen Verhältnissen einmal das Bedürfniß einstellt, feinere Distinctionen in den eigentlichen Geschmacksqualitäten zu machen, da sehen wir die Sprache nach allen Richtungen haschen und gleichsam alle möglichen metaphorischen Flicklappen zusammenbetteln, um das,

was seiner Natur nach dem eigentlichen Charakter des Denkens — dem Anschaulichen — sich entzieht, gleichsam durch ein Surrogat der Anschaulichkeit für den Sinn und das Verständniß zu fesseln. Ich habe folgendes kleine Register bei Weinkennern gesammelt, welches sich leicht erweitern ließe, welches aber genügt, damit der Leser seinen Scharfsinn daran übe und den Proceß des Sprachwerdens daran beobachte:

Der Wein ist: spitz, scharf, stumpf, dick, plump, hart, zart, dünn, kahl, voll, leer, lang, fad, matt, schaal, glatt, gefällig, rauh, rauch, markig, knochig, hat Körper, ist flüchtig, nachhaltig, trocken, schmalzig, rund, platt, lebendig, todt, krank, brenzlicht, brandig, hat Feuer, hat Musik, baut sich u. s. w.

2. Mit dem Sinne des Gehörs sieht es nicht besser aus. Da gibt es allerdings einen hohen und tiefen, lauten und leisen, schrillen oder schneidenden und sanften, weichen oder zarten Ton: aber der Ursprung dieser Bezeichnungen stammt nicht aus dem Inneren, sie entsprechen nicht unserer Empfindungsweise, sondern charakterisiren die Eigenthümlichkeit des Objectiven, welches die Empfindung erweckt durch Analogieen, die von ganz anderen Gebieten hergenommen sind. Im Uebrigen sind wir auch hier auf die Aushülfe des Flöten-, Posaunen-, Trompeten- u. s. w. Tons angewiesen.

Durch diese Betrachtung widerlegt sich aufs Evidenteste die Ansicht derer, welche nach Herder's Vorgange die Sprache als durch Lautnachahmung entstanden annehmen wollten. „Nein, nicht dem Ohre, dem Schalle, sondern dem Auge, dem Lichte ist die Sprache entsprungen. Nicht das brüllende Thier war es, welches Benennung fordernd dem Menschen der Urzeit gegenübertrat, sondern die Welt offenbarte sich mit ihrem Reich-

thume an Gestalten und Farben der allmählich zur Erfassung ihrer Schönheit heranreifenden Seele. War der Blitz des Himmels, war die aufbrechend sich erschließende Knospe für das Ohr der jugendlichen Menschheit Explosion? Nein, nicht von brüllenden Ungeheuern aufgefangen, nicht von den Schrecknissen einer in Schmetterlauten das Herz bestürmenden Natur erzwungen, entsprang jene hohe, seelenvolle Schöpfung, der Stolz des Weltalls. In ihrem Leben und Wachsen ist heiliger Friede, in stillem, geheimem Werden steigt der Saft bildend zu frischen Augen empor, und mit jeder neuen Knospe entfaltet ein Gedanke sein wunderbares Dasein." Diese herrlichen Worte L. Geiger's leiten uns mit größerer Zuversicht zu jenem Sinne, in welchem sich nach seiner eigenen Auffassung das Wesen der Sprache, soweit sie Innenseite, Gedachtes ist, erschöpft, zu der Sphäre der Gesichtswahrnehmungen, welche sie bis auf den heutigen Tag noch nicht verlassen hat. Da zeigt sich uns aber alsbald, daß

3. auch in dem Gesichtssinne die elementaren Anschauungen, welche als Farben doch schon so frühe ihren eigenthümlichen Reiz auf die Menschen ausgeübt haben, da ja das Wohlgefallen der Thierwelt an lebhaften Färbungen mit unzweifelhaftem Rechte bei der geschlechtlichen Zuchtwahl nicht minder als bei der Entwicklung der Pflanzenblüten als die eigentliche Ursache des bunten Gefieders und der wundervollen Blumenpracht angesehen werden, daß diese elementaren Anschauungen, sage ich, in der Sprache einen äußerst dürftigen und unvollkommenen Ausdruck gefunden haben. Es ist das große Verdienst L. Geiger's, zuerst darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß uns heute ganz geläufige Grundfarben, welche wie grün und blau gleichsam die Urstoffe unserer Anschau-

ung der Außenwelt bilden, nachweisbar erst in historischer Zeit aus einer unsicheren Verschwommenheit der Bezeichnung sich herausentwickelt haben, so daß z. B. ein deutliches Wort für blau dem griechisch-römischen Alterthum gar nicht eigen ist und die romanischen Sprachen dasselbe erst aus dem germanischen Sprachschatze (bleu, biavo) entlehnten, in welchem dasselbe sich gleichfalls (vergl. das englische black) aus der Grundanschauung des Schwarzen, Dunkeln entwickeln mußte, also auf eine ursprüngliche Gleichheit der Auffassung zurückweist, welche auch sehr bestimmt bei den griechischen und römischen Dichtern hervortritt, unter welchen Homer das Eisen und Pindar die Haarlocken veilchenfarbig nennen, während Theokrit sagt, es seien ja auch die Veilchen schwarz und die Hyacinthen, und Virgil: „Die weißen Ligustern fallen, die schwarzen Hyacinthen sind es, die man liebt und sucht.“

Also auch auf diesem Gebiete sieht die Sprache sich genöthigt, sobald sie auch nur gewöhnliche Nuancirungen der Hauptfarben ausdrücken will — und welche unendliche Fülle von unaussprechbaren Nuancen und Lichtwirkungen bietet nicht die Außenwelt uns dar! — zu ihrem gewohnten Hülfsmittel zu greifen und die anderweitig benannten Gegenstände als typische Vertreter der bestimmten Modificationen unseres Sehnerven herbeizuholen, also von orangefarbig, citronengelb, lauchgrün, himmelblau, violett u. s. w. zu reden.

Wo beginnt denn nun also das eigentliche Gebiet der Sprache, des Aussprechbaren? Etwa bei der Gestalt? Aber wir werden sehr bald inne, daß auch hier ihre Kraft erlahmt, indem sie ja für die individuellen Züge eines Menschengesichtes so wenig, wie für die typische Gestalt eines Thieres oder einer Pflanze auch nicht annähernd ausreichend Dar-

stellungsmittel besitzt, wir vielmehr hier lediglich auf die An-schauung, sei es der individuellen Wesen selbst oder ihrer Repräsentationen durch lineare Nachbildungen, Farben, Licht- und Schattenabtönungen angewiesen bleiben. Denn die Beschreibungen, welche uns z. B. die Botaniker mit ihren termini technici als: fächer-, lanzett-, herz-, trauben-, dolden-förmig, gefiedert u. s. w. geben, sind abgesehen von ihrer Dürftigkeit und Allgemeinheit, welche so weit hinter der lebensvollen Wirklichkeit zurückbleibt, als der Schatten hinter dem Körper, doch auch wieder nur aus bereits bekannten und bezeichneten Gegenständen hergenommen, lehnen sich an diese an und vermögen die Phantasie des Lesers oder Hörers nur insoweit anzuregen, als er bereits mit solchen Gegenständen bekannt geworden ist.

Was also liegt denn nun endlich in dem Ausdrucksbezirke oder der Domäne der Sprache? Sind es am Ende doch wieder die äußeren Dinge, ist es doch die Welt der Objecte, auf welche wir sie ja hier überall recurriren sehen und welche als das Bekannteste, Gemeinverständlichste, sich unmittelbar vor den Blicken Aller Aufpflanzende und breit Entfaltende zu gemeinsamer Bezeichnung direct aufforderte und so in allmählicher Ausbildung und durch verfeinerte Symbolik das Mittel wurde, um auch das Unsinnliche, das Uebersinnliche, die Welt der Empfindung und die geheimnißvollen Relationen der Dinge auszusprechen und verstehen zu lernen? Aber hier stehen wir ja wieder ebenso rathlos wie vorher. Denn wenn uns die Dinge erst durch das Sprach- und Denkvermögen bekannt werden, in einen lichteren Raum des Bewußtseins eintreten, wie so war es möglich, dieselben vor der Sprache durch die Sprache, d. h. durch willkür-

lich artikulirte Laute zu bezeichnen? Und gesetzt, was ja auch undenkbar ist, ein Einzelner hätte dies gewollt, wie konnte er verstanden werden, wie konnte er auch nur glauben verstanden zu werden? Bedurfte es nicht vor der Bezeichnung irgend welches Objects zuerst der Sicherheit gleicher Anschauung, des Anknüpfens an ein bereits Bekanntes? Undenkbar ist aber eine solche Verständigung zwischen zwei oder mehreren Wesen, wie sie im Naturzustande einen Baum, einen Felsen, ein Thier vernunft- und sprachlos anstieren. So wenig als heute aus dem Objecte eine Bezeichnung, ein Wort unmittelbar hervorgeht, sondern immer nur Gedanke an Gedanke, Begriff an Begriff sich knüpft, einer aus dem anderen hervorgeht, so wenig und noch viel weniger konnte in einer vernunftlosen Urzeit das äußere Object Ursache der Sprachschöpfung, Verständigungsmittel, Anregung zur Bezeichnung werden. Darüber ein Mehreres in einem späteren Kapitel, wo von den Phantasmagorieen der neuesten Verfertiger von Hypothesen über den Sprachursprung die Rede sein wird.

Es bleibt mir nun noch übrig, von dem dritten Gebiete, der tiefsten Region des Seelenlebens, der Welt der Lust und Unlust, des Verlangens und Abscheus, des Schmerzes und der Freude, mit einem Worte von dem dunklen Gebiete der Willens- und Gemüthsregungen zu sprechen. Da ist nun aber, wie schon angedeutet, der stumme Blick, die lautlose Gebärde, der Schmerzensschrei und der Jubelruf viel beredter als alle Sprache. Es führt kein Weg, darüber sind heute alle denkenden Sprachforscher einig, von den instinctiven Empfindungslauten, den reflexartigen Aeußerungen der Lust oder des Schmerzes in das lichte, klare und allseitig bestimmte Reich der Sprache. Gerade diese Art von Tönen

sind absolut stationär und keiner Entwicklung fähig. „Diejenigen Laute, deren Anlaß der Mensch mit den Thieren theilt, solche mit denen auch er nur eine augenblickliche Empfindung des Leibes und der Seele kundgibt, diese ändern sich mit keiner Zeit, das zu jüngst geborne Kind schreit, wie bereits Abel geschrieen, und wie jetzt wir, hatte man schon vor zwei Jahrtausenden in Rom die Ausrufungen ah und ahah und o, hui und phy, hei und hem, eia und ohe, hahahe und vae.“ (W. Wackernagel).

Damit etwas derartiges wie Empfindung überhaupt ausgesprochen werden kann, muß dieselbe, wie oben vom Zorne gezeigt, erst in der objectiven Welt, d. h. auf dem Gesichte, in den Gebärden eines Anderen erscheinen und dann durch sympathisches Verständniß, d. h. durch Vergleichung mit der eigenen Empfindung gedeutet, endlich durch die Eigenthümlichkeit der Erscheinung ihren Ausdruck finden, wie denn ja auch Zorn über zerren deutlich genug auf die verzerrten Gesichtszüge hinweist. Wie gesagt, um die Empfindung eines Anderen zu verstehen, dazu bedarf es keiner Sprache, um aber dieselbe in die klare, bestimmte Besonnenheit des Denkens und Sprechens überzuleiten, dazu bedarf es einer reichen Symbolik, die nur aus der objectiven Welt hergenommen werden kann und die trotz ihres Reichthums nur ein schwaches Licht in die wunderbare Innenwelt des Menschen, in das Herz mit seinen Geheimnissen zu werfen im Stande ist. Andeutungsweise nur kann der Schmerz der Mutter bezeichnet werden durch das „Schwert im Herzen,“ und des armen Gretchens Qual vermag auch der beredteste Dichter nicht anders auszusprechen als durch Worte, die gerade das Unzulängliche der Sprache verkünden:

Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir!

Es ist daher, nach den Leistungen Herder's und W. v. Humboldts geradezu unbegreiflich und nur ein Rückfall in alte, kindische Auffassung zu nennen, wenn wir immer wieder Versuchen begegnen, die thierischen Empfindungslaute als Ausgangspunkte menschlicher Rede aufzustellen. Möchten doch solche Dilettanti auch nur Eine Seite aus L. Geiger's Schrift ernsthaft und gründlich lesen, damit ihnen endlich der Sinn aufginge, was eigentlich menschliche Sprache ist:

(Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft I, 80) „Ueber die Natur der thierischen Sprachen fehlt es noch an hinlänglichen Beobachtungen; indessen scheinen sie kaum mehr als Scheuch- und Lockrufe zu sein und schwerlich etwas Darstellendes, auch aus dem Gebiete der niederen Sinne, zu enthalten, woraus allein sich das Objective, eine Weltanschauung auf Grund der dargestellten Sinnesempfindungen und eine Art von Vernunft entwickeln könnte. Es ist vielmehr gerade dieses für die menschliche Sprache ohne Zweifel unterscheidend, daß sie ihre Objecte um ihrer selbst willen durch einen Schrei bezeichnet, welcher hinwiederum nur an sein Object erinnert; daß sie also

das Gesehene nicht insofern es schrecklich oder lockend, schmerz- oder lustbereitend ist, sondern nach seinen sichtbaren Unterschieden selbst zu unterscheiden befähigt, und keinen unmittelbaren Einfluß auf den Trieb übt, sondern eine ruhige betrachtende Erinnerung zuläßt."

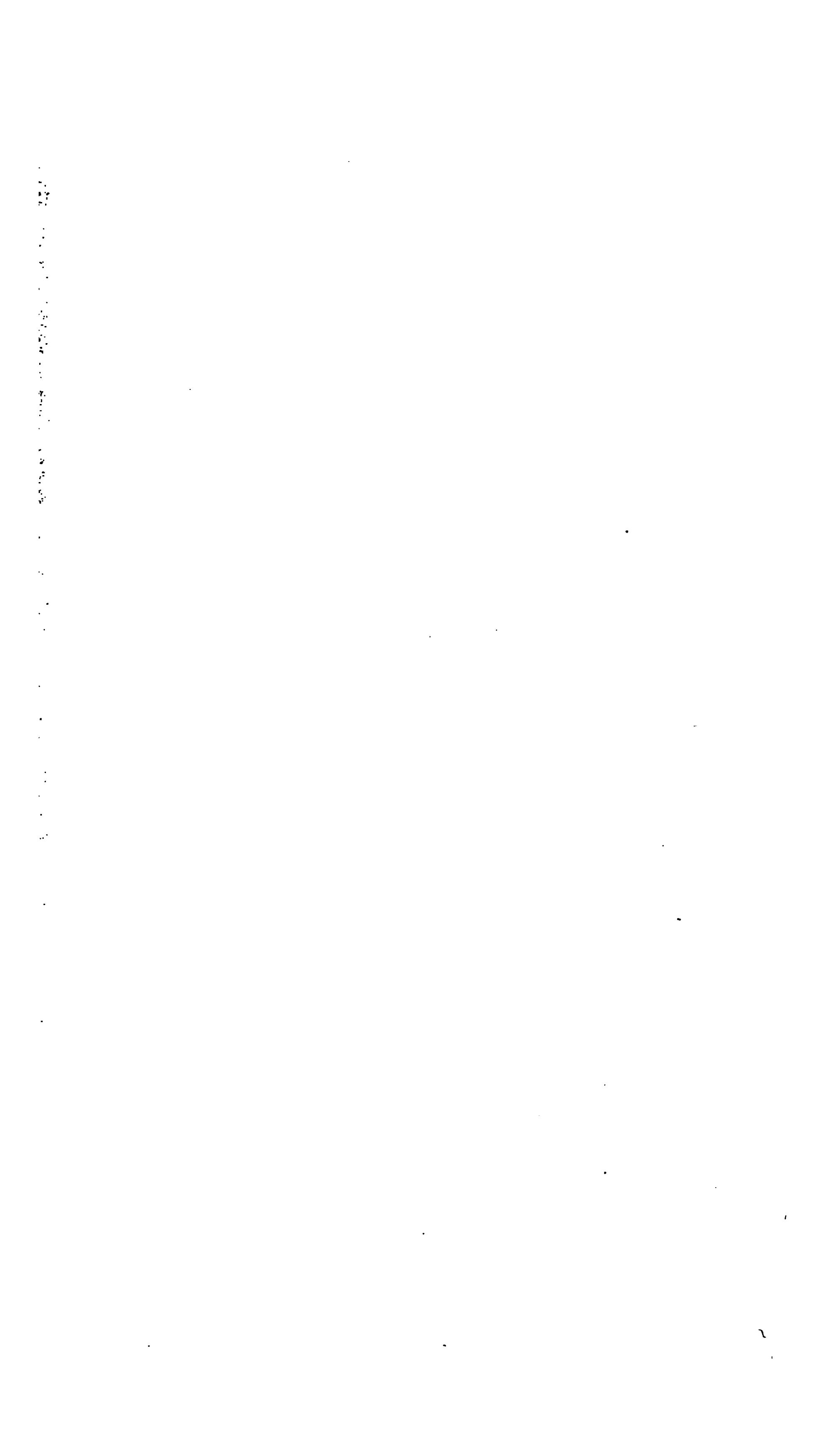
Darum auch ist das ästhetische Gefühl in der Sprachbildung unendlich wenig wirksam; ebenso wenig irgend welche sonstige Stimmung. (Geiger. ibid. II, 159) „Die Dinge, welche zu benennen sind, werden bei diesem Acte nicht gelobt und nicht getadelt, auch nicht verhüllt. Sie werden genannt, wie sie sind, d. h. wie sie erscheinen oder vielmehr wie sie erschienen sind, und zwar der Wahrnehmung, nicht dem Gefühl." „Wie dem ästhetischen Gebiete die Sprache ursprünglich gleichgültig gegenübersteht, so auch dem sittlichen. Die Anschauung der Menschen befindet sich in einem Zustande der vollsten Arglosigkeit und Einfalt, wie diejenige von welchen die Bibel sagt: Sie waren nackt und schämten sich nicht. Sie treten mit demselben schlichten Instincte der Benennung der sie überall beherrscht auch da, wo spätere Zeiten eine solche Offenheit nicht dulden, der Natur gegenüber, unbefangen, wie diese selbst, und geben einem jeden Dinge seinen Namen."

Wir haben die Grenzen des sprachlichen Ausdrucks im Vorstehenden bezeichnet, und indem wir darauf hinwiesen, was die Sprache auch heute noch nicht kann, oder doch nur sehr unvollkommen kann, jene Gebiete dargelegt, aus welchen — trotz zahlreicher gegentheiliger Vermuthungen — der Sprachquell unmöglich entsprungen sein kann.

Wir werden nun im nächsten Kapitel das Verhältniß von Denken und Anschauen, als das eigentliche Gebiet der Sprache, in allgemeinsten Umrissen darzulegen versuchen.

VIII.

Denken und Anschauen.



Quell und Ursprung aller höheren Erkenntniß ist die Anschauung. Diese Wahrheit ist den Menschen von jeher instinctiv bewußt gewesen. Bezeichnen doch alle Sprachen das eigentliche Wissen mit einem Worte, welches unmittelbar an den Sinn des Sehens anknüpft (wie das griechische οἶδα und das deutsche Wissen an die Wurzel vid, latein. video). So schließt die Versicherung des Augenzeugen: „Ich habe es gesehen" jeden Zweifel aus, eine Versicherung, welche der lebhafte Franzose durch Häufung noch prägnanter zu machen glaubt, indem er sagt: „Je l'ai *vu*, de mes yeux *vu*, ce qu'on appelle *vu*!" Dagegen erweckt das Gehörthaben ebenso unmittelbar den Zweifel, wie denn auch das deutsche Sprichwort „Von Hörensagen lügt man gern" bekundet.

Was ist es nun, das dem Gesichtssinne und der durch ihn ermöglichten Anschauung jene Ueberlegenheit verleiht? Warum ist er, wie Göthe sagt, der dem Geistigen verwandteste Sinn? Warum ist das, was in uns vorgeht, wenn wir geistig thätig sind, wesentlich ein inneres Sehen? Das Denken daher nach Geiger's treffendem Ausspruche ein zweites Gesicht? Und wie unterscheidet sich Sehen von Wahrnehmen, von Vorstellen, von Anschauen? Und warum kommt letzterem vorzugsweise die Evidenz zu? Warum verlangt unser Denken, um eine Sache zu verstehen, begreiflich

zu finden, vor Allem eine anschauliche Erklärung? wie denn ja z. B. das Unbegreifliche der Gravitation oder Attraction gerade darin liegt, daß wir hier eine Ursache annehmen, welche wir uns unmöglich veranschaulichen können.

Alles dies sind offenbar sehr wichtige Fragen, die mit unserem Problem von dem Ursprung der Sprache in so nahem Zusammenhange stehen, daß sie sich unabweislich aufdrängen und durch ihre Erledigung allein eine Aufklärung über das letzte und höchste Räthsel der menschlicher Erkenntniß zugänglichen Welt: Ursprung der Vernunft zu erhoffen ist. Hören wir zuerst, welche Antwort wir von der ernsthaften Philosophie, worunter ich keine andere verstehe, als die Kant-Schopenhauer'sche, auf diese Frage erhalten können.

In seiner „Kritik der Kant'schen Philosophie" macht Schopenhauer dem großen Kant den theilweise sehr begründeten Vorwurf, daß er die Begriffe: Denken, Anschauen und Vorstellen, sowie Verstand und Vernunft, deren scharfe Sonderung und genaue Definition doch die Hauptaufgabe der Philosophie sein muß, theils unentwirrbar vermenge, theils in willkürlicher, unverständlicher Scheidung anwende. Es genüge hier besonders charakteristische Stellen anzuführen.

Zunächst sagt Schopenhauer Kant's gewaltiges Verdienst preisend:

> „Die transscendentale Aesthetik ist ein so überaus verdienstvolles Werk, daß es allein hinreichen könnte, Kant's Namen zu verewigen. Ihre Beweise haben so volle Ueberzeugungskraft, daß ich die Lehrsätze derselben den unumstößlichen Wahrheiten beizähle, wie sie ohne Zweifel auch zu den folgenreichsten gehören, mithin als

das Seltenste in der Welt, nämlich eine wirkliche, große Entdeckung in der Metaphysik zu betrachten sind.“ Dann fügt er hinzu:

„Nach der in der transscendentalen Aesthetik gegebenen, ausführlichen Erörterung der allgemeinen Formen aller Anschauung, muß man erwarten, doch einige Aufklärung zu erhalten über den Inhalt derselben, über die Art wie die empirische Anschauung in unser Bewußtsein kommt, wie die Erkenntniß dieser ganzen für uns so realen und so wichtigen Welt in uns entsteht. Allein darüber enthält die ganze Lehre Kant's eigentlich nichts weiter, als den oft wiederholten nichtssagenden Ausdruck: „Das Empirische der Anschauung wird von Außen gegeben.“ Dieserhalb gelangt Kant denn auch hier von den reinen Formen der Anschauung, durch einen Sprung, zum Denken, zur transscendentalen Logik. Gleich am Eingange derselben, wo Kant den materialen Gehalt der empirischen Anschauung zu berühren nicht umhin kann, thut er den ersten falschen Schritt, begeht das πρῶτον ψεῦδος. „Unsere Erkenntniß, sagt er, hat zwei Quellen, nämlich Receptivität der Eindrücke und Spontaneität der Begriffe: die erste ist die Fähigkeit, Vorstellungen zu empfangen, die zweite die, einen Gegenstand durch diese Vorstellungen zu erkennen: durch die erste wird uns ein Gegenstand gegeben, durch die zweite wird er gedacht.“ — Das ist falsch: denn danach wäre der Eindruck, für den allein wir bloß Receptivität haben, der also von Außen kommt und allein eigentlich „gegeben“ ist, schon eine Vorstellung, ja sogar schon ein Gegenstand. Er ist aber nichts weiter, als eine bloße Empfindung im Sinnesorgan und erst durch Anwendung des Verstandes (d. i. des Gesetzes der Causalität) und

der Anschauungsformen des Raums und der Zeit wandelt unser Intellect diese bloße Empfindung in eine Vorstellung um, welche nunmehr als Gegenstand in Raum und Zeit dasteht und von letzterem (dem Gegenstand) nicht anders unterschieden werden kann, als sofern man nach dem Dinge an sich fragt, außerdem aber mit ihm identisch ist. Damit ist aber das Geschäft des Verstandes und der anschauenden Erkenntniß vollbracht und es bedarf dazu keiner Begriffe und keines Denkens, daher diese Vorstellungen auch das Thier hat. Kommen Begriffe, kommt Denken hinzu, welchem allerdings Spontaneität beigelegt werden kann; so wird die anschauende Erkenntniß ganz verlassen, und eine völlig andere Klasse von Vorstellungen, nämlich nicht anschauende abstracte Begriffe, tritt ins Bewußtsein, dies ist die Thätigkeit der Vernunft, welche jedoch den ganzen Gehalt ihres Denkens allein aus der diesem vorausgegangenen Anschauung und Vergleichung desselben mit anderen Anschauungen und Begriffen hat. So aber bringt Kant das Denken schon in die Anschauung und legt den Grund zu der heillosen Vermischung der intuitiven und abstracten Erkenntniß. Er läßt die Anschauung, für sich genommen, verstandlos, rein sinnlich, also ganz passiv sein und erst durch das Denken einen Gegenstand aufgefaßt werden; so bringt er das Denken in die Anschauung. Dann ist aber wiederum der Gegenstand des Denkens ein einzelnes, reales Object, wodurch das Denken seinen wahren Charakter der Allgemeinheit und Abstraction einbüßt und statt allgemeiner Begriffe einzelne Dinge zum Object erhält, wodurch er wieder das Anschauen in das Denken bringt. Daraus entspringt die besagte heillose Vermischung und die

Folgen dieses ersten falschen Schrittes erstrecken sich über seine ganze Theorie des Erkennens."

Resumiren wir das hier Gesagte: Kant vermengt auf unverantwortliche Weise Anschauen und Denken. Schopenhauer sondert dieselben scharf. Anschauen und Vorstellen sind nach ihm nur Thätigkeiten des Verstandes, einer Fähigkeit, welche auch den Thieren zukommt, durch welche immer der einzelne Gegenstand, sei es in unmittelbarer sinnlicher Nähe, sei es durch Reproduction in der Einbildungskraft aufgefaßt wird. Denken aber hat es nur mit Begriffen zu thun, welche stets Allgemeines, Abstractes enthalten, es ist nicht-anschaulich, eine Thätigkeit der Vernunft.

Fügen wir, der Klarheit zu Liebe, noch andere gleichlautende Stellen aus Schopenhauer's Kritik hinzu:

„Es hätte von Kant untersucht werden müssen, welches das Verhältniß der Reflexion zur anschaulichen Erkenntniß sei.... Als Resultat dieser Forschung hätte sich aber ergeben, daß die anschauliche Erkenntniß bei ihrer Aufnahme in die Reflexion beinahe soviel Veränderung erleidet, wie die Nahrungsmittel bei ihrer Aufnahme in den thierischen Organismus, dessen Formen und Mischungen durch ihn selbst bestimmt werden und aus deren Zusammensetzung gar nicht mehr die Beschaffenheit der Nahrungsmittel zu erkennen ist: oder (weil dies ein wenig zu viel gesagt ist) wenigstens hätte sich ergeben, daß die Reflexion sich zur anschaulichen Erkenntniß keineswegs verhält, wie der Spiegel im Wasser zu den abgespiegelten Gegenständen, sondern kaum nur noch so, wie der Schatten dieser Gegenstände zu ihnen selbst, welcher Schatten nur noch einige äußere Umrisse wiedergibt, aber auch das Mannigfaltigste in dieselbe Gestalt vereinigt und das Verschiedenste

durch den nämlichen Umriß darstellt; so daß keineswegs von ihm ausgehend sich die Gestalten der Dinge vollständig und sicher construiren ließen."

Zu dem Satze Kant's: „Wenn ich alles Denken aus einer empirischen Erkenntniß wegnehme, so bleibt gar keine Erkenntniß eines Gegenstandes übrig: denn durch bloße Anschauung wird gar nichts gedacht, und daß diese Affection der Sinnlichkeit in mir ist, macht gar keine Beziehung von dergleichen Vorstellungen auf irgend ein Object aus", bemerkt Schopenhauer: „Dieser Satz enthält gewissermaßen alle Irrthümer Kant's in einer Nuß; indem dadurch an den Tag kommt, daß er das Verhältniß zwischen Empfindung, Anschauung und Denken falsch gefaßt hat und demnach die Anschauung, deren Form denn doch der Raum und zwar nach allen drei Dimensionen sein soll, mit der bloßen Empfindung in den Sinnesorganen identificirt, das Erkennen eines Gegenstands aber allererst durch das vom Anschauen verschiedene Denken hinzukommen läßt. Ich sage hingegen: Objecte sind zunächst Gegenstände der Anschauung; nicht des Denkens, und alle Erkenntniß von Gegenständen ist ursprünglich und an sich selbst Anschauung; diese aber ist keineswegs bloße Empfindung, sondern schon bei ihr erzeigt der Verstand sich thätig. Das allein beim Menschen, nicht aber bei den Thieren, hinzukommende Denken ist bloße Abstraction aus der Anschauung."

Soviel über die Divergenz Schopenhauer's von Kant. Daß die Sache nicht so einfach ist, wie jener meint, daß er selbst bedeutend über das Ziel hinausschießt, indem er die anschauliche Erkenntniß sofort den Thieren einräumt, werden wir am Schlusse dieses Kapitels sehen. Zunächst will ich

noch einige Stellen aus Schopenhauer's „Parerga und Paralipomena" anführen, in welchen die Abhängigkeit aller unserer Erkenntniß von der Anschauung scharf hervorgehoben wird:

(II, §. 9): „Eine seltsame und unwürdige Definition der Philosophie, die aber sogar noch Kant gibt, ist diese, daß sie eine Wissenschaft aus bloßen Begriffen wäre. Ist doch das ganze Eigenthum der Begriffe nichts anders, als was darin niedergelegt worden, nachdem man es der anschaulichen Erkenntniß abgeborgt und abgebettelt hatte, dieser wirklichen und unerschöpflichen Quelle aller Einsicht. Daher läßt eine wahre Philosophie sich nicht herausspinnen aus bloßen, abstrakten Begriffen; sondern muß, . . . so gut wie Kunst und Poesie, ihre Quelle in der anschaulichen Auffassung der Welt haben."

„Nicht nur ist, wie ich das schon in meinem Hauptwerke gesagt habe, alle Evidenz anschaulich, sondern auch alles ächte und wahre Verständniß der Dinge ist es. Dies bezeugen schon die unzähligen tropischen Ausdrücke in allen Sprachen, als welche sämmtlich Bestrebungen sind, alles Abstracte auf ein Anschauliches zurückzuführen. Denn bloße abstracte Begriffe von einer Sache geben kein wirkliches Verständniß derselben; wiewohl sie in den Stand setzen, davon zu reden, wie Viele von Vielem reden: ja Einige bedürfen hiezu nicht einmal der Begriffe, sondern reichen mit bloßen Worten, z. B. Kunstausdrücken, die sie erlernt haben, aus. Um hingegen irgend etwas wirklich und wahrhaft zu verstehen, ist erfordert, daß man es anschaulich erfasse, ein deutliches Bild davon empfange, wo möglich aus der Realität selbst, außerdem aber mittelst der Phantasie. Selbst was zu groß, oder zu complicirt ist, um mit Einem Blicke übersehen zu

werden, muß man, um es wahrhaft zu verstehen, entweder theilweise oder durch einen übersehbaren Repräsentanten sich anschaulich vergegenwärtigen. Das aber welches selbst dieses nicht zuläßt, muß man wenigstens durch ein anschauliches Bild und Gleichniß sich faßlich zu machen suchen. So sehr ist die Anschauung die Basis unseres Erkennens. Dies zeigt sich auch darin, daß wir sehr große Zahlen, imgleichen sehr weite, nur durch solche (Zahlen) ausdrückbare Entfernungen, wie die astronomischen, zwar in abstracto denken, dennoch aber nicht eigentlich und unmittelbar verstehn, sondern nur einen Verhältnißbegriff davon haben."

So erklärt es sich denn auch, daß die größten Philosophen aller Zeiten mit ihren tiefsten Gedanken nichts Besseres zu thun wußten, als an den Gesichtssinn, die Anschauung anzuknüpfen. Denn, was ist es anderes, wenn Plato das Wesenhafte aller Dinge in ihre Idee, ἰδέα verlegt — die erste Bedeutung dieses vielberühmten Wortes ist Bild, Gestalt; wenn Aristoteles seine epochemachende Unterscheidung zwischen Materie und Form aufstellt, und in letzterer das wahrhaft Unterscheidende, Charakteristische der Dinge findet? So verlangte denn auch Baco von Verulam von der wahren Philosophie daß sie nihil aliud nisi mundi simulacrum et reflectio sein sollte; und obgleich Spinoza ebenso wie Plato und die indische Philosophie den Unterschied zwischen der Sinnesempfindung, welche nur die Erscheinung, die Maja uns vorgaukelt und dem wahren Wesen der Welt durch die Worte imaginari und intelligere sehr bestimmt hervorhebt und den Grund unvollkommener menschlicher Auffassung eben in der Einbildung findet, daß die imagines den wirklichen Dingen entsprächen, so hat doch der tiefe von ihm ausgehende

Anstoß der ihre innerste Kraft prüfenden menschlichen Vernunft diesen ewigen Widerstreit endlich in der Lehre des großen Kant aufgelöst, nach welcher das Einzige, was wir von den Dingen erfahren können, eben ihre Erscheinungen sind, welche als Vorstellungen in unseren Geist einziehen und jedesmal ein Produkt der Wirkung der Dinge auf unsere Sinnlichkeit und unseres denkenden Vermögens sind.

Wie sehr auch die neueren Denker darnach ringen, gerade unseren Anschauungen einen objectiven Gehalt zu vindiciren, d. h. mit einfachen Worten, zu beweisen, daß die Dinge wirklich so sind, wie wir sie sehen, geht aus manchen charakteristischen Aeußerungen hervor, von denen ich einige citire.

Helmholtz (Populäre Vorlesungen II, 54) sagt:

„Daß man den Begriff des Zeichens und des Bildes bisher in der Lehre von den Wahrnehmungen nicht sorgfältig genug getrennt hat, scheint mir der Grund unzähliger Irrungen und falscher Theorieen zu sein."

„In einem Bilde muß die Abbildung dem Abgebildeten gleich sein; nur so weit sie gleichartig ist, ist sie Bild. Eine Statue ist Bild eines Menschen, insofern sie dessen Körperform durch ihre eigene Körperform nachahmt. Auch wenn sie in reducirtem Maßstabe ausgeführt ist, wird immer Raumgröße durch Raumgröße dargestellt."

„Die Nervenerregungen in unserem Hirn und die Vorstellungen in unserem Bewußtsein können Bilder der Vorgänge in der Außenwelt sein, insofern erstere durch ihre Zeitfolge die Zeitfolge der letzteren nachahmen, insofern sie Gleichheit der Objecte durch Gleichheit der Zeichen und daher auch gesetzliche Ordnung durch gesetzliche Ordnung darstellen."

„Dies genügt offenbar für die Aufgaben unseres Verstandes, der aus dem bunten Wechsel der Welt das Gleichbleibende herauszufinden und als Begriff oder Gesetz zusammenzufassen hat.“ An einer anderen Stelle (ibid. p. 206) sagt derselbe Forscher:

„Es geht aus diesen und ähnlichen Thatsachen die überaus wichtige Folgerung hervor, daß unsere Empfindungen nach ihrer Qualität nur Zeichen für die äußeren Objecte sind, und durchaus nicht Abbilder von irgend einem Grade der Aehnlichkeit. Ein Bild muß in irgend einer Beziehung seinem Objecte gleichartig sein; wie z. B. eine Statue mit dem abgebildeten Menschen gleiche Körperform, ein Gemälde gleiche Farbe und gleiche perspectivische Projection hat. Für ein Zeichen genügt es, daß es zur Erscheinung kommt, so oft der zu bezeichnende Vorgang eintritt, ohne daß irgend welche andere Art von Uebereinstimmung als die Gleichzeitigkeit des Auftretens existirt; nur von dieser letzteren Art ist die Correspondenz zwischen unseren Sinnesempfindungen und ihren Objecten. Sie sind Zeichen, welche wir lesen gelernt haben, sie sind eine durch unsere Organisation uns mitgegebene Sprache, in der die Außendinge zu uns reden; aber diese Sprache müssen wir durch Uebung und Erfahrung verstehen lernen, ebenso gut wie unsere Muttersprache.“

Diese ganze Darstellung leidet an Unklarheit. Warum sollen unsere Empfindungen nicht Bilder der Dinge geben, da sie doch, wie Helmholtz sagt, Gleichheit der Objecte durch Gleichheit der Zeichen wiedergeben? Was thut denn der Maler, der Bildhauer Anderes, deren Werke doch von dem Verfasser als Beispiele von Bildern angeführt werden? Und wenn wir diese Zeichen lesen lernen, was erfahren wir

denn da eigentlich über das Wesen der Objekte? Doch wohl nichts anderes als was unsere Empfindungen uns sagen? Nun und diese sind ja nach Helmholtz nichts anderes als Zeichen. Also wohl nur eine Combination oder ein Conglomerat von Zeichen. Auf diesem Wege kommen wir nicht weiter, sondern drehen uns beständig im Kreise herum.

Einen anderen Weg hat Lewes in seinem etwas redseligen, auf Comte's Positivismus aufgebauten Werke: „Problems of Life and Mind" eingeschlagen. Er unterscheidet richtig die menschliche Erkenntniß als etwas toto genere von der thierischen Verschiedenes, so daß zwischen dem niedrigsten Menschen, etwa einem Tasmanier und dem höchsten, einem Shakspeare, immer noch der geistige Zusammenhang, d. h. die Entwicklungsmöglichkeit durch unzählige Stufen begreiflich erscheint. „But between animal and human Intelligence there is a gap, which can only be bridged over by an addition from without.*) That bridge is

*) Ich benutze die Gelegenheit, um einmal dem landläufigen Irrthum, welchem auch der vortreffliche Ernst Häckel durch öftere Anführung in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" leider eine weite Verbreitung verschafft hat, ernsthaft zu Leibe zu gehen. Dieser Irrthum, welchen Häckel ein wichtiges Resultat der vergleichenden Psychologie nennt, lautet in seinen Worten „daß zwischen den höchstentwickelten Thierseelen und den tiefstentwickelten Menschenseelen nur ein geringer quantitativer, aber kein qualitativer Unterschied existirt, und daß dieser Unterschied viel geringer ist, als der Unterschied zwischen den niedersten und höchsten Menschenseelen." Das ist einfach nicht wahr, und wenn hundertmal ein durch den Nicht-Erfolg seiner Mission verstimmter österreichischer Missionär von den Negerstämmen am oberen Nil gesagt hat: „sie stünden weit unter den unvernünftigen Thieren", so bleibt doch der gewaltige Unterschied, daß der Mensch denkt und spricht und das Thier eben nicht. Hier bleibt die von Lewes behauptete Kluft unwiderruflich bestehen, hier ist Max Müller in seinem vollen Rechte, wenn er sagt, die Sprache

the Language of symbols, at once the cause and the effect of Civilisation."

Wer über die durch die Sprache ermöglichte Geisteshoheit des Menschen redet, dem hält es schwer, nicht einen Augenblick inne zu halten und sich auf den Adel der Menschennatur, deren er theilhaftig geworden ist, zu besinnen. Darum möge denn auch hier des Engländers begeisterter Hymnus auf Sprache und Vernunft eine Stelle finden: „Language is the creator and sustainer of that Ideal World in which the noblest part of human activity finds a theatre,

---

sei der Rubicon, welchen kein Thier jemals überschreiten werde, und sich darauf beruft, daß man das begabteste Affenkind und das Kind des rohesten Kaffernstammes solle von europäischen Eltern erziehen lassen, wobei das Resultat unfehlbar sein werde, daß dieses werde vernünftig reden und denken lernen, jenes aber trotz aller angewandten Mühe ein Affe bleiben. Es ist interessant, jenes geflügelte Wort bis auf seinen ersten Ursprung zu verfolgen, welchen ich bei einem geistvollen französischen Schriftsteller, dem vortrefflichen, naiven Montaigne glaube nachweisen zu können. Derselbe sagt nämlich in seiner berühmten Apologie de Raimond Sebond (Essais, liv. II chap. 12). „Cet animal (der Elephant) rapporte, en tant d'autres effets, à l'humaine suffisance, que si je voulois suivre par le menu ce que l'expérience en a apprins, je gaignerais ayseement ce que je maintiens ordinairement, qu'il se treuve plus de difference de tel homme à tel homme, que de tel animal à tel homme." Eine solche Ansicht war im 16. Jahrhundert erlaubt, sie dürfte aber nach Locke, Kant, Herder, W. v. Humboldt als ein kindischer, naiver Irrthum von keinem Denkenden mehr wiederholt werden. Welche Begriffe Montaigne von der Sprache hatte kann man in demselben Kapitel sehen, wo er u. A. sagt: „Il me semble que Lactance attribue aux bêtes non le parler seulement mais le rire aussi. Et la difference de langage qui se veoid entre nous, selon la difference des contrees, elle se treuve aussi aux animaulx de même espèce", und einen Hund einen rechtmäßigen Syllogismus bilden läßt: „J'ai suivi jusqu'à ce carrefour mon maistre à la trace; il faut nécesairement qu'il passe par l'un de ces trois chemins; ce n'est ny par cettuy-cy, ny par celuy-là, il fault doncques infailliblement qu'il passe par cet aultre."

the world of Thought and Spiritual Insight, of Knowledge and Duty, loftily elevated above that of Sense and Appetite. Into this Ideal World man absorbs the universe as in a Transfiguration. It is here that he shapes the programme of his existence; and to that programme he makes the Real World conform. It is here he forms his highest rules of Conduct. It is here he plants his hopes and joys. It is here he finds his dignity and power. The Ideal World becomes to him the supreme Reality. It multiplies his pleasures and his pains. Its phantoms haunt him — filling life with infinite misery, such as never troubles less gifted creatures: setting tribe against tribe, brother against brother, father against son, spreading bitter hate and the intolerable tyrannies of Superstition. Its phantasies animate him — filling life with infinite and subtle joy, and in many ways aggrandising his capacities and aims. This is mans spiritual being; who would renounce it for the comparative calm of most fortunate brute?"

Lewes unterscheidet ein Zweifaches: Die Logik der Empfindung und die Logik der Zeichen; erstere ist auch bei dem Thiere anzutreffen, letztere gehört ausschließlich dem Menschen; erstere beschränkt sich auf Perceptionen, letztere operirt mit vernünftigen Conceptionen. Unter der Logic of Sensation versteht er offenbar jene niedere Geistesthätigkeit, welche in viel dunkleres Bewußtsein gehüllt, dem Menschen mit dem Thiere gemeinsam ist, und welche in neuerer Zeit als Theorie der unbewußten Schlüsse mehrseitige Beachtung gefunden hat. Zwischen beide schaltet er die Logik der Imagination ein, d. h. die Logik der Bilder, Vorstellungen, Anschauungen. Diese letztere

schreibt er auch dem Thiere in einem gewissen Grade zu, wie er sie mit vollem Rechte als den nothwendigen Uebergang von den rein sinnlichen Perceptionen zu den vernünftigen Conceptionen des Menschen betrachtet wissen will. Aber hier, wo das punctum saliens der ganzen Frage liegt, nämlich die Erörterung: „Wie bilden sich Anschauungen? Wie weit geht die Imagination des Thiers?" wird er selber verworren und unklar.

Er sagt, daß die images zwar eine Reproduction von Perceptionen seien, daß sie aber von diesen dadurch sich unterscheiden, daß sie facultativ, also wohl willkürlich reproducirt werden könnten, wodurch Combinationen derselben möglich würden. Dann fügt er hinzu: „animal imagination is reproductive, but not plastic: it never constructs." Was ist damit gesagt und erklärt? Offenbar nicht mehr und nicht weniger als — Nichts.

Die Stufenleiter der Erkenntniß sucht er folgendermaßen darzustellen: „Images being the ideal forms of Sensation, the Logic of Images is the first stage of intellectual activity and is therefore predominant in the early history of individuals and nations. The first attempts to explain a phenomenon must be to combine the images of past sensations (warum nicht sensation of images?) with the sensation (warum nicht images?) now felt, so as to form a series. In the next stage, words, representative of abstractions (ja, was ist denn das?) take the places both of images and objects. Thus the Logic of Signs replaces the Logic of Images, as the Logic of Images replaced the Logic of Sensation."

Das Wahre an dieser Darstellung ist, daß die Imagi-

nation auf einer gewissen Stufe das menschliche Denken ausschließlich beherrscht. Aber wirklich erklärt ist damit gar nichts. Vor allem hätte der Verfasser das Verhältniß des Gesichtssinnes als des eigentlichen Objectivsinnes zu den übrigen Sinnen in Betracht ziehen müssen, dann wäre ihm klar geworden, wie sich die images zu den übrigen perceptions verhalten. Dann aber, und dies ist die Hauptsache, mußte untersucht werden, wo denn die facultas imaginandi ihren Ursprung hat. Es ist eine kindliche Auffassung, eine reine Worterklärung, wenn man sagt: Die Vorstellungen oder Anschauungen gruppiren sich zu Begriffen, bei welchen die logic of signs beginnt, gerade wie sich die Perceptionen zu Vorstellungen gruppiren. Das ist keine neue Weisheit, so etwa hat man sich die Sache auch im gewöhnlichen Menschenverstande von jeher gedacht. Der Antheil, den die Sprache bei unserem Vorstellungs- und Anschauungsleben hat, das ist die wichtige Frage, welche bis jetzt, wie mir scheint, von allen Philosophen entweder gar nicht beachtet oder nur obenhin abgethan wurde, während doch hier, hier allein, die wahre Aufklärung über den Menschengeist zu erwarten ist.

Daß das menschliche Denken, an Begriffe und Worte gebunden, keine neue Erkenntniß gibt, sondern daß es gleichsam nur ein Destillationsprozeß des durch die Sinne gegebenen Materials ist, diese von Schopenhauer in den von mir citirten Stellen klar ausgesprochene Wahrheit, hat auch Lewes in passendem, echt englischem Bilde wieder gegeben: Wie unsere Erkenntniß aus der sinnlichen Wahrnehmung hervorgeht und durch Verwandlung in Repräsentationen und Symbole immer höher in das Reich der Ab-

straction hinaufsteigt, so muß sie von diesem aus wieder in das Reich der sinnlichen Welt hinabgeführt werden können, wenn sie eine wahre Erkenntniß sein soll. „Symbols are representative of values; it is only by their possible reduction to Reals — i. e. to feelings — that their employment can be justified. A bank-note is a symbol representing so much gold, which in turn represents so much food or labour. But it is always assumed that the bank is solvent and that gold is a current article of exchange. Ad forged note, or a note issued by an insolvent bank, may pass from hand to hand, but its final object is not accomplished. Thus all our reasonings by means of symbols proceed on the assumption that the symbols can at any time have their values assigned, and that they represent Reals, which will excite feelings.“ Alles sehr wahr, aber die Aufgabe ist eben zu zeigen, was denn eigentlich die sogenannten abstracten Erkenntnisse sind und wie ihre Entstehung möglich ist.

Die Hauptfrage: „Wie kommen wir dazu, und auf welche Weise geschieht es, daß wir die Dinge der Außenwelt in Bilder oder Vorstellungen verwandeln?“ bleibt, wie gesagt, bei Lewes unerörtet; es werden eben einfach images vorausgesetzt, und auf dieselbe Weise verdichten und verwandeln sich dieselben hernach in abstractions, conceptions, relations, und Gott weiß was noch mehr, in der Logic of signs.

Es wird zwar später einmal das Reich der sensation dem Reiche der abstraction entgegengesetzt und dabei gesagt, daß beide absolute Gewißheit enthalten und daß der Irrthum erst da beginne, wo durch Schließen und Urtheilen aus dem einen Reiche in das andere übergegangen werde (the

intermediate region of Inference is the sphere of doubt), aber welche Verwandtschaft diese beiden Reiche haben, wie es das Wesen der menschlichen Vernunft ist, Alles zur Einheit zurückzuführen, so daß Kant sagen konnte, dieselbe schreibe der Welt Gesetze vor, davon ist in dem Werke nichts zu finden. Statt gegen Kant zu polemisiren und die Mathematik eine empirische Wissenschaft zu nennen, hätte Lewis wohlgethan, sich abzumühen, um in die Tiefe des Kant'schen Gedankens einzudringen.

Die in starrer Allgemeinheit ausgesprochene Grundidee Kant's: „Unsere ganze Erkenntniß erbaut sich aus der Receptivität der Sinnlichkeit und aus der Spontaneität des Denkens" enthält trotz ihrer Einseitigkeit, vermöge welcher die thierische Erkenntniß ganz ausgeschlossen zu sein scheint, dennoch eine unzweifelhafte Wahrheit, wenn man das Wort Sinnlichkeit in seinem eigentlichen Verstande nimmt, wornach es nichts weiter ausdrückt als bloße Passivität unseres Empfindens, wodurch die Außenwelt rein auf uns wirken kann. Denn es ist ja wohl klar, daß, wenn die Sinnesorgane eine Selbstthätigkeit ausübten, unser Auge also z. B. gegen einen blauen Gegenstand grün reagiren könnte, alsdann überhaupt von der Außenwelt keine Wahrnehmung und sichere Erkenntniß möglich wäre.

Nun ist aber Sinnlichkeit in keinem Wesen isolirt vorhanden, d. h. es gibt kein organisirtes Wesen, auf welchem die Außenwelt nur etwa wie der Wind auf der Oberfläche des Wassers spielte oder welches einer Aeolsharfe gleich nur die Eindrücke von Außen wiedertönte. Die Sinnlichkeit ist vielmehr nur dazu da, um einem mächtigeren Herrn, dem Willen zum Leben, die Wege in der Außenwelt zu erleuchten.

Mit der reinen Sinnlichkeit ist also jederzeit auch eine Spontaneität des Bewußtseins verbunden, welche Cartesius und Spinoza in einheitlicher Auffassung cogitare nannten, was wohl auch Kant verleitete, dem Worte Denken eine ungebührliche Ausdehnung zu verleihen und es als das active oder spontane Princip der rein passiven Sinnlichkeit entgegen zu setzen. In diesem Sinne sagt Kant mit Recht: „Der gemeine Einwand gegen die Wahrhaftigkeit unserer Sinne ist das Thörichtste, was es geben kann, nicht weil unsere Sinne immer richtig urtheilen, sondern weil sie durchaus gar nicht urtheilen.“ Ebenso sagt Aristoteles, die Empfindung auf die unmittelbare Wirkung der Gegenwart beschränkend: „Das Empfinden von Einzeldingen ist stets wahr und kommt allen lebenden Wesen zu; in dem Denken aber ist Irrthum möglich und dieses kommt nur den vernunftbegabten (redenden) Wesen zu.“ (ἡ μὲν γὰρ αἴσθησις τῶν ἰδίων ἀεὶ ἀληθής, καὶ πᾶσιν ὑπάρχει τοῖς ζώοις, διανοεῖσθαι δ'ἐνδέχεται καὶ ψευδῶς, καὶ οὐδενὶ ὑπάρχει ᾧ μὴ καὶ λόγος.)

Was nun aber dem Gesichtssinne den hohen Vorzug vor allen übrigen verliehen hat, das ist, daß durch ihn allein Objecte möglich werden und in unsere Erkenntniß einziehen können, indem wir durch ihn die Dinge ihn ihrer räumlichen Sonderung wahrnehmen, wodurch sie allein sich uns als Dinge darstellen. Denn indem ein Wesen d. h. ein Individuum sich anderen Wesen gegenüber sieht, in welchen es instinctiv die Gleichartigkeit seines eigenen Wesens objectivirt erkennt, erwacht erst in ihm das Gefühl der Individualität, jener mächtigen ja allgewaltigen Triebkraft im Weltenall, jenes Uräthsels der Natur. Dieses Gefühl allein wird uns zum Schlüssel des Verständnisses der Außenwelt; denn daß das

Thier seine Gattin, seine Jungen erkennt und versteht, sowie daß der Mensch mit seiner tiefeindringenden Vernunft das Atom denkt, zu denken vermag, das geschieht einzig und allein dadurch, daß sie das ihnen Bekannteste und unmittelbar Gewisse, das eigene Ich nach Außen versetzen und den anderen Wesen zuerkennen.

Um diesen Gedanken einigermaßen aufzuklären, will ich an die Feuerbach'sche Lehre erinnern, in welcher mit stürmischer Begeisterung die Beziehung des Individuums zum anderen als der felsenfeste Grund der Gewißheit der Erkenntniß aufgestellt wird, von welcher daher auch Lange mit Recht sagt, man müsse dies System nach dem Pronomen der zweiten Person bezeichnen, Feuerbach habe den Tuismus erfunden: „Alle unsere Ideen entspringen aus den Sinnen; darin hat der Empirismus vollkommen Recht, nur vergißt er, daß das wichtigste, wesentlichste Sinnenobject des Menschen der Mensch selbst ist, daß nur im Blicke des Menschen das Licht des Bewußtseins sich entzündet.... Das Wesen des Menschen ist nur in der Gemeinschaft, in der Einheit des Menschen mit dem Menschen enthalten — eine Einheit, die sich aber nur auf die Realität des Unterschieds von Ich und Du stützt."

Wie in dem Menschen das Gefühl der Persönlichkeit sich entzündet durch das Gegenübertreten gleichartiger, gleichgestimmter Wesen, mit welchen er in sympathischem Rapport steht, so erwacht bei niedrigeren Wesen das Bewußtsein der Individualität, indem der Gesichtssinn ihr eigenes wohlbekanntes Wesen ihnen gestaltet, räumlich gesondert, d. h. äußerlich individualisirt entgegenhält, woran sich dann die Gefühle des Hasses oder der Liebe, jedenfalls aber ein höheres Interesse und Verständniß anknüpfen.

Es ist deshalb, nach meinem Dafürhalten, nicht zu bezweifeln, daß das Verständniß der Gestalt, also das imaginari, sich selbst bei den höheren Thieren fast ausschließlich auf Wesen ihres Gleichen beschränkt, da hier das gleiche Wesen, das was das Thier innerlich ist, ein vollkommenes Verständniß möglich macht, und demnach die unzusammenhängenden Gesichtseindrücke durch das Bewußtsein zur Gestalt vereinigt werden können, was als eine erste Art der höheren Abstraction, d. h. eines Herausnehmens aus dem unermeßlichen Ocean der ineinanderfließenden Licht-Vibrationen zu denken ist.

Für welche Gegenstände, außer ihres Gleichen, die Thiere noch mehr ein anschauliches Verständniß besitzen, d. h. welche Dinge noch außerdem von ihnen als Gestalten aufgefaßt und angeschaut werden, das ist um deswillen schwer zu entscheiden, weil die Beobachtung der Naturkundigen sich bis jetzt sehr wenig auf diesen doch so hochwichtigen Gegenstand gerichtet hat, der Mensch vielmehr geneigt ist, die Art seines eigenen Sehens sofort allen übrigen sehenden Wesen zuzuerkennen, während es doch zweifellos ist, daß unter den Menschen selbst — bei fundamentaler Gleichartigkeit — die verschiedenen Individuen auf die verschiedenartigste Weise sehen oder anschauen, der Eine z. B. da vollkommen harmonische Gestaltung erblickt, wo für einen Anderen nur chaotische Verwirrung vorhanden ist. Dem sei wie ihm wolle, soviel scheint gewiß, daß außer für seine Beute, das Thierauge nur noch ein Verständniß für seine Feinde, d. i. die Gegenstände der Furcht besitzt. Aber auch in diesen beiden Fällen ist es vielmehr die eigentliche Bewegung, welche von ihm aufgefaßt wird, als die ruhende Gestalt. Um

mich nicht zu wiederholen, verweise ich hierüber auf meine Schrift: „Einleitung und Begründung einer monistischen Erkenntnißtheorie" (Brockhaus 1877), Kap. 22 und 30. Da wird sich der Leser überzeugen, daß es mit dem Anschauen, welches Schopenhauer so leichthin als eine allgemeine Eigenschaft der Thiere angesehen haben will, seine guten Wege hat; daß vielmehr das Thier Alles, was nicht direkt sein Interesse berührt, gleichgültig und stumpfsinnig anstarrt, daß wir demnach kein Recht haben, ihm außerhalb seiner allerengsten Sphäre irgend ein höheres Anschauungsvermögen zu vindiciren.

Was hat nun dem Menschen diese wunderbare, hochentwickelte Anlage verliehen, welche einem Jeden als Phantasie so wohlbekannt ist, und welche ihn mit einer Welt von Gestalten und Dingen, d. h. Gegenständen umgibt? Offenbar nichts anderes als seine eigene schaffende und gestaltende Thätigkeit, welche durch das Organ der Hand, das Werkzeug der Werkzeuge, ermöglicht, von dem Auge geleitet, dieses letztere in einer unermeßlichen Folge von alternirenden Wirkungen endlich so sehr heranbildete und vervollkommnete, daß es alle Dinge als gestaltet anschauen lernte und somit dem Geiste die Fähigkeit verlieh, auch in jenen Regionen, zu welchen das Auge nicht zu dringen vermag, in den unmeßbaren Fernen, in dem unendlich Kleinen noch zu sehen, zu gestalten, anzuschauen. Das Auge verdrängte die niederen, engbegrenzten, obwohl sehr zuverlässigen Sinne, es übernahm die Herrscherrolle; dem Gesichtssinne fiel das Ministerium des Aeußeren zu, und damit verlor der ehemals so wichtige, allleitende Sinn des Geruchs seine Bedeutung und seine Befähigung.

„Die Unterscheidung durch Gesichtswahrnehmung, nament-

lich aber das Interesse für dieselbe, ist die wesentlichste Eigenthümlichkeit des Menschen. Die den Menschen im Uebrigen nächststehenden Geschöpfe beobachten die Welt vorwiegend durch den Geruchssinn. Was Thiere durch den Gesichtssinn zu beobachten pflegen, das beschränkt sich auf Bewegungen, und zwar meist solche, die mit ihren Bedürfnissen in Zusammenhange stehen. Gegenstände werden, wie dies namentlich vom Hunde nachgewiesen ist, durch den Geruchssinn unterschieden und wiedererkannt, ein veränderter Anblick bei unverändertem Geruch kann den Hund nicht zum Irrthum veranlassen: er erkennt seinen maskirten Herrn, weil er ihn gar nicht vom unmaskirten unterscheidet. Der Mensch hatte dereinst dieselbe Fähigkeit der Unterscheidung durch das Geruchsorgan; er hat sie verloren, weil er in der Gesichtswahrnehmung ein viel vollkommeneres Mittel der Unterscheidung entwickelte, welches ihm die Uebung der thierischen Spürkraft überflüssig machte und sie schon hierdurch verminderte, noch mehr aber durch eine Art von Absorption, welche bei jeder überwiegenden Ausbildung eines Sinnes oder einer Richtung zum Nachtheile einer andern einzutreten pflegt, beeinträchtigte. Es ist bekannt, daß sich noch jetzt Naturvölker durch eine Spürkraft auszeichnen, die sie befähigt, Spuren durch den Geruchssinn zu finden und zu unterscheiden, wo es dem Europäer an jedem Unterscheidungsmittel gebricht. Gerade auf dem Punkte nun, wo das Thier sich von dem Menschen in Beziehung auf die Gesichtswahrnehmung scheidet, tritt die Sprache ein." (L. Geiger, Ursprung der Sprache S. 143.)

Die letzten Worte sind sehr bedeutungsvoll und gestatten neue Fragestellungen, die man bisher ganz übersehen oder

unbeobachtet gelassen hatte. Da, wie hier deutlich ausgesprochen ist, Gesichtssinn oder vielmehr Anschauungsvermögen in einer direkten und unlöslichen Correlation und Reciprocität mit der menschlichen Sprache stehen, so daß eines ohne das andere nicht gut gedacht werden, eines das andere aber fortgesetzt erhöhen und steigern muß, so können wir diesen inneren Zusammenhang unmöglich umgehen, müssen vielmehr gerade in ihn einzudringen suchen, um von hier aus wo möglich den Causalnexus der stets klarer und vollkommener aus der allgemeinen Verwirrung der Dinge sich aussondernden und hervortretenden Anschauungen und der stets bestimmter und vielfältiger sich entwickelnden Sprachbezeichnungen, oder was dasselbe ist, des sich stets vervollkommenden menschlichen Denkens zu ergründen.

Die Fragen, welche sich hier naturgemäß ergeben, sind sonach folgende:

1. Haben sich das Prävaliren des Gesichtssinnes und das gesteigerte Anschauungsvermögen etwa zufällig mit dem Auftreten des Sprachvermögens zusammengefunden, beide aus verschiedenen Quellen fließend, also ohne ursprünglichen Causalzusammenhang, doch so, daß ihr zufälliges Zusammentreffen sofort eine innige Durchdringung, eine gegenseitige Bedingtheit und dadurch verursachte Steigerung der ganzen Geisteskraft zur Folge hatte?

2. Oder lag die erhöhte Anschauungsfähigkeit als prius dem Bemerken von gewissen Dingen zu Grunde, die eben dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregten, zugleich den Sprachsinn reizten, der also auf das Wahrgenommene in einer solchen Weise reagirte, daß er mit einem Laute sich Luft machte, so daß also mit der wiederkehrenden

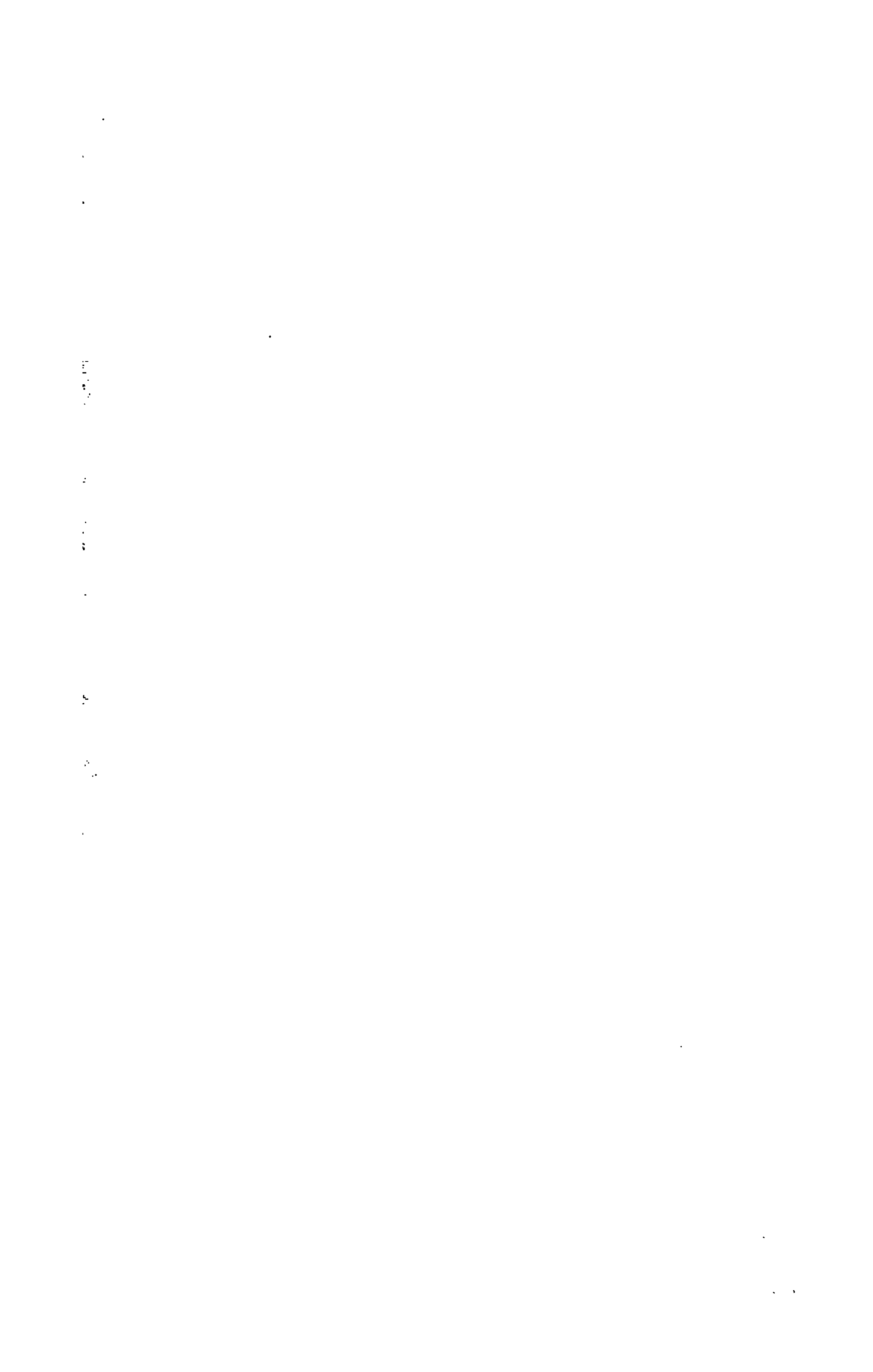
Gesichtswahrnehmung der gleiche oder ähnliche Laut sich wieder einstellte und so mit derselben eine innige Verbindung einging? So wenigstens scheint es sich L. Geiger gedacht zu haben, wenn er sagt: „Die Sprache geht von der Bezeichnung der sichtbaren Thierbewegung aus, womit die Beobachtung der Thiere abschließt. Das Erste und Früheste, was irgend eine Menschensprache ausdrückt, ist eine solche sichtbare Thier- oder Menschenbewegung. . . . Genug die thierische Miene oder Gebärde war es, welche der erste Sprachlaut ausdrückte, und von hier aus breitete er sich über das Gebiet der Gesichtswahrnehmung aus, das er heute noch nicht wesentlich verlassen hat.“ (ibid. p. 144).

3. Oder standen vielleicht die beiden Thätigkeiten im umgekehrten Causalnexus, so daß also der Sprachlaut erst den Schlummer des Anschauungsvermögens geweckt, die Fixirung der äußeren Gegenstände oder Thätigkeiten durch bestimmte Worte das genauere Erkennen, das deutlichere Anschauen derselben zur Folge gehabt hätte?

4. Oder flossen vielleicht die beiden Thätigkeiten aus einer gemeinsamen oberen Ursache, welche beide bedingend zugleich deren unlösliche Einheit veranlaßt hätte? so zwar, daß wir mit Sprechen und Anschauen eigentlich nur eins und dasselbe bezeichneten, nur nach dem Standpunkt verschieden, einmal das Aeußere, das anderemal das Innere der Sache ins Auge fassend. Auf alle diese hochwichtigen Fragen werden wir erst am Schlusse des Werkes antworten.

IX.

Phantasmagorieen.



„Denn die Dinge sind nur so wirklich, wie wir selbst sie anschauen.“ Daß man diese, von L. Geiger ausgesprochene, einfache Wahrheit nicht hat begreifen können oder nicht hat begreifen wollen, ist die Ursache unsäglichen Irrthums und endloser Phantastereien über den Ursprung der Sprache geworden, namentlich in neuester Zeit, wo man die philosophische Vertiefung der Frage, wie sie durch Genien wie W. v. Humboldt und L. Geiger geschaffen wurde, einfach glaubte übersehen zu dürfen und in naturalistischer Zutäppigkeit eine Welt von Objecten annahm, die auf irgend eine nicht näher zu untersuchende Weise von dem Menschen mit einzelnen Namen bezeichnet worden wären, also nicht sehr verschieden von der ehrwürdigen Tradition, wornach Gott dem Adam die einzelnen Thiere vorgeführt hätte, damit er ihnen Namen gebe.

In der letzten Scene des Goethe'schen Faust fordert der Pater Seraphicus die schon bei der Geburt gestorbenen Kinder, also Wesen, welche etwa den ersten sprachbildenden Geschlechtern an Geistesumfang gleichzustellen wären, mit folgenden Worten auf, sich seiner Anschauungskraft und welterfahrenen Phantasie zu bedienen, da sie von „schroffen Erdenwegen noch keine Spur“ besitzen:

Knaben, Mitternachtsgeborne,
Halberschlossen Geist und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn;
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ;
Könnt sie als die euren brauchen,
Schaut euch diese Gegend an:

(Er nimmt sie in sich).

Das sind Bäume; das sind Felsen;
Wasserstrom der abestürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den steilen Weg verkürzt.

So der Pater Seraphicus, den Chor der seligen Knaben belehrend, welche sich zutraulich ihm genähert und ihn kindlich gebeten hatten:

Sag' uns, Vater, wo wir wallen;
Sag' uns, Guter, wer wir sind.

Wie klug aber war es von dem Dichter, daß er den guten Vater die armen Kleinen nicht mit dem „todten Hall der Worte" belehren läßt, sondern ihnen zugleich eine Wohnstatt in seinem Innern anweist, wo sie die Welt durch „seiner Augen welt- und erdgemäß Organ" anschauen; denn ohne dies wären ja eben jene Worte ein unverständlicher, nichtssagender Klang.

Darum hat auch der Verfasser der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" in glücklichem Instincte nicht berichtet, daß Gott der Herr dem Adam die Namen der geschaffenen allerlei Thiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel mitgetheilt habe, sondern

I. Mos. 2, 19. „er brachte sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete: denn wie der Mensch

sie nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel, und Thier auf dem Felde seinen Namen."

Daß er sähe, wie er sie nennete; und wie der Mensch sie nennen würde, so sollten sie heißen! Was sollten in der That auch Götter- und Engelzungen dem Menschen nutzen, wenn er sich bei den göttlichen Worten nichts anderes vorstellen, denken, nichts anderes begreifen könnte, als was seine bisherige menschliche Erfahrung ihn dabei vorstellen, denken, begreifen lehrte! Sie wären für ihn nicht mehr und nicht weniger als der Klang einer fremden Sprache, deren Sinn er niemals zu enträthseln vermöchte oder in welche er nur soweit einzudringen im Stande wäre, als er sie in seine eigene Sprache zu übertragen vermöchte.

So ist es denn auch eine große Thorheit, Bäume, Felsen und Wasserströme, allerlei Vieh auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, oder auch Himmel und Erde, Mann und Frau, Vater und Mutter, Löwe und Bär, Speise und Trank als objective Mächte an den Anfang der Spracherzeugung zu stellen und unsere heutigen Vorstellungen oder Anschauungen von diesen Dingen, gleich als unentrinnbare Formen, in denen unser ganzes Denken befangen ist, dem Denken einer Vorwelt unterzuschieben, welcher jene Dinge wohl in irgend einer Weise bekannt sein mußten, da sie mit ihrem Leben in Wechselwirkung traten, aber keineswegs so bekannt sein konnten, daß sie eine deutliche Vorstellung von denselben, wie sie durch die sprachliche Bezeichnung ermöglicht und gefordert wird, in ihrem Bewußtsein vorgefunden hätte!

„Denn die Vorstellung hat keineswegs in einem Zwange

der Objecte ihren Ursprung, welche, soweit sie unverändert sind, etwa auch sie sich unverändert gleich erzeugten, sondern eine jede Weltanschauung entspringt sogleich aus einer vorigen, und eine jede vorige ist der Wirklichkeit ferner, und an Antheil inneren Eigenthums der Phantasie, die uns Irrthum heißet, reicher, da die Phantasie, welche die Vernunft selbst ist, in immer engeren Kreisen um das wesenhaft Wirkliche, das sie erfassen will, herniederschwebt, ohne es jemals allein und völlig zu umschließen.*)" Es ist deshalb eine allgemeine nothwendige Forderung, welche L. Geiger an verschiedenen Stellen nachdrücklich erhebt:

nicht die Begriffe der Vorwelt durch die Wirklichkeit verstehen zu wollen; denn dies wäre nichts Anderes als ihre Anschauung nach der unsrigen ermessen wollen; oder

nicht den Begriffen unsere Objecte als die ihnen schlechthin entsprechenden unterzuschieben; und

den Erklärungsgrund der Begriffe keineswegs in diesen unseren heutigen Objecten, auch nicht in den ursprünglichen und ersten zu suchen, sondern sie nur in vorausgehenden anderen ihre Entwicklung bedingenden Begriffen finden zu wollen.

Die Welt des Geistes stammt nicht aus der Welt der Objecte; die Gestalt der Vorstellung folgt nicht wie die Wirkung aus der Ursache mit Nothwendigkeit aus den realen Dingen; so wenig heute ein Object im Stande ist, ein Wort sich im Geiste des Menschen zu erschaffen, sondern nur aus bereits vorhandenen Begriffen ein neuer, für den vorliegenden Fall besonders geeigneter sich entwickeln kann, gerade so war es beim Beginn des Sprachwerdens. Diese fundamentalen

*) (L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft II. p. 279).

Wahrheiten, die uns am Schlusse unserer Untersuchung zum gewünschten Ziele führen werden, sie werden uns auch hier schon zum sicheren Probirsteine, an welchem das Irrthümliche und Grundlose der oberflächlichen Hypothesen von einer Sprachentstehung, die gleichsam mehr von Außen her in das Innere des Menschen hineinverlegt wird, während doch die innere Denkfähigkeit und Denkkraft die entschiedenste selbständige Thätigkeit des Menschen ist, sich zweifellos wird erkennen lassen.

Der Erste, an welchem ich nun diese scharfe Kritik üben müßte, bin eigentlich ich selbst. Ich habe nämlich, von dem scheinbaren Uebergewicht der äußeren oder objectiven Welt noch geblendet, in meiner „Welt als Entwicklung des Geistes“ eine ähnliche Hypothese über den Ursprung der Sprache aufgestellt, welche durchaus im Widerspruch mit den angeführten Grundsätzen steht und darum entschieden falsch ist. Der Leser möge selbst urtheilen; ich will die charakteristische Stelle hier folgen lassen. Ich sagte also (Welt als Entwicklung des Geistes, p. 255):

„Der erste Menschenlaut, welcher die Bezeichnung Wort verdiente, kann sich nur durch größere Helligkeit der begleitenden und erweckten Vorstellung von den Warnungsrufen der Thiere unterschieden haben, durch welche ja auch die Vorstellung von der herannahenden Gefahr bei den Genossen erweckt werden soll. Ich will nun einen solchen Fall in aller Kürze zu entwickeln versuchen, mit der ausdrücklichen Einschränkung jedoch, daß derselbe nur eine Möglichkeit der Entstehung darbietet.... (Solcher Möglichkeiten nahm ich damals noch sehr viele an). Ich nehme an, daß das gesellige Leben die Menschen schon vor der Entstehung der

Sprache in Heerden und Stämmen zusammenhielt. Krieg war damals der allgemeine Zustand, nicht nur Krieg gegen frembartige Thiere, sondern auch gegen benachbarte Stämme der eigenen Gattung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein eigenthümlicher Laut oder Ruf die Glieder des einzelnen Stammes verband, so daß sie durch diesen Ruf die Entfernten, Zerstreuten, Verirrten zusammenriefen oder auch im Kampfe mit einem Nachbarstamme sich gegenseitig aufmunterten. Wenn nun einmal ein Mitglied des einen Stammes seine Genossen dadurch vor dem Herankommen des andern Stammes warnte, daß er den Ruf desselben nachahmte, so hätten wir hiermit die Entstehung des ersten menschlichen Wortes zu constatiren; denn es wäre dieses bewußte, absichtliche Erweckung einer Vorstellung bei verwandten, gleichartigen Wesen."

Ich habe nachmals eine der meinigen fast gleichlautende Hypothese bei Darwin selber gefunden (die Abstammung des Menschen), welcher, nachdem er erklärt hat, er könne nicht daran zweifeln, daß dic Sprache ihren Ursprung der Nachahmung und den durch Zeichen und Gesten unterstützten Modificationen verschiedener natürlicher Laute, der Stimmen anderer Thiere, uud der eigenen instinctiven Ausrufe des Menschen verdanke, Folgendes sagt:

„Da die Affen sicher vieles von dem verstehen, was von Menschen zu ihnen gesprochen wird, und da sie im Urzustande Warnungsrufe bei Gefahren ihren Genossen zurufen, so erscheint es durchaus nicht unglaublich, daß irgend ein ungewöhnlich gescheites, affenähnliches Thier darauf gefallen sein könne, das Heulen eines Raubthiers nachzuahmen, um dadurch seinen Mitaffen die Natur der zu erwartenden

Gefahr anzudeuten; und dies würde ein erster Schritt zur Bildung einer Sprache gewesen sein."

Der Unterschied zwischen meiner Hypothese und der Darwin'schen liegt einzig darin, daß ich als Inhalt des ersten Sprachlautes doch etwas Vertrauteres, Bekannteres, fast möchte ich sagen Menschlicheres annahm, nämlich den feindlichen Stamm, während Darwin das Raubthier zum ersten Objecte des gemeinsamen Erkennens machte, ein Versuch, der bei einigem Nachdenken schon darin seine volle Unmöglichkeit documentiren muß, daß ein Gegenstand des Schreckens, des Grauens und Entsetzens wohl am allerwenigsten geeignet ist, in das klare, lichte, besonnene Gebiet des Sprachdenkens einzutreten, geschweige denn als erster Keim desselben zu gelten. Derselbe Einwurf trifft natürlich mit gleicher Schärfe meine eigene Theorie.

Auch von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet, vermögen diese Hypothesen in keiner Weise einer ernsthaften Kritik zu widerstehen. Ein Warnungsruf ist ein Ruf des Schreckens, Schrecken theilt sich sympathisch mit. Nach unserer Theorie müßte aber der Urmensch, jener besonders gescheite, bei sich ruminirt und reflektirt haben: Wie bringe ich meinen Mitaffen die Vorstellung von der drohenden Gefahr zum Bewußtsein? und dann in einem wahrhaft genialen Einfall den gefürchteten Laut ausgestoßen haben! Zugegeben das Unmögliche, das ganz Unglaubliche! er habe auf ein Verstandenwerden gerechnet! wie konnte er ohne eine ihm entgegenkommende, gleich geniale Inspiration der Uebrigen wirklich verstanden werden? Und daraus soll sich eine Sprache entwickelt haben? Das Wuthgebrüll des Raubthiers, das Kampfgebrüll des Feindes soll der erste Keim, der Krystal-

lisationskern jenes wunderbaren geistigen Gebildes gewesen sein, das auf dem festen Grunde der menschlichen Besonnenheit ruhend, zum Spiegel der Welt, der Erde, des Himmels und aller ihrer Wunder geworden ist! Nichts ist unglaublicher, nichts unwahrscheinlicher. Und wie ich selber hier die Unmöglichkeit meiner Hypothese anerkenne, so hat auch der große Darwin, dessen ernstem und tiefem Geiste unmöglich die ganze philosophische Bedeutung des Problems und das schreiende Mißverhältniß seiner leicht hingeworfenen Vermuthungen zu demselben lange verborgen bleiben konnte, in klarem und besonnenem Zugeständnisse das Ungenügende seiner Ansichten eingeräumt, und ich kann deshalb nichts besseres thun, als diese seine letzten Worte anführen, mit denen diese erste Phantasmagorie endgültig abgethan sein mag (Darwin, Ausdruck der Gemüthsbewegungen):

„Aber das ganze Thema von den Verschiedenheiten der unter verschiedenen Seelenzuständen hervorgebrachten Laute ist so dunkel, daß es mir kaum gelungen ist, irgend welches Licht darauf zu werfen; und die Bemerkungen, welche ich hier gemacht habe, haben nur wenig Bedeutung.“

Wenden wir uns nun zu Männern, welche mit viel größerer Zuversicht ihre Theorieen von dem Ursprunge der Sprache vortragen, solchen namentlich, welche, von dem Geiste Darwin's „erweckt“, von dem „naturwissenschaftlichen oder zoologischen“ Standpunkte aus das größte Problem der Geisteswissenschaft lösen zu wollen sich vermessen. Für sie ist vergeblich geschrieben, was schon Herder und Humboldt von der absoluten Disparität, der vollständigen Unvergleichbarkeit der Thierlaute mit der Menschensprache mit unwiderleglicher Klarheit erwiesen haben.

G. Jäger will (Ausland 1867) dem Räthsel der menschlichen Sprache dadurch nahe kommen, daß er dieselbe aus der Thiersprache zu ermitteln sich bemüht. Mit Recht bezeichnet er den Kreis der thierischen Laute als den der Empfindungslaute, mit Recht stellt er diese mit den menschlichen Interjectionen, sowie den Gesang der Vögel mit dem Jodeln, den Jubelrufen des Menschen zusammen.

Nun sucht er, denn die wahre Schwierigkeit ist ihm keineswegs verborgen, den Uebergang von jenen Empfindungslauten zu dem was eigentlich das wahrhaft Menschliche an der Sprache ist, wie es Humboldt ausgesprochen hat: „Singen, Tönen, aber Vorstellungen, Gedanken mit den Tönen verbinden.“ Bei dieser Gelegenheit erfahren wir denn allerlei höchst merkwürdige Dinge von dem Sprechen der Papageien (Citirt von Steinthal, Ursprung der Sprache p. 326):

„Man glaube nur nicht, daß der Papagei sinnlos spreche. Er thut dies nur dann, wenn man ihm die Worte gedankenlos lehrt, nämlich ohne Beziehung zum Gegenstande. (Das sind Bäume, das sind Felsen, Wasserstrom, der abestürzt!) Jäger berichtet dagegen aus eigener Erfahrung, daß ein grauer Papagei das Hereinrufen, wenn es anklopfte, von selbst lernte und es stets richtig anwandte. Ein Papagei, den Jäger selbst besaß, rief ihm und seiner Frau „Jackerl“, weil sie beide ihn so nannten. Eines Tages sagte ihm Jäger das Wort „Frau“ vor; und nun rief der Vogel ihm „Frau“, seiner Frau aber weiter „Jackerl.“ Eine Schwester seiner Frau, die auf Besuch kam, sagte ihm ihren eigenen Namen „Clara“ vor, und nun gebrauchte er ihn ausschließlich für diese Dame. Als diese wieder abreiste, rief er

mehrere Tage ihren Namen in einer Weise aus, die keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß er wirklich ihr lockte. Dann aber hörte er auf, den Namen zu rufen, und nur einmal noch sprach er ihn leise im Traum. Im allgemeinen gebraucht der Papagei anfänglich den vorgesprochenen Namen als Empfindungslaut für das Wohlbehagen, in welches er geräth, wenn die betreffende Person ihn füttert, dann um die Person zu rufen, zu locken. Wann er ihn als Gefühlslaut, wann als Lockton gebraucht, zeigt der Accent auf's deutlichste an."

Gesetzt auch dies alles sei wahr und es herrsche hier nicht die bei Menschen so gewöhnliche Neigung, dem thierischen Handeln die eigenen menschlichen Geistesvorgänge unterzuschieben, ist hier doch auch nicht das mindeste dem menschlichen Denken und Sprechen Analoge. So wenig wir dem Hunde werden Vernunft zuschreiben wollen, wenn er, durch die Dressur eingeübt, auf gewisse Worte hin gewisse Bewegungen auszuführen sich gewöhnt hat, so wenig vermögen solche Associationen gehörter Laute mit gewissen Wahrnehmungen auch nur den allerentferntesten Anspruch auf das was wir Denken nennen zu erheben. Sie sind vielmehr in einem gewissen Sinne rein mechanisch zu nennen und zwar in derselben Weise, wie sie in einer vor Kurzem die Zeitungen durchlaufenden Anekdote hervortritt. Ein Richter hatte seinen Actuarius, der seine Frohnschreiberei in rührender gedankenloser Pflichttreue ausübte, auf eine seltsame Probe gestellt. Er concipirte nach den Formeln des Rechtes dessen eigenes Todesurtheil und gab es ihm zum Abschreiben. Der Brave verfehlte auch nicht eine Silbe, ohne daß auch nur ein einziger Gedanke aus dem Actenstücke in sein Bewußtsein getreten wäre.

Um nun also den Thierlauten das wesentlich Menschliche, nämlich die Association von Vorstellungen nicht vorzuenthalten, ihnen wenigstens die Pforte dazu offen zu halten, geht Jäger namentlich auf die Lock- oder Paarungsrufe ein, worin er den Ausgangspunkt der Sprache glaubt gefunden zu haben, da dies ja auch ein Verständigungsmittel sei und das letztere Moment wesentlich zur Definition der Sprache gehöre. Da aber auch damit zur Bildung einer Sprache nicht das Allermindeste anzufangen ist, so geht er auf die onomatopoetischen Versuche der Thiere, d. h. die Nachahmung fremder Laute über und wird auf diesem Terrain von Steinthal sympathisch begrüßt.

„Einen weiteren Fortschritt in der Sprachbildung beurkundet freilich bei verhältnißmäßig sehr wenigen Thieren die Lautnachahmung. Auch hier vermögen freilich die gelbe Grasmücke, mehrere Arten von Würgern und der amerikanische Spottvogel uns unendlich wenig zu fördern; denn zur Verständigung dienen ja ihre Töne keineswegs; sondern die nachgeahmten Töne sind Aeußerungen allgemeinen Lautgefühls und die Nachahmung kaum völlig zu erklären.“ (Jäger bei Steinthal, p. 329).

Flüchten wir uns also schnell wieder zu den Papageien. „Der erlernte Laut wird zunächst mit einer Empfindung, vielleicht allgemeiner Natur, dann aber mit der Empfindung identificirt, welche eine Handlung oder ein Gegenstand bei den Thieren hervorruft; ruft man den Papagei Jäckel, indem man ihm Zucker gibt, so drückt derselbe durch Jäckel das Behagen über den Genuß des Zuckers aus und über die Person, die ihm diesen Genuß gewährt und dann das Behagen, in welches ihn unter allen Umständen die Erscheinung

der Person seines Wohlthäters versetzt und dann wird er zum Lockton und Verständigungsmittel."

(Jäckel hätte also in der Papageiensprache eine dreifache Bedeutung, die sich etwa folgendermaßen in die Menschensprache übersetzen ließe:

1. Zucker ist gut.
2. Ha, du bist das Zuckerspendende!
3. Zuckerspendendes, komm!

Aehnliches würde zwar auch eine Krähe durch ihr einfaches Krah! ausdrücken, nur mit dem Unterschiede, daß dies Krah selbsteigner Laut ist, während Jäckel angelernt, d. h. nachgeahmt ist).

Damit ist bei der Thiersprache ein zweites Element gegeben, der Ahmlaut oder das Onomatopoietikon und zwar in derselben Bedeutung, die das Onomtapoietikon in der Menschensprache hat; es ist der Proceß der Namengebung, man lockt einen Gegenstand mit dem Laute, den dieser selbst von sich gibt. Darauf folgt nun bei Jäger als Résumé:

„Die Lautsprache der Thiere weist Interjectionen und Onomatopoietika auf; die ersteren haben das allgemeinste Vorkommen, und unter ihnen steht wieder obenan der Paarungsruf; zur Onomatopoesie haben es nur wenige physisch und psychisch begabte Vögel gebracht."

Wir haben hier in dem „Proceß der Namengebung" den alten, längst widerlegten Irrthum Herder's, nur in einer viel roheren, materiellen Form; denn bei Herder ist es doch der kluge, besonnen reflectirende Mensch, welcher die Thiere nach ihren Lauten sich merkt und dann ihren Laut als Merkwort wiederholt; bei Jäger aber scheint

das Nachäffen eines Lautes zugleich die „Erkenntniß des Gegenstandes“ durch irgend ein Wunder zur Folge zu haben!

Welche Aufklärung findet nun Jäger in allem diesem für die Menschensprache? Hören wir ihn selber:

„Die menschliche Sprache entstand, als von einer mikrokephalen bloß durch Empfindungslaute und Gebärdensprache (!) sich verständigenden Species von Menschenaffen der erste Mensch geboren wurde, der sich von seinen Vorfahren leiblich durch Makrokephalie (denn eben wo Begriffe fehlen rc.), geistig durch höhere Intelligenz (diesen deus ex machina) und sprachlich so unterschied, wie sich der Kolkrabe von der Rabenkrähe unterscheidet, nämlich durch onomatopoetisches Talent, dessen sich seine höhere Intelligenz als Verständnißmittel mit seines Gleichen bemächtigte.“

An dieser Erklärung haben wir das schönste Beispiel einer Erklärung, wie sie nicht sein soll und sein darf. Es ist nämlich mit allen diesen Wortschaften gar nichts erklärt; denn eben das Erklärungsbedürftige wird als Erklärungsgrund, als Ursache vorausgesetzt und nun tapfer drauf los hergeleitet. Höhere Intelligenz, da der erste Mensch mit einem entsprechenden Dickkopfe geboren wurde, und sein onomatopoetisches Talent als Verständigungsmittel mit seines Gleichen — wohl ähnlichen Dickköpfen? — benutzte! Den Teufel auch, da fühlt man sich doch leibhaftig in das Molière'sche Doctoren-Collegium mit seiner virtus dormitiva atque somnifera, cujus est effectus sensus assoupire! versetzt.

Der berüchtigte circulus vitiosus: „Höhere Intelligenz, darum Sprache, und Sprache, darum höhere Intelligenz“ kehrt denn auch bei Jäger in seiner ganzen Glorie wieder:

„Dies führt uns dahin, wo der eigentliche Schwerpunkt in der Fortentwicklung der Sprache liegt: Die Sprache ist, wie Steinthal treffend ausführt, nicht nur eine physiologische Function, sondern wesentlich abhängig von der Entwicklung der psychischen Fähigkeiten. Der Wortschatz, über den ein Individuum gebietet, steht in genauem Verhältniß zu der vielseitigen Entwicklung seines Geistes und deswegen möge sich niemand wundern, daß den Thieren für ihre Conversation so wenige Laute genügen. Es ist dies einfach die Folge ihres beschränkten geistigen Horizontes, und um das Verhältniß der Thier- zu den Menschensprachen ins richtige Licht zu setzen, müßte man eine Abhandlung über Thier- und Menschenseele vorausschicken. Der Abstand zwischen der Thier- und Menschensprache ist genau so groß, wie der Abstand zwischen Thier- und Menschenseele."

Steinthal applaudirt zu dieser Stelle und bedauert, daß nicht Jäger den Unterschied zwischen Thier- und Menschenseele ähnlich wie er zum Gegenstand einer „Abhandlung" gemacht. Nun dieser Unterschied läßt sich mit Einem Worte aussprechen, er ist auf Seiten des Menschen „Vernunft," und diese ist, von Innen betrachtet, Denken, von Außen — Sprache.

Weiter müht sich Jäger ab, durch Vergleichung des Menschen mit seinen nächsten Verwandten, den Affen, zu zeigen, wie etwa aus dem was bei den letzteren an Sprache vorhanden ist, sich die Ursprache der Menschen entwickeln konnte und wie diese beschaffen sein mußte. Dies führt ihn auf die Gebärdensprache, welche bei den Affen allein in höherem Maße vorhanden ist.

„Sobald ein bestimmter, örtlich fixirter Gegenstand Ver-

anlassung zur Mittheilung wird, so zeigt die Gebärde durch die Richtung des Blicks, durch die Bewegung des ganzen Körpers nach dem Gegenstande hin, und so entwickelt sich das Deuten. Die hinweisende Gebärde, das Deuten, finden wir nun beim Affen vollkommen ausgebildet: der Affe deutet wie ein Mensch. Zuerst deutet das Auge, dann folgt das Zugreifen, das Deuten mit der Hand; das letztere ist nämlich nichts anderes, als ein Greifen in die Ferne.... Wenn der Hund windet, das Pferd die Ohren spitzt, die Gans mit schiefem Kopfe nach dem Raubvogel äugt und der Affe mit Kopf oder Hand deutet, so erreicht er eine Mittheilung, die seinen praktischen Bedürfnissen und seiner geistigen Entwicklungsstufe entspricht."

In allem diesem ist eine heillose Verwirrung und Unklarheit des Denkens. Wenn ein Affe einen Gegenstand angrinst oder halb zaghaft mit der Hand darnach greift, wenn eine Gans nach dem Raubvogel blickt, ein Pferd die Ohren spitzt — so ist dies alles keine Gebärdensprache, kein Deuten. Letzteres ist vielmehr nur da der Fall, wo ein Affe in Ruhe und Besonnenheit mit dem Willen und Bewußtsein verstanden zu werden auf etwas hinwiese, etwa mit dem stummen Inhalte: „Sieh, Bruder Affe, da liegt eine Cocusnuß!" Daß wir den Blick der Gans, das Ohrenspitzen des Pferdes, das Grinsen des Affen verstehen, daraus kann doch für einen logisch Denkenden nimmermehr gefolgert werden, daß es eine Sprache der Thiere sei. Hören wir aber weiter, mit welchem salto mortale wir zu der Menschensprache gelangen:

„Die Ursprache des Menschen entstand, als bei gesteigerter Intelligenz das Bedürfniß sich erhob, sich

über abwesende Dinge zu verständigen. Hiezu genügte das Deuten nicht mehr, es mußte ein neues Verständigungsmittel geschaffen werden.... Sobald ein Wesen geistig genug entwickelt ist, um das Bedürfniß zur Verständigung über abwesende Dinge zu haben, so wird es suchen, aus dem Sinneseindruck der gesehenen Form, dem gehörten Ton oder dem wahrgenommenen Geruch sich ein Verständigungsmittel zu schaffen." Daraus entwickelt sich dann das Malen von Luftbildern mit der Hand, das Stimmorgan wird mit zu Hülfe genommen, und es entsteht ein Lautbild. So war denn Anfangs die Sprache Gebärden- und Lautsprache zugleich.

Hier entsetzt sich mit Recht Steinthal über solche Frivolität der Erklärung. „Ist das, frage ich, die Sprache eines Naturforschers, eines Darwinisten? Oder spricht er nur hier so populär, dem Lesepublikum zu Liebe?" In der That verdient eine solche Darstellung keine ernsthafte Widerlegung.

Bei einer so totalen Verkennung dessen, worin eigentlich die Schwierigkeit des Problems liegt, bei einer so crassen petitio principii, haben wir allerdings wenig Ursache, uns weiter bei dem Verfasser aufzuhalten, um etwa noch zu erfahren, wie er sich denn die ersten bedeutungsvollen Lautgebilde entstanden denkt. In der That kommen denn hier auch nur die alten, längst widerlegten Irrthümer zum Vorschein, was ja immer zu geschehen pflegt, wenn Leute über Dinge, die Gegenstand hundertjähriger Forschung und ernster Erwägung der bedeutendsten Denker gewesen sind, ohne sich um diese zu kümmern, frisch drauf los räsonniren und der Welt mit ihren augenblicklichen Einfällen neue Weisheit zu verkünden wähnen.

Da hören wir denn also, daß die Empfindungslaute einen Theil der ursprünglichen Wurzelelemente ausmachen; stare und stehen kommen von dem Anruf st, die weitverbreitete Wurzel ak spitz, scharf, läßt sich auf die Interjection ach, Empfindungslaut des Schmerzes zurückführen!

Dann folgt natürlich der zweite, schon oben erwähnte große Irrthum, daß die Objecte selbst, vermöge der von ihnen ausgestoßenen Laute, Mittel und Gegenstände der Verständigung geworden seien, also die Ahmlauts- oder Bau-wau-Theorie. „Der Pfau z. B. hat zwei Laute, ein tiefes, nasales Pao und ein helles hohes Tai. Die Indogermanen nennen nun den Pfau nach dem ersten Laute, die Chinesen nach dem zweiten."

Endlich die von Humboldt symbolisirend genannte Lautbezeichnung, indem die tonlosen Gebärden in tönende Mundgebärden verwandelt werden. Da kommt denn die Herder'sche Onomatopoesie mit wehen, weich, Wind, — Blitz, rasch, Wisch wieder zum Vorschein. Doch möge auch hier Ein Beispiel angeführt werden: „Pa ist die Wurzel für Trinken, das labiale p bedeutet Oeffnen und Verschließen des Mundes, pa ist Oeffnungslaut und beim Trinken öffnet man ja den Mund. Hieran schließt sich das griechische Interrogativ ποῦ, ποῖος, entweder weil Mundöffnen Gebärde des Fragens ist, oder weil Fragen ein Wollen, geistig trinken wollen ist. Ap dagegen ist Verschlußlaut und bezeichnet das Fassenwollen, und Gefaßthaben durch das schnappende Geräusch des fassenden Mundes. Also ad-ip-iscor, amo, aveo, emo, capio, ahd. kapfen, gaffen, skr. kam liebe, gr. γαμέω heirathen, habeo, aveo.

Das sind die Lucubrationen einer regellos ins Blaue

hinausschweifenden Phantasie, wie sie von jeher dicke Bände angefüllt, damit aber nur die Etymologie zu einem Gespötte der Kinder und Gelächter der Völker gemacht hat. Möge für alle diejenigen, welche den Kitzel verspüren sollten, nochmals sich auf derartige Wagnisse einzulassen, hier die beherzigenswerthe Stelle aus Pott's „Etymologischen Forschungen" stehen:

„Wenn J. H. Voß sich anheischig machte zu beweisen, daß aus feo und geo die ganze griechische, lateinische und deutsche Sprache entstanden sei, so ist gut, daß er diesen Beweis, soviel mir bekannt, unentwickelt mit ins Grab genommen hat. Welcher Unsinn würde da ans Tageslicht gekommen sein! Ich getraue mir meines Orts auch, auf Verlangen zu beweisen, daß alle menschlichen Sprachen in Süd und Nord, Ost und West zusammen aus dem Spiritus lenis oder auch dem a entstanden sind."

Soweit Jäger. Weit schlimmer noch steht es um Caspari, dessen Phantastereien um so unentschuldbarer sind, da er L. Geiger gekannt und gelesen, in großen Passagen auch ausgenutzt und citirt hat, freilich leider — ohne ihn zu verstehen. So begibt es sich denn auch, daß Steinthal, indem er Caspari kritisirt, auf den zu Grunde liegenden Geiger hinweist und nun, da auch er dessen Tiefsinn nicht zu würdigen weiß, den von seinem ungeschickten Nachbeter hervorgebrachten Unsinn dem großen Meister in die Schuhe schiebt.

(Steinthal, p. 362). „Die Sprache ist nach Caspari, der darin ganz Geiger folgt, rein zufällig, das Wort ein zufälliges Erinnerungszeichen. Folglich hört auch bei solchen Lauten jedes unmittelbare Verständniß für den Hörer auf. Unter diesen Umständen tritt in der sprachlichen Gemeinschaft

ein Zustand ein, bei dem die Glieder auf das Errathen dessen angewiesen sind, was von Seiten des Sprechenden gemeint wird. Auch Caspari macht nicht den geringsten Versuch zu zeigen, wodurch und warum sich die Laute mit den Vorstellungen als Zeichen verbinden, noch auch, wie das Errathen möglich ist. Er nimmt mit Geiger das Stadium eines unbestimmt sprachlichen Zustandes an, wo die sprechfähige Menschengemeinde nicht über der willkürlich durcheinanderschreienden Affenheerde steht — ein babylonisches Lautgewirr!"

„Hiemit," sagt Steinthal, „hat Caspari eine schöne Kritik an Geiger geübt." Wer für Geiger auch nur geringes Verständniß hat, der kann nimmer glauben, daß ein solcher Unsinn in seinen Schriften zu finden oder in seinem Geiste gedacht sei. Wie? Geiger, der das Gesetz der Entwicklung in seinen Tiefen ergründete, der sagte: „Das Einfache, das Regelmäßige ist gerade das Ursprüngliche, das Complicirte tritt erst auf späten Stufen ein und ist erklärungsbedürftig," Geiger, der die ganze viellautige Sprache von Einem Sprachschrei herzuleiten sich bemühte — er soll ein solches babylonisches Wirrsal als den Ursprung der Sprache bezeichnet haben!

Steinthal fährt fort, die Caspari'schen Hallucinationen zu referiren und theilweise nach Gebühr zu behandeln:

„Die sich entwickelnde Lautdifferenzirung — (also das allgemeine Geheul!) muß als Vehikel betont werden, die Sinnesunterscheidung für bestimmte Einzelheiten zu schärfen, zuzuspitzen und die Anschauungsfähigkeit zu vervollständigen, so daß der Intellect an Schärfe durch die Sprache unabsehbar wachsen konnte." Wird nun Caspari, sagt Steinthal,

das Kunststück vollführen und wird er uns zeigen, wie erinnernde Zeichen für das Gesehene die Augen entwickeln? und wie sich dies Wunder innerhalb einer durcheinanderschreienden Menge vollzog? Dies geschieht auf folgende Weise:

„Innerhalb der Zwischenzeit, in der sich die sprachliche Entwicklung von der unmittelbaren Verständigung durch Interjectionen und Reflexlaut bis zur Stufe der versuchten Verständigung durch mittelbare Bezeichnung und charakterisirte Laute bewegte, war der Lautproceß noch äußerst flüssig und flexibel, so daß von bestimmten, festen und consolidirten Wurzeln noch keine Rede sein konnte. Denn innerhalb dieser Zeit vollzog sich eben die Krystallisation der ursprünglichen Wurzeln, . . . um so die ersten festen Ansatzpunkte allgemeinverständlicher Bezeichnungsweise darzubieten. Aber wo waren in dem allgemeinen Gewirre diese Ansatzpunkte zu suchen? Wir reden ja heute noch, meint Caspari, von Tonangebern. Die frühesten Tonangeber waren hervorragende Personen. Eine Reihe an diesen wahrgenommener charakteristischer Laute, die sich mit der Anschauung gewisser Thätigkeiten derselben associirt hatten, wurden von den Andern nachgeahmt und konnten unwillkürlich und unzweideutig an die damit verschmolzenen Handlungen erinnern. Die hervorragenden Personen, deren Laute nachgeahmt wurden, waren das Haupt des Stammes, die Stammältesten und die Führer der Gemeinschaft. Ihre Laute hatten übereinstimmende, autoritäre Objectivität und da sie mit Gebärde und Handlungen verbunden waren, so wird erst hierdurch psychologisch erklärlich, daß in der ursprünglichen Sprache der ganze Gedankenkreis nur von Thätigkeitsvorstellungen erfüllt war." Mit Recht bemerkt hiezu Steinthal: „Mich wundert nur, daß Caspari nicht bedacht

hat, man werde ihm einwenden: Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das haben sie ihm all' abgeguckt; aber nicht wie er denkt und spricht;" und „Wenn ich nur sähe, wie aus der allgemein verständlichen Sprache der Naturlaute die Verwirrung entstehen konnte?" ferner sehr wahr und treffend: „Was würde es nützen, frage ich, wenn jemand einen Laut des Häuptlings nachahmte? Absolut gar nichts. Denn das war eine flüchtige Modulation des Tones, die rasch mit der inneren Vorstellung, in deren Geleit sie erschien, schwindet, und die wechselt, sowie neue Vorstellungen auftreten. Der Häuptling ist bei solcher Voraussetzung selbst ein heraklitischer Fluß, und wer einen Laut desselben festhalten wollte, verführe willkürlich, zufällig und bliebe vom Häuptling wie von allen Anderen unverstanden; man würde gar nicht ahnen, daß er nachahmt. Ferner: wenn der Laut des Häuptlings eine unmittelbar verständliche Interjection ist, wie ihm nachahmen? Gebraucht er aber einen Laut, der unmittelbar an einen Gegenstand erinnern soll: wie kann er verstanden werden, wenn die Hörer die Vermittelung nicht kennen? Also entweder der Häuptling spricht unmittelbar verständlich in Reflexlauten, oder aber er bleibt unverstanden. Was hier Caspari von Verwirrung und Allbeutigkeit redet, ist eine leere Phantasie."

Einen erbaulichen Unsinn fördert Caspari auch zu Tage, wo er über die frühesten Objecte der Verständigung und Sprachanschauung bei den Urmenschen redet: „Die nächste Umgebung d. h. also die Erlebnisse der Familie und Gemeinde waren die früheste Stätte der am meisten interessirenden Betrachtung; hier fand die bereits bestehende Mittheilung durch lebendige Gebärden, Mienenspiel, Reflexlaute und Inter-

jectionen auch die lebendigen Anknüpfungspunkte zur Fortbildung. Hier in der Gemeinde erhob sich der Nachahmungstrieb über den des Affen hinaus, und indem sich dieser Trieb sammelte und auf die Autoritäten des Gemeindelebens concentrirte, wurde er für die sprachliche Erinnerung ein Vehikel für eine zu erzielende Uebereinstimmung und für das Verständniß. In der That konnten Objecte wie Mann, Greis, Weib, Mädchen, Knabe u. s. w. sich der Tonerinnerung und allgemein verständlichen Lautnachahmung um so eher einprägen, als alle diese Wesen sich in ihrer natürlichen Stimmbegabung selbst gegeneinander scharf charakterisiren. An solche Tonunterschiede knüpfte die Lautnachahmung daher unwillkürlich an." Hiezu Steinthal: „Meint Caspari wirklich (ich kann nichts Anderes herauslesen), man habe die zitternde Stimme des Greises nachgeahmt, um den Greis zu benamen, die des Mannes, des Weibes, des Kindes, des Bruders, um diese Personen zu benennen? Dies sollen die ersten „objectiven Ansatzpunkte" der Sprache gewesen sein! Diese Theorie steht bei weitem hinter der zurück, die von Papa und Mama ausgehen möchte, von kindischen Lallwörtern."

Dieser Kritik mich anschließend, mache ich noch folgende Schlußbemerkung. Wie ein trefflich construirtes, schneidendes Werkzeug in der Hand eines Kindes verderblich wirkt, so verursachen tiefsinnige Gedanken erlauchter Geister bei schwächeren Köpfen nur Verwirrung und Irrsal. Der starke Wein des Geiger'schen Geistes ist Herrn Caspari in den Kopf gestiegen, hat diesen umnebelt und verdüstert und da er dessen Gedanken nicht zu verstehen vermochte, so lallte er seine Worte nach und braute, sie mit seinen eigenen schwachen Einfällen verquickend, den vorstehend mitgetheilten Gallimathias.

X.

Lazar Geiger.

Am Schlusse der Vorrede zu seiner trefflichen: „Römischen Lautlehre“ sagte *Agathon Benary* schon im Jahre 1837:

„Möchte dieses Werk doch beitragen, die Sprache und ihre Wissenschaft der richtigen und wahren Erkenntniß näher zu bringen. Möchte doch der ganze Zweck desselben, die Form und das Wort nicht als ein Todtes, Willkürliches zu betrachten, sondern in ihnen das *Walten des Geistes* als Gesetz zu begreifen, nicht verkannt werden; möchte doch mein Streben, die Sprache so zu erforschen, daß sie nicht *bloß* als Mittel, um die Werke der Alten und ihre Geschichte kennen zu lernen, *diene*, sondern daß sie an sich, als ergiebiger Stoff des menschlichen Denkens, Geltung und Würdigung erhalte, sich der Billigung der Sachkundigen erfreuen; ermuthigt würde ich mich alsdann auch den anderen Theilen der Grammatik, namentlich *der Bedeutungslehre, deren erste Gesetze noch im Dunkeln liegen*, zuwenden können.“

In dem Buche selbst (S. 214) sagt der Verfasser bei Aufstellung der aus der Sanskrit-Wurzel mṛd (zermahlen, zermalmen) abgeleiteten lateinischen Zeitwörter:

mṛd

mordeo. mando. molo. frendo,

denen allen dieselbe Bedeutung zu Grunde lieget: „Rechnet

man hierzu noch Ableitungen, wie mrdus = βραδύς = bardus, und mêdas Mark, welches dem Römischen medulla seinen Ursprung gibt, so sieht man, wie kühn und großartig die Sprache in ihren Erzeugnissen verfährt, und wie wenig eine engherzige Betrachtung fähig ist, mit solchen Wagnissen Schritt zu halten."

Die Bedeutungslehre! Mit diesem Worte ist zugleich dein herrlichstes Verdienst ausgesprochen, großer, unvergeßlicher Lazar Geiger!

A. F. Pott sagt in seinen meisterhaften „Etymologischen Forschungen" (I. p. 40), an falsche von Bopp versuchte Herleitungen anknüpfend:

„Tam difficile est, veros (ἐτύμους) vocum cognoscere nexus! Dies bringt mich auf folgende Gedanken: Wenn die gewöhnliche Ableitung des Worts Etymologie richtig ist, so verlangt die Etymologie die Aufsuchung des wahren Ursprungs der Wörter; die Wahrheit ist stets nur Eine, also wollen wir nicht viele Etymologieen ein und desselben Wortes, sondern nur die eine wahre. Das ist aber eben der Punkt. Es ist nichts leichter, als überhaupt eine Etymologie von einem Worte, gar nicht schwer ferner, eine gute (wenn man gut in dem Sinne von: nach Sinn und Form mögliche nimmt); schwer, oft sehr schwer, die allein richtige und deshalb gute zu geben und deren Richtigkeit darzuthun. Der gute Pastor Stender will das Lettische Deews (Gott) nicht aus dem lateinischen Deus abgeleitet wissen — mit vollem Rechte, denn das Wort ist so ursprünglich Lettisch, als das Lateinische lateinisch. Er leitet nun das Wort vom Lett. deweijs (dator) ab; darin hat er wieder nicht Unrecht, insofern es ihm als christlichem Lehrer zukam,

Gott zu einem würdigen Namen zu verhelfen. Anderen wohlmeinenden Leuten kam die Ableitung des Griechischen θεός von δεός (Furcht) nicht ungelegen, da sie an die heidnische Deisidämonie erinnern durften. Astronomen ließen die Götter lieber durch den Himmel laufen (θέειν) und Kosmologen die Welt ordnen (τιθέναι). Wir könnten nun noch wohl etwa ein halbes Dutzend Sprachen durchgehen, in denen derselbe Name für Gott vorkommt, und würden in jeder einzelnen wieder in wirklich gemachte oder doch leicht zu machende Etymologieen davon treffen. Doch ich denke, wir haben des Guten schon mehr als zuviel. Welche Etymologie ist nun die richtige, die aus dem Lettischen, Griechischen oder welcher andern Sprache entnommene? Es deckt sich hier das Schaale des Grundsatzes auf, man müsse sich bei der Etymologie der Wörter einer Sprache an die Mittel dieser Sprache halten. Wenn von irgend einem Worte erwiesen ist, daß es in mehreren Sprachen vorhanden und zwar nicht durch Entlehnung hineingekommen ist, so kann man nur eine solche Ableitung desselben als die wahre anerkennen, gegen welche keins der Gesetze der Sprachen, in welchen es vorkommt, etwas einzuwenden hat. Falsch ist demnach die Ableitung von deweijs, θέειν, τιθέναι u. s. w., weil das in seinen Formen alterthümlichste Sanskrit sie sämmtlich verwerfen muß."

An einer anderen Stelle sagt derselbe Forscher: „An solchen Beispielen zeigt sich recht deutlich, daß der Sprachforscher oft ein Dutzend Combinationen machen muß, und daß dies nicht aus Taschenspielerei, sondern den strengen Gesetzen einer heuristischen Methode gemäß geschieht. Sein Geschäft ist schwer; er mag aber auch frohen Muthes alle etymologischen

Kartenhäuser mit derselben Leichtigkeit umblasen, womit diese aufgebaut sind; und in vielen Fällen mit der Sicherheit eines wohlberechnenden Baumeisters festen Grund legen, wo man früher nur Bodenlosigkeit sah; darüber wird sich allmählich ein Gebäude erheben und des Unsicheren in der Sprachwissenschaft immer weniger werden; welches beides durch Sprachfaselei nie erreicht wird. Es hilft dem Menschen eine Wahrheit nichts, wenn er nicht weiß oder erkennen kann, daß es die Wahrheit ist. Die Etymologie darf keine Kunst des Rathens sein, sondern wenn sie uns nützen soll, muß sie sich zur Wissenschaft erheben; die Methode, wie jeder Wissenschaft, so auch der Sprachwissenschaft, ist durch die Natur ihres Gegenstands vorgeschrieben."

Welches ist nun das wahre, heuristische Princip, wornach man mit Gewißheit behaupten kann: „Dies Wort stammt von jenem," welches die Wünschelruthe, mit deren Hülfe man sich in dem unermeßlichen Labyrinth der Wort- und Bedeutungsübergänge zurechtfinden kann?

Ist es der lautliche Gleichklang?

Aber es ist gewiß, daß lautlich ganz gleiche Wörter oft ganz verschiedenen Ursprungs sind, wie ja namentlich die an Homonymen so reiche, und darum zu Calembours so geeignete französische Sprache beweist. Was haben pêcher, piscari und pêcher, malus persica gemein, außer dem Laute? Was souris, das Lächeln (subrisus) und souris, die Maus (sorex)? Was das deutsche Münze (mentha) und Münze (moneta)? Was das Griechische ἄνθος Blume und ἄνθος Glanz, Schimmer?

Ist es also nicht der Laut, das Aeußere des Wortes, bei welchem die letzte Entscheidung über die Identität der

Wörter liegt, so müßte es wohl die Bedeutung sein, welcher die Untrüglichkeit zukommt. Darüber aber erfahren wir bei Pott wenig Tröstliches:

„Wenn nun weder Gleichheit oder Aehnlichkeit der Form an und für sich ein sicheres Kriterium der Identität von Wörtern verwandter Sprachen, noch Ungleichheit von dem des Gegentheils es ist; wenn ferner die Bedeutung etwas so Wandelbares und Vieldeutiges, daß sich fast für jede mit jeder irgend eine Beziehlichkeit, irgend ein Gedankenübergang finden läßt, wo werden wir denn in der etymologischen Sprachvergleichung nur irgend festen Boden gewinnen?" Pott führt als Beispiel des Sprunghaften und der Regellosigkeit der Bedeutungsübergänge an: „Was hat wohl das Kreuz mit einem Hause zu thun, wo man für sein Geld ißt und trinkt? Und doch ist restaurare von einem Adjectiv Sanskr. sthâ-wara (stabilis), Griechisch σταυρο, aufgerichteter Pfahl, Kreuz gebildet." Ich füge noch hinzu: Was hat das feierliche, erhabene Wort tragisch mit einem Bocke zu thun, und doch kommt es vom Griechischen τράγος? und verweise noch außerdem auf die Sammlung der allerseltsamsten und fast unglaublichen Begriffs-Uebergänge, in welchen nur das Spiel des Zufalls zu walten scheint, welche Lazar Geiger in seinem Hauptwerke p. 274 bis 299 gegeben hat, aus welcher ich nur als besonders charakteristisch Ein Beispiel hervorhebe:

„Ein sonderbares Beispiel der Uebertragung und Umdeutung ist der Pflanzenname Keuschlamm. Als Uebersetzung von agnus castus scheint dieser deutsche Name zutreffend genug; aber in dem lateinischen Worte steckt selbst wieder eine Uebersetzung, indem die griechische Benennung agnos

durch das hinzugefügte castus erklärt werden soll. Was also in der Uebertragung ins Deutsche für das lateinische Lamm gehalten worden ist, hatte bei der Bildung des lateinischen Namens für das griechische ἁγνός, keusch, gelten sollen; und obwohl nun schon die alten Griechen dieses letztere Wort zur etymologischen Erklärung des Pflanzennamens benutzten, mit Beziehung theils auf die Anwendung seiner Zweige beim Thesmophorienfest, theils auf einen Aberglauben in Betreff seiner Wirkung, der vielleicht selbst erst aus einer solchen Etymologie entstanden ist, so ist doch kein Zweifel, daß ἄγνος Weide und ἁγνός keusch, zwei ganz verschiedene Wörter sind und somit das deutsche Keuschlamm zwei Mißverständnisse der griechischen Benennung in sich zu einer wunderlichen Mischbildung vereinigt, deren Sinn und vernünftigen Zusammenhang mit dem zu bezeichnenden Gegenstande Niemand errathen könnte, wenn die Kenntniß der Mittelglieder dieser rein zufälligen Entwicklung nicht, und zwar ebenso zufällig (durch Ableitungsversuche der griechischen Grammatiker), heute noch möglich wäre. Auch möchte ich glauben, daß eine so sonderbare Benennung trotz alledem kaum hätte entstehen können, ohne die mystische Bedeutung des Lamms in der christlichen Religion, welche wenigstens eine solche Begriffszusammensetzung dem Ideenkreise des Mittelalters einigermaßen erträglich machte."

Wenn es nun nicht die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Laute oder des Aeußeren, Körperlichen des Wortes ist, die uns einen sicheren Führer in dem schwierigen Werke der Wortableitung gewährt; wenn ferner in den Bedeutungsübergängen Regellosigkeit und Willkür herrscht, wo sollen wir uns denn Raths erholen, wo eine Grundlage

finden, die der Etymologie einen sicheren wissenschaftlichen Boden verheißt und sie über das Nebelreich der Hypothesen, des Rathens, der Phantasie hinaushebt?

Der Trost, welchen Pott uns gibt, lautet folgendermaßen: „Wir müssen die Wohllauts- und Wortbildungs- und Beugungsgesetze der einzelnen Sprachen studiren und zweitens sorgfältig auf den etymologischen Parallelismus der Buchstaben achten, welcher sich zwischen den verglichenen Sprachen in urverwandten Wörtern und Bildungsformen kund gibt. Der erwähnte Lautparallelismus ist ein geschichtlich Gegebenes, und muß daher auch nach den Gesetzen der Geschichtforschung aufgesucht und erforscht werden. Die etymologische Einerleiheit von Lauten ist hiernach von der lautlichen überaus verschieden; diese ist völlige Identität eines Lauts mit sich selber, d. h. er wird auf gleiche Weise durch die Sprachwerkzeuge hervorgebracht und übt auf das Ohr die nämliche Eine Wirkung; jene kann zugleich eine lautliche sein, ist dies aber nichts weniger als nothwendiger Weise."

Fern sei es von mir die großartigen Verdienste der Meister der Sprachwissenschaft, eines Bopp, Pott, Jakob Grimm, Lassen schmälern zu wollen, welche in ausdauernder Geistesarbeit und unermüdlichem Forschen den Riesenbau der Sprachvergleichung gegründet und die Gesetze des Lautwandels und der Lautverschiebung bis in die kleinsten Nuancen wissenschaftlich festgestellt haben; aber die Eine Frage bleibt doch immerdar offen und ihre Beantwortung ist nicht zu umgehen: „Welches war denn aber für jene großen Männer der eigentliche, etymologische guide du voyageur, wornach sie mit solcher Bestimmtheit die selbst veränderten Laute als ursprünglich gleiche erkannten, so daß sie darnach jene Gesetze

abstrahiren und, an immer neuen Beispielen ihre Bestätigung nachweisend, sie über die Sphäre des Hypothetischen hinausheben und ihnen wissenschaftliche Gewißheit zusprechen konnten?" Was konnte es anders sein, als die Gleichartigkeit der Bedeutungen, welche doch schließlich auf nichts anderem beruht als auf der Gleichartigkeit menschlicher Begriffe und der Naturgesetzlichkeit der Bedeutungsübergänge.

Dieses aber ist die Wissenschaft, welche Lazar Geiger gefordert hat, welche er als den eigentlichen, untrüglichen Wegweiser auf dem Gebiete der Sprachforschung für durchaus nothwendig erachtete, von welcher er nicht einmal die ersten Grundlinien gezogen vorfand, für welche er aber mit seinem genialen, tiefblickenden Geiste den allgemeinen Entwurf ersann und das ungeheure vorliegende Material zugleich in großen Zügen nach diesem Princip geordnet darstellte, künftigen Nachfolgern den Ausbau und die Vervollständigung überlassend. Diese großartige, die herrlichsten Resultate, die wichtigsten philosophischen Aufschlüsse für den Menschengeist verheißende Wissenschaft nicht als apriorische, theoretische Speculation, sondern auf dem empirischen Boden der Sprachwissenschaft gefordert, begründet, angebaut zu haben, ist L. Geiger's unsterbliches Verdienst.

„Eine solche Erfahrungswissenschaft, sagt er, habe ich nicht vorgefunden. Man wird mich wohl, wie ich hoffe, nicht mißverstehen. Niemand, ich darf es kühn sagen, kann tiefer fühlen, was wir Grimm und Bopp und allen den Männern verdanken, die die Erkenntniß von den Gesetzen des Sprachlauts und der Sprachverwandtschaft für uns erschlossen, die den ganzen unendlichen Stoff der Etymologie vor uns auf-

gehäuft und gesichtet haben. Und dennoch, wer glauben wollte, auch bloß auf dem indogermanischen Sprachgebiete aus den uns vorliegenden reichhaltigen Sammlungen, aus der Masse zahlreicher, zu einer großen Literatur angewachsener Arbeiten über diese Gegenstände das Material zu einer Sprachgeschichte aufgreifen und die einzelnen Thatsachen nur zu einem Ganzen aneinanderreihen zu können, der würde die Natur der Aufgabe und den Zustand der sprachlichen Wissenschaft gänzlich verkennen und die Hoffnungslosigkeit eines derartigen Unternehmens bald gewahr werden. Ja diejenige Seite der Sprachforschung,

> die nicht nur für philosophische Zwecke, sondern auch für die endgültige Entscheidung jeder Einzelfrage vor Allem in Betracht kommt, ist fast ganz erst noch zu schaffen. Es ist die Lehre von der Entwickelung der Bedeutungen, also die Lehre von dem in der Sprache, die außerdem nur Laut ist, auftretenden Denken und Empfinden.

Daß Gehör von hören kommt, wissen wir allerdings; außerdem aber auch nur, daß hören im Gothischen hausjan, im Sanskrit çru u. s. w. heißt. Aber hat die Wurzel des Hörens diesen Begriff von jeher bedeutet; ist er ursprünglich, ewig? Hier fängt das Nichtwissen an; und von hier bis zu dem Ursprunge der Sprache ist noch ein weiter Weg."

Daß von dieser Lehre die ersten Anfänge noch im Dunkeln lagen, bezeugt auch die Eingangs dieses Kapitels citirte Stelle von Benary, sowie Pott's verzweifelter Ausspruch. Zum Ueberflusse möge noch eine Aeußerung des hochverdienten A. Schleicher die vor Geiger herrschende allgemeine Skepsis an der Möglichkeit einer wahren Etymologie beweisen: „Und

nun vollends die Functionslehre, die Lehre von der Grundbedeutung der Wurzeln und der Abänderung der Bedeutung überhaupt im Lebensverlauf der Sprache, hier herrscht noch völlige Unsicherheit und Methodelosigkeit. Wie leicht lassen sich meist Bedeutungen voraussetzen und Bedeutungsübergänge vermuthen, wie schwer sind sie häufig als wirklich zutreffend nachzuweisen! In der Bedeutungslehre ist noch fast gar nichts von objectiv gültigen Gesetzen ermittelt, jeder verfährt hier nach seinem eigenen Gutdünken. Auf die Gefahr hin als glottischer Know-nothing verschrieen zu werden, stehe ich nicht an, meine Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß wir vor der Hand die Etymologie nicht als eine Aufgabe der Glottik zu betrachten haben; denn wer jetzt schon auf Etymologie ausgeht, kann sicher sein, daß er sich in dilettantische Willkür verlaufen wird."

Hier bedurfte es also eines Lichtbringers, eines schöpferischen Genius, der vom Glauben getragen, die Hand ans Werk legte und von den ersten, mühsamen Erfolgen ermuthigt, immer kühner und zuversichtlicher vorwärts drang, bis es ihm, einem zweiten Columbus, gelang, das noch von keinem Menschenauge erblickte Land seiner Hoffnung zu betreten. Was zu leisten war, das stand klar vor Geiger's geistigem Auge und darum war auch seine Fahrt nach den dunklen Tiefen der Vergangenheit des richtigen Wegs gewiß.

„Lautgesetze, sagte er, sind allein zur Bestimmung der Grundbedeutung eines Wortes nicht genügend. Sie bestimmen immer nur einen Laut, führen von einem Laut auf einen anderen Laut; aber auch dieser ist wieder unbestimmt, vieldeutig. Nur das Bedeutungsgesetz kann uns hier Licht bringen. In den Sammlungen der großen

Meister der etymologischen Wissenschaft stehen allerdings in unendlich vielen Fällen auch die richtigen Etymologieen; aber da sie mitten unter irrigen stehen, so bedarf es eines Kennzeichens, und ohne dieses kann der erste Entdecker der Ableitung eines Wortes selbst nicht sagen, ob seine Ableitung gewiß, oder nur wahrscheinlich ist. Dies Kennzeichen kann kein anderes sein, als die Ermittelung der gesetzlichen Reihenfolge, in welcher Begriffe entstehen, und nicht entstehen können. Ohne ein solches Kennzeichen besitzt die Etymologie in den Lautgesetzen, Sprachvergleichung und Wortbildungslehre zwar gleichsam Steuer und Ruder zur Fortbewegung, aber der Compaß fehlt, und der Sprachforscher weiß nicht, ob er dem Ursprunge des Begriffs näher gekommen oder nicht; es widerfährt ihm daher nothwendiger Weise zu oft, daß, nachdem er einen secundären Begriff auf einen ursprünglichen zurückgeführt, er bei der Herleitung des letztern wieder den umgekehrten Weg einschlägt und weiter von der richtigen Bahn verschlagen wird, als er auf derselben gekommen war."

Ebenso klar war es Geiger, worin der Grund des Fehlschlagens der bisherigen Forschung und die daraus hervorgehende Hoffnungslosigkeit zu suchen sei. „Wir müssen in Beziehung auf die Begriffsentwicklung aus dem Allgemeinen und Nebelhaften heraustreten, von welchem diese Seite der Wissenschaft bis heute nicht freizusprechen ist. Wenn die Ursache der bisherigen allzu subjectiven Behandlungsweise in einer Grundanschauung gesucht werden sollte, so könnte es nur die sein, daß in dieser Region das Naturgesetz aufhöre, so fein wie sonst zu wirken und daher auch eine feine Beobachtung hier nicht mehr möglich und geboten sei. Dies

hängt allerdings mit der Vorstellung zusammen, daß die Bedeutungsentwicklung der Wörter aus einem mehr oder weniger verständigen Processe hervorgehe, wobei gar wunderliche Sprünge des Witzes und der Phantasie zu erwarten seien; diesen müßte denn freilich auf ebenso witzige und ebenso phantasiereiche Weise auf die Spur zu kommen sein. Da nun aber die Bedeutungsentwicklung durchaus unbewußt, unmerklich, allmählich vor sich geht, so sind auch bei ihrer Ermittlung keine Sprünge der Phantasie und des Witzes gestattet, sondern nur die nüchternste, sorgfältigste Beobachtung. Man schlage einen beliebigen Artikel in Grimm's Wörterbuch auf: soweit die Geschichte eines Wortes belegt ist, welche Nothwendigkeit, welche Natur zeigt sich überall! Aber jenseits dieses Punktes ändert sich die Scene. Von den Documenten verlassen, schweift der bisher so sicher wandelnde große Kenner unserer Sprache in alle Räume der Phantasie hinaus und macht das Unmögliche möglich. Aber es ist alle Aussicht vorhanden, auch in dieser vermeintlichen Luftregion jenseits der bisherigen Grenzen einen guten sicheren Weg zu bahnen."

Zur Erhöhung der Deutlichkeit will ich hier eine Anzahl von Beispielen anführen, die dem Leser ein Bild gewähren sollen von dem was Geiger meint, wenn er sagt, daß die großen Sprachforscher an einer gewissen Grenze, wo sie den sicheren historischen Faden verlieren, ihre eigene Phantasie und Witz eintreten lassen und dieselben an die Stelle der stillen, naturgemäßen Entwicklung der Begriffe setzen. Die Beispiele sind zum Theil von Geiger selbst ausgewählt.

Steinthal leitet von der Wurzel bhrak, welche ursprünglich das Zerbrechen bezeichnete, den Blitz. „Es schien das Licht aus dem Dunkel hervorzubrechen, wie der Blitz aus der Wolke. So wurde zunächst der Blitz, dann das Blinkende überhaupt und besonders der aus dem Auge hervorbrechende Blick eben durch die Vorstellung bhrak vergegenwärtigt; ebenso die blanken Dinge, aber auch jene durch Mangel des Blutes entstehende helle Farbe der Wange, bleich. Und nun wird endlich der Gedanke, dem es an Blut und Thatkraft gebricht, blaß genannt, d. h. durch die Vorstellung des Blassen vorgestellt."

Mit vollem Rechte hebt hier Geiger die Künstlichkeit solcher beinahe witzig aneinander gereihter Begriffsübergänge hervor.

Ebenso bekämpft er die in der Sprachwissenschaft heute allgemein anerkannte Ableitung des Wortes Tochter Sansk. duhitri von duh melken. „Max Müller sieht in der Bezeichnung der Tochter als Melkerin einen lieblichen idyllischen Zug aus dem indogermanischen Hirtenleben. Benfey hat neuerdings, anknüpfend an eine Bemerkung über die sinnvolle Bezeichnung der Gegenstände von Seiten des indogermanischen Volkes, den Grundbegriff etwas anders als „die ein Kind zu nähren Bestimmte" gefaßt. Ich kann nicht umhin, unter Hinweis auf die Begriffsgesetze alle solche Etymologieen aus begrifflichen Gründen für ebenso unmöglich zu erklären, als jeder Sprachforscher etwa eine Ableitung des Wortes Tochter von τίκτω, gebären, aus lautlichen Gründen finden würde. Es gibt eine andere lautlich von jener nicht zu unterscheidende Wurzel, welche verbinden bedeutet haben muß und mit τεύχω bereiten, τυγχάνω

sich fügen und unserem taugen, Tugend, tüchtig zusammenhängt. Die Endung ter bezeichnet in Verwandtschaftsnamen nicht nothwendig den Thäter, und die Bedeutung von Tochter ist passiv aufzufassen, die Verbundene, Verwandte. Dasselbe bedeutet auch Schwester, von der Wurzel sva (woher suetus, suus, suo, Saum)."

„Nur Irrthum über das Vorhandensein des Gesetzmäßigen in der Begriffsentwicklung macht es möglich, daß caeruleus von caelum, blau von bläuen, goth. bliggvan (Diefenbach, Grimm) schlagen, englisch blow der Schlag, und caesius von caedo als die durch Schlagen entstehende Farbe, erklärt werden konnte." Also keine „Prügelfarbe!"

Pott hat zuerst auf eine, wie er selber sagt, höchst sonderbare Art von Compositen mit dem Pronomen interrogativum hingewiesen, welche ein Object durch die Verwunderung über irgend eine an ihm hervortretende Eigenschaft bezeichnen soll. Weil öfters im Sanskrit eine solche Wendung vorkommt wie ki-râg'a! was für ein König! um einen besonders guten oder schlechten König zu bezeichnen, soll nun auch der Rabe, corvus genannt sein von ka-râvas, was für einen schlechten Ton habend!, coecus = co-icus (von oc-ulus) was für ein Auge habend! coelebs (von lub) welche Liebe oder Ehe habend, ja sogar der Körper, corpus soll hochpoetisch als ka-lêwara wie vergänglich! aufgefaßt worden sein. Eine solche Delille'sche Metaphernjagd, einen solchen Euphuismus in die ernsthafte Sprachentwicklung einschwärzen, geht doch über das Erlaubte. Wie die Franzosen seiner Zeit die Geßner'schen Fadheiten für ächte Natur hielten, so findet Pictet in dieser Phantasie „un caractère de naïvete qui s'accorde parfaitement avec la nature d'un idiome primitif und versteigt

sich zu dem wahrhaft monströsen Gedanken, daß κεφαλή sansk. kapâlas soviel bedeutet als quel protecteur! welches er begründet mit dem Zusatz: on ne saurait mieux caractériser le rôle naturel du crâne! Die Naivetät befindet sich hier ausschließlich auf Seiten des Sprachphilosophen.

Eine ganz ähnliche Geistreichigkeit hat freilich auch Bopp den Naturmenschen zugetraut, wenn er das sansk. karas die Hand von kar machen herleitet und es als das eigentlich schöpferisch thätige Organ schon in uralter Auffassung vorfinden will. Dann wäre der Naturmensch bereits ein aristotelischer Philosoph gewesen, welcher die hohe Bedeutung des „Werkzeugs der Werkzeuge" eingesehen hätte!

Derartige Beispiele ließen sich zu Tausenden aus den Schriften der ersten Meister der Etymologie sammeln; sie würden alle nur beweisen, wie diese der Versuchung nicht widerstehen konnten, uns geläufige Bedeutungsübergänge auch schon in dem poetischen Schöpfungstrieb einer Vorzeit anzunehmen, der nichts ferner lag als solche ästhetische oder witzige Geistesspiele. Nur noch ein einziges Beispiel. „Iuvenis freudestrahlend, sagt Pott, eine überaus schöne Bezeichnung der Jugend, um so schöner, als dêwa Gott und andere Bezeichnungen des Himmels und der Götter auf dieselbe Wurzel zurückweisen. Glänzen ist die Urbedeutung dieser Wörterfamilie; aus ihr entwickelte sich die der Freude, wie tamas Finsterniß und √ tam einen ähnlichen Hergang verrathen; von der Freude gelangte man zu dem Sinne des frohen Spieles." Wäre dies wahr oder auch nur möglich, daß man das sinn- und augenfällige Spiel nach der inneren Empfindung benannt hätte, dann — ja dann wollte ich auch glauben, daß man den heiteren Himmel nach der vorher

unmittelbar bekannten und bewußten Heiterkeit des Gemüths bezeichnet hätte und ich würde mir dann etwa auch als Begründung einer solchen Etymologie den Dichterspruch gefallen lassen:

Dein Auge kann die Welt Dir trüb und heiter machen,
Wie Du sie anschaust wird sie weinen oder lachen.

Genug der Beispiele. Sie beweisen sattsam, was Noth thut. Ein Leitstern, eine Richtschnur d. h. ein Gesetz, welches den geistigen Theil der Etymologie, die Bedeutungs- oder Begriffslehre dem Spiele subjectiver Vermuthungen, willkürlicher Zusammenstellungen enthöbe und sichere Kennzeichen zusammenfaßte, nach denen der Sprachforscher mit derselben Gewißheit, wie er die in den verschiedenen Sprachen sich entsprechenden Laute als etymologisch identisch erkannte und daher lautlich ganz verschiedene Wörter mit dem Auge der Wissenschaft als Aequivalente anschaute, auch über die Begriffsverwandtschaften und Uebergänge zu urtheilen in den Stand gesetzt werde.

Ist es denn aber möglich ein solches Gesetz, solche Kennzeichen zu eruiren bei der notorischen Viel- ja Alldeutigkeit, welche die Wurzeln schon in ihrer frühesten Jugend aufweisen? Bei den seltsamen Sprüngen und Wandlungen, welche die Bedeutungen an dem einzelnen Worte so oft gemacht haben, so daß ohne die empirische, d. h. historische Aufklärung es ganz unmöglich wäre zu sagen, wie denn gerade dies bestimmte Wort von einer einfachen Urbedeutung ausgehend zu einer so seltsam abgezweigten, ja ihrem Ursprung geradezu entgegengesetzten Bedeutung gelangt ist, so daß z. B. der Begriff gut in den Begriff schlecht übergeht und dieselbe Wurzel in black schwarz und in bleich weiß bedeutet?

Wo ist der Ariadnefaden, der uns durch das Labyrinth der regellos wirr durcheinanderziehenden Bedeutungsgänge zu führen vermag? Darauf gibt uns L. Geiger eine bestimmte und genügende Antwort:

„Der Punkt, von welchem aus jene Norm für die Etymologie gefunden werden muß, liegt keineswegs außerhalb derselben. Man pflegt in der Regel von dem Etymologen einen gewissen Tact, einen glücklichen Instinct zu fordern, der was die Linguistik nicht leisten kann, ersetzen und ergänzen soll. Indessen die Etymologie braucht nicht mehr und nicht weniger Tact, als jede Beobachtungswissenschaft. Man muß das Einzelne richtig, mit gesunden Augen sehen; und wenn man nur recht viele Einzelheiten richtig sieht, so müssen die Resultate sich von selbst ergeben."

Es gilt also hier ruhig und besonnen ganz ebenso die naturwissenschaftliche empirische Methode anzuwenden, wie man dieselbe mit glänzendem Erfolge auf das Aeußere der Worte, die Laut-Veränderungen und Uebergänge angewandt hat. Man wird auf diesem Wege, wenn man sich des Ziels bewußt ist und es redlich und standhaft verfolgt, nothwendig auf Grundanschauungen gelangen, welche ebensowohl die Urbestandtheile der Sprache in geistiger Hinsicht sind, wie die ihnen entsprechenden lautlichen in physiologischer Beziehung. Damit diese redliche, strenge Arbeit vollzogen werden und zu dem gewünschten Resultate führen könne, müssen natürlich alle Phantastereien von Lautnachahmung u. s. w., die nichts anderes wären als eine Erschaffung der Sprache aus dem Nichts, für immer beseitigt werden.

„Es ist in Betreff der Sprache keine Gewißheit denkbar, die sich nicht auf Wortverwandschaft be-

zöge. Ein Verhältniß zwischen Laut und Object würde vom sprachlichen Standpunkte gar nicht zu ermitteln sein. Wären z. B. die Wurzeln Schallnachahmungen, so wäre die Sprachforschung mit ihnen zu Ende; denn es gibt für die Etymologie kein wissenschaftliches Mittel, den nachgeahmten Schall herauszuerkennen und der Nachahmung gegenüberzustellen. Ebenso, wenn ein einzelnes Wort, ein Thiername z. B., nach diesem Principe zu Stande gekommen wäre. Wäre Kuh oder das griechische bûs etwa Nachahmung des brüllenden Rindes, so könnte dieser Vorgang nur errathen, und von demjenigen, dem die Aehnlichkeit einleuchtet, geglaubt werden; ein Wissen kann es begreiflicherweise hierüber nicht geben. Dagegen kann und muß man allerdings wissen, daß der Vocal in beiden Wörtern, dem deutschen und griechischen nicht ursprünglich ist, und daß die im Sanskrit entsprechende Form gaus lautet, welcher wahrscheinlich eine ältere gvavs zu Grunde liegt. Und wenn es nicht gelingt, das Wort in dieser Form mit Sicherheit an eine Wurzel anzuschließen, so hört das Wissen in Betreff desselben hiermit unausbleiblich auf. Darum wird denn eine etymologische Wurzelforschung, eine wissenschaftliche Lehre von dem Ursprung der Sprache erst mit dem Nachweis möglich, daß die gesetzliche Verkettung der Formen und Begriffe unendlich viel tiefer zurückgeht, als man bisher angenommen, ja daß dieselbe erst mit dem Anfange der ganzen Sprachentwicklung zu Ende ist. Falls dieser Satz wahr ist und er ist es nur, wenn zwischen Wurzeln und Objecten kein innerer Zusammenhang besteht, wenn die Wurzeln nicht Schallnachahmungen oder sonstige Reflexe auf Eindrücke der Außenwelt, sondern Ent-

wicklungen aus einfachen Elementen sind — dann ist ein gewaltiger Boden für die Wissenschaft erobert und die letzten großen Fragen sind damit ein- für allemal dem nach subjectiven Tendenzen hin- und herschwankenden Meinungskampfe entrückt. Die Allgemeingültigkeit, welche den Gesetzen der Begriffsentwicklung gerade in den ältesten Bestandtheilen am meisten zukommt, hebt die Sprache aus dem Bereiche einer nicht nur bloß individuellen, psychologischen, sondern selbst aus dem einer nationalen Erscheinung. Nicht mehr die Völker, die Menschheit in ihrem Auftreten und Gesammtdasein auf Erden, in der Entstehung und Entfaltung ihres Sonderwesens als einer aus der Thierwelt heraustretenden vernunftbegabten Gattung bildet einen paläanthropischen, einen in gewissem Sinne kosmischen Vorwurf universeller Sprachbetrachtung." (Geiger, Ursprung der Sprache p. XXV—XXVIII).

Das sind goldene Worte, und sie enthalten einen Schatz, eine Fülle von Belehrung, aus welchen die kommenden Geschlechter schöpfen und die von Geiger gegründete Wissenschaft mit Eifer und ungeahntem Erfolge ihrem Ausbau entgegenführen werden. Der Kern des Ganzen liegt in dem Gedanken, daß die Etymologie, insofern sie Begriffsforschung ist, nichts anders thun kann, als immer ein Wort, einen Begriff aus einem vorhergehenden — meist unbestimmteren und allgemeineren — herleiten und daß sie auf diesem Wege, weit entfernt sich immer mehr ins Nebelhafte, Regel- und Gesetzlose zu verlieren, je weiter sie in die dunklen Anfänge der Vorzeit zurückschreitet, gerade hier erst recht Gesetzlichkeit und Regelmäßigkeit in der Begriffsentwicklung vorfinden wird, da die Strahlen immer enger, immer bestimmter gegen den Einen

Punkt zu convergiren, von welchem alle Sprache ausgegangen ist. Und wie sollte, wie könnte es auch anders sein? Ist die Sprache wirklich Entwicklung, — und welcher Vernünftige zweifelt heute daran? — so muß sie sich von kleinen, geringen Anfängen zu stets größerer Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und Inhalts durch Differenzirung entfaltet haben. Das unendlich Wenige aber, was der Mensch in seinen ersten Anfängen beachtete, dachte, aussprach, schließt ja von selber tolle Sprünge der Phantasie, metaphorische Kühnheiten, tiefsinnige oder gar witzige Aneinanderreihungen — von denen uns Herr Pictet ein classisches Beispiel gegeben hat, quel protecteur! — aus; es muß da sehr still, ruhig und unendlich langsam vorgeschritten worden sein, und wir werden nicht nüchtern und besonnen genug die Anschauungs-Formen und Reihen jener ältesten Zeiten aus den darübergelagerten Schichten eines späteren viel lebhafteren und mannigfaltigeren Geisteslebens herausschälen können.

Daß dies aber geschehen kann, geschehen muß und darum auch geschehen wird, dies zuerst klar erkannt und ausgesprochen zu haben, ist L. Geiger's nicht laut und hoch genug zu preisendes Verdienst. Er hatte seinen genialen Blick auf die größten und höchsten Probleme der Menschheit gerichtet, die einer vieltausendjährigen mühevollen und stets erneuten Anstrengung der größten Denker gespottet hatten; der Ursprung der Sprache, das Werden und Wachsen der menschlichen Vernunft sollten ihm Aufklärung geben über das Wesen dieser Vernunft, über das Wesen der menschlichen Erkenntniß und das letzte und größte Räthsel der Welt — den Menschen selbst! — Er hat den Weg gefunden, ihn vorgezeichnet, auf das Ziel in der Ferne hingewiesen, die Möglichkeit des Erreichens dargelegt.

Und darum — wird es erreicht werden. Dann aber, wann dies geschehen sein wird, wird die sich selbst durchschauende menschliche Vernunft ihren höchsten Triumph feiern.

Den möglichen Einwürfen, daß bei dem wechselnden Gedankengehalt, der sich bei der Berührung der Völker an die verschiedensten Lautsymbole angelehnt hat, ein sicheres Zurückgehen auf die wahren und unzweifelhaften Ursprünge der Forschung versagt sei, hat Geiger selbst vorgebaut.*)

„Eine Menge von Wörtern sind nachweisbar durch ganz zufällige Umstände entstanden oder zu ihren Bedeutungen gelangt. Entlehnungen haben in ungeheurem Maße stattgefunden, und zwar sind die Wörter theils ganz mit ihrem Laute, theils bloß mit ihrem Begriffe, in übersetzter Form, aus einer Sprache in die andere übergegangen. Neben der Entlehnung läuft die Entstellung, Mißverständniß und Irrthum aller Art her, welches alles auf einen Theil der Sprache entscheidend und bestimmend wirkt, und zugleich dessen Ursprung für uns verdunkelt. — Bleibt nun, so könnte man fragen, nach alledem in der Sprache noch etwas zurück, was mit Sicherheit für ursprünglich zu erklären, in seiner Entstehung auf Gesetze zurückzuführen ist? Wenn wir von der lateinischen Sprache nichts wüßten, in welche Irrthümer, in welche Unmöglichkeiten würden wir nicht bei jedem Versuch der Erklärung französischer Wörter gerathen? und ist es nicht vielleicht mit allen noch so alten Sprachformen ebenso? — Ich kann es unterlassen, die Beweise für den glücklichen Umstand anzuführen, daß diese Befürchtung im Großen und

*) Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft I, p. 298.

Ganzen unbegründet ist. Der Kern der Stammsprachen liegt durch die Sprachenvergleichung zu wohl gesichert; der Nachweis von Wurzeln hat ein bestimmtes Kennzeichen der Ursprünglichkeit an die Hand gegeben. Selbstbewußtsein und Wissenschaft scheinen nicht allzuweit hinter der anfänglichen Sprachentwicklung herzugehen, um nicht eine erfolgreiche Wortforschung zu ermöglichen, ehe die alte Sprachform der Erinnerung und Beobachtung ganz entzogen ist. Hinter der Sanskritsprache liegt keine zertrümmerte alte. Es scheint, daß nur Sprachen von einer gewissen Vollkommenheit secundäre Sprachen aus sich erzeugen, einer Vollkommenheit, welche genügt, um in Folge des erweckten Bewußtseins auch die Ursprache vor Vergessenheit zu bewahren, oder mit anderen Worten, die Entstehung secundärer Sprachen gehört einem Zeitraum der Reife des Menschengeschlechts an, in welchem die Art ihrer Entstehung und der Stoff, woraus sie sich bilden, nicht leicht mehr für die Beobachtung verloren gehen."

„Ein Wort, das sich innerhalb einer Sprache auf seine Wurzel zurückführen läßt, kann nicht entlehnt sein; aber abgesehen davon wäre es immer möglich, daß es in seiner Ableitung und seiner ganzen Begriffsgeschichte denselben Zufälligkeiten und selbst Willkürlichkeiten folgte, wie wir sie in den neuesten Sprachformationen angetroffen haben. Ich werde nun zeigen, daß auch dies nicht der Fall ist, daß diese Zufälligkeiten wirklich nur der Rinde der Sprache angehören, der Kern derselben aber ganz bestimmten Naturgesetzen unterliegt."

Und nun beweist Geiger in den letzten Kapiteln des ersten Bandes seines Hauptwerks an einer Reihe von höchst

frappanten Beispielen der Begriffsentwicklung und Sage, wie sie sich bei den verschiedenen Völkern in merkwürdiger Uebereinstimmung finden, das was er hier andeutet: nämlich die Gemeinsamkeit der menschlichen Begriffs- und Anschauungsentwicklung, die ursprüngliche geistige Einheit des Menschengeschlechts.

Ich habe in diesem Kapitel nur einen einzigen, und zwar den größten und fruchtbarsten Gedanken der Geiger'schen Theorie dargestellt; ich that dies der Klarheit zu Liebe. Der Leser wird um so weniger sich daraus zu der irrthümlichen Ansicht verleiten lassen, als seien damit Geiger's Verdienste und neue, glänzende Ideen erschöpfend abgehandelt, als er ja fast auf jeder Seite dieser Schrift dessen Namen begegnet und zwar stets in Verbindung mit tiefen und originellen Auffassungen der schwierigsten Fragen.

Auch die folgenden Kapitel werden zum Theil die Art und Weise zum Gegenstande haben, wie Geiger seinen Grundgedanken bei der Verwerthung des empirischen Materials der Sprachwissenschaft in steter Anwendung und Beziehung zu dem höchsten Probleme zu erhalten versteht, und uns zugleich ein Bild von dem großen Processe der Sprachentwicklung, d. h. dem Werdegang der menschlichen Vernunft entrollen.



XI.

Differenzirung der Laute und Begriffe.

Der Umstand, daß bei der ersten Betrachtung das Wesen der Sprache darin zu liegen scheint, daß in ihr gewisse geistige Objecte oder Begriffe durch bestimmte Laute ausgedrückt oder bezeichnet werden, hat von jeher das menschliche Denken veranlaßt, sein einziges, wahres heuristisches Princip, das Causalitätsgesetz, auf das Verhältniß von Laut und Begriff anzuwenden und die Frage so zu formuliren: „Welche Laute entsprechen mit Nothwendigkeit gewissen Begriffen, so daß wir aus ihrem Vorkommen sogleich den sicheren Schluß auf den in ihnen ruhenden Gedankeninhalt ziehen können?"

Daß diese Fragestellung eine durchaus irrthümliche ist, daß sie keinen besseren Sinn hat, als wenn man, wie Platon wirklich gethan (siehe oben Seite 21), aus der Form der einzelnen Buchstaben auf den Sinn der durch die Schrift bezeichneten Worte Rückschlüsse machen wollte, hat sich dem denkenden Leser aus dem Vorausgehenden wohl als wichtiges und unzweifelhaftes Ergebniß von selber aufgedrängt. „Denn es tritt dem Erfahrungsgesetze von der Bezeichnung des Aehnlichen durch das Aehnliche, und somit des Verschiedenen durch das Verschiedene, der im Einzelnen schon frühe bemerkte doppelte Gegensatz, die Synonymie (Polyonymie) oder die Bezeichnung des Aehnlichen durch das Nichtähnliche, und die Homonymie, oder die Bezeichnung des Verschiedenen durch das Nichtverschiedene, bei der Betrachtung der Wurzeln in

erstaunlicher Ausdehnung entgegen und auch die am vollkommensten entwickelten Sprachen stellen sich uns — auf der Stufe der Wurzeln — ganz in jenem Bilde dar, welches die Europäer noch in dem gegenwärtigen Zustande der chinesischen Sprache mit so vieler Ueberraschung kennen lernten, wo der Laut der Worte außer dem Zusammenhange jeder für sich betrachtet bis zur gänzlichen Unverständlichkeit viel- und verschiedendeutig vorgefunden wurde." „Denn das entgegenstehende, theils auf der Oberfläche der Sprache beobachtete, theils aus der Voraussetzung vermeintlicher Nothwendigkeit allgemein gefolgerte Gesetz, welches einem jeden Laute einen bestimmten Begriff und umgekehrt entsprechen läßt, verschwindet, wenn wir in größere Tiefen dringen, fast gänzlich, und weicht dem entgegengesetzten, indem in Wirklichkeit ganz im Gegentheile jeder Laut jeden Begriff bezeichnen, jeder Begriff durch jeden Laut bezeichnet werden kann, und dies, je näher der Quelle, aus welcher Vernunft und Sprache ihren Ursprung nehmen, um so mehr in der That auch geschieht." *)

Bei dieser notorischen Viel- und Alldeutigkeit der Wurzellaute, welche unserem forschenden Geiste demnach an der Schwelle schon den einen, scheinbar naturgemäßesten und nächstliegenden Weg untersagt, das vinculum substantiale zwischen Laut und Begriff ergründen zu wollen oder mit anderen Worten die letzten Gründe für die Sonderanwendung des Lautes für besondere Begriffe aufsuchen zu wollen, muß die Frage der Erklärung

---

*) Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I, p. 132—33.

des zweifellos zu Stande gekommenen Resultats einer ungeheueren Zweckmäßigkeit, wornach die anfängliche Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit des Lautes nachmals sich zu so feiner Begriffs- und Bedeutungs-Nuancirung zum Zwecke des Verständnisses entwickelte,

sich andere Wege wählen.

Sprechen wir unseren Gedanken noch deutlicher aus: Daß der Begriff sehen im Deutschen durch dieses Wort, im Englischen durch look, im Lateinischen durch video, im Griechischen durch ὁράω bezeichnet ward, das ist eine Thatsache, welche für unser Denken durchaus den Charakter des Empirisch-zufälligen hat, wobei also keine innere Nothwendigkeit, keine Absichtlichkeit, keine höhere Zweckmäßigkeit der Lautform zur Bezeichnung des Gedachten uns Aufklärung verschaffen kann. Für alles Zufällige, d. h. für alles ohne innere causale Verbindung Zusammentreffende, gibt es nur Einen Weg der Ermittlung, das ist der historische. Alles Wirkliche aber hat eine solche empirisch-zufällige Seite, und so wenig es möglich ist, auf anderem als dem historischen Wege zu erfahren, warum der Vogel gerade diesen bestimmten Grashalm zu seinem Nestbau verwendet hat, während es allerdings aus der Natur des Vogels folgen mag, daß er sein Nest aus Grashalmen erbaut, und aus der Natur des Grashalms, daß er zu diesem Zwecke besonders geeignet ist, so können wir bei der Sprachentwicklung wohl fragen, welche Begriffe naturgemäß Eigenthum des Menschen sind, in welcher Reihenfolge sich dieselben naturgemäß entwickeln, also einer aus dem anderen hervorgehen kann, ebenso auch aus der Organisation menschlicher Lautwerkzeuge die Gesetze der lautlichen Veränderungen erforschen, welche ganz unab-

hängig von deren Gedanken, sich aus inneren Gründen naturgemäß vollziehen: nie und nirgends aber werden wir anders als durch historische Forschung die Frage beantworten können, warum der besondere Begriff in der bestimmten Sprache gerade durch diesen besonderen Laut-Complex bezeichnet wird.

„In allen noch so entlegenen und im Uebrigen noch so sehr verschiedenen Sprachen entwickeln sich nicht allein im Wesentlichen die sämmtlichen gleichen Begriffe, sondern gleiche Begriffe gehen immer aus gleichen hervor. Die Sprachen treffen in vier Punkten alle nahezu überein und verdanken ihre Abweichung von einander nur einem einzigen fünften. Sie gleichen sich mit geringen Schwankungen

1. im Umfange der Lautmittel;
2. in den Begriffen;
3. in den Gesetzen der Lautentwicklung, und endlich
4. in der Verwandtschaft der Begriffe, welche einem jeden derselben einen bestimmten anderen zum Ursprunge anweist,

und sie weichen bedeutend nur in dem Punkte von einander ab, in welchem dem Zufall Spielraum verstattet ist, in dem Zusammentreffen des Lautes mit dem Begriffe." *)

Da nun aber die Sprache notorisch Entwickelung ist, deren Resultat die Bezeichnung zahlreicher, feingeschiedener, unendlich mannigfaltiger Begriffe durch ebenso scharf gesonderte, mannigfaltige Laute ist, so wollen wir, um uns einen klaren Einblick in das Wesen der Sprachentwicklung zu verschaffen, in diesem Kapitel den Gegenstand von zwei durchaus gesonderten und unabhängigen Gesichtspunkten aus betrachten,

*) Geiger, l. c., p. 269.

innerhalb deren eine strenge Gesetzlichkeit vorhanden ist, und aus deren Zusammenwirken dann eben jenes Dritte, welches nichts anderes ist als die Sprachentwicklung, d. h. der stets größere Reichthum der Gedankenwelt durch stets zahlreichere, mannigfaltigere Lautmittel, entstanden gedacht werden muß, nämlich

1. Lautwechsel, unabhängig von der Begriffs- oder Bedeutungsveränderung.
2. Begriffswandlung, unabhängig vom Laute, und auf diesen keine Wirkung äußernd.

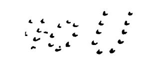
Um also den leitenden Gedanken scharf zu präcisiren: es soll hier nachgewiesen werden, daß eine solche Sprachentwicklung, wie wir sie uns heute als maßgebend und demnach auch auf allen früheren Stufen schon waltend denken,

> daß nämlich ein neuer Begriff auch ein neues Wort unmittelbar erzeuge, so daß jener also nothwendig als das prius gedacht werden müsse, sei es nun, daß ein neues Object — ein von dem Zoologen entdeckter Bathybius, ein Eozoon, eine Monere — in den Gesichtskreis der menschlichen Erfahrung trete, oder daß eine neue Thätigkeit, das Elektrisiren, Galvanisiren ꝛc. sich dem menschlichen Kunsttrieb erschließe,

daß, sage ich, eine solche Neuschöpfung von Worten zum Zwecke der Benennung, Mittheilung, Verständigung und der Bereicherung der menschlichen Erkenntniß in früheren Perioden des Sprachlebens g a r n i c h t v o r h a n d e n gewesen ist, sondern daß damals der anfänglich sehr beschränkte Grundstock von Wörtern oder Lauten durch verschiedene äußerliche Gründe lautliche Veränderungen erlitt, durch welche dann, indem zugleich auch eine von dieser Veränderung ganz unabhängige Gedankenwandlung eingetreten war, eine größere Mannigfal-

tigkeit von Laut- und Begriffs-Associationen, eine wirkliche Vermehrung von Wortindividuen sich allmählich einstellte. Bei einem solchen Proceß hat natürlich der Zufall einen viel größeren Spielraum und nur das nach einer bestimmten Richtung hin wirksame Princip der Entwicklung, welches, wie in der organischen Welt, das Ueberflüssige, Nutz- und Gebrauchslose absterben läßt, verhinderte die Sprache in unfruchtbares, wildes Gesträuch und Gestrüppe, in eine wuchernde Ueberfülle alle Klarheit und Verständlichkeit erstickender Formenbildung auszuarten.

Die ungeheure Wandelbarkeit der Laute, wie sie uns nicht nur in zeitlich und räumlich geschiedenen Sprachen gleichen Ursprungs in einer so frappanten Weise entgegentritt, daß man solche Sprachen lange Zeit als durchaus verschiedene Individuen ansehen mußte, und erst aufmerksame und gründliche wissenschaftliche Forschung zu dem überraschenden Resultate ursprünglicher Gleichheit führte, sondern auch gleichzeitige und räumlich nur wenig geschiedene Dialekte bis zu gegenseitiger Unverständlichkeit verändert, entzieht scheinbar der Sprachforschung jeden sicheren Boden und hat auch eine geraume Zeit die willkürlichsten Schlußfolgerungen und Herleitungen veranlaßt, welche erst durch die klare Einsicht in den Gegensatz zwischen W u r z e l n und F l e x i o n e n und in die dabei zu Tage tretende Gesetzlichkeit der Lautverwandlungen einer wahren, dem Reiche der Phantasie entrückten Wissenschaftlichkeit zu weichen begannen. Man erfaßte endlich inmitten des allgemeinen scheinbaren Wechsels und Wandels das Gesetz, welches das scheinbar Unerklärliche, warum denn dieselbe Sprache gewisse Laute und Lautverbindungen, die sie doch selbst geschaffen hatte, später sorgfältig zu ver-



meiden und durch andere zu ersetzen begann, zu erklären im Stande war. Dieses Gesetz lautet nach L. Geiger, „daß es nicht fremdartige Anstöße sind, welche auf die Laute wirken, sondern nur ihres gleichen, und daß die Lautlehre aller Sprachen durchaus auf der allgemeinen, sich in unzähligen Einzelgesetzen bestimmenden Eigenschaft des Lautes, durch seine Umgebung, nämlich durch Zusammentreffen mit anderen Lauten sich zu verändern, beruht. Die umfangreichste Wirkung dieser Art ist natürlich die durch unmittelbare Berührung. Daraus ergibt sich denn auch, warum z. B. die deutsche Sprache von schlagen und haben die Substantive Schlacht und Haft bildete, weil sie die Lautverbindungen gt und bt nicht duldete, während die Wirksamkeit des trennenden Vokals die jüngeren Formen schlagt und Haupt (aus schlaget und haupit) möglich machte.“ Durch solche Beispiele lernen wir die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Sprachen kennen, wir erfahren, welche Laut-Complexe für das germanische, griechische, persische Ohr angenehm und erträglich erschienen, während sie von anderen gemieden wurden, und wir finden die beiden großen Principien der Assimilation, welche nichts anderes ist als eine durch Bequemlichkeit der Lautwerkzeuge entstehende Verschmelzung, Verwitterung ursprünglicher Laute und der Dissimilation, welche dem Verständnisse, der Deutlichkeit zu Liebe die ähnlichen Laute verändert, hiebei thätig. Die große Bedeutung des Accents, welcher auf einer Silbe des zusammengedrängten Wortes ruhend, die übrigen Silben beeinträchtigt und sie durch Tonlosigkeit allmählich umgestaltet, so daß in den modernen Sprachen schließlich ein einsilbiges Wort die Stelle eines ehemalig vier- oder fünfsilbigen zu vertreten im Stande



„Mittel, wovon Erfahrung Zeugniß gibt, Zusammen-
„setzung ist, hingegen Schöpfung eines Lautes und
„unmittelbare Wahl desselben, sei es freie oder natur-
„nothwendige, zum Ausdrucke von Objecten, eine wenigstens
„auf dem Wege der Erfahrung nirgends zu unserer Kunde
„gelangende Erscheinung bleibt.

Das Walten einer phonetischen Gesetzlichkeit, d. h. einer aus der Natur der Laute hervorgehenden Nothwendigkeit der Veränderung der Laute, ließe sich demnach überall nachweisen, wo wir im Stande sind, das Aufeinanderwirken der Laute durch Zusammensetzung zu erkennen. Wie verhält es sich nun aber mit den, soweit der mit dem wissenschaftlichen Fernrohre bewaffnete Blick des Sprachforschers reicht, doch auch schon lautlich differenzirten Wurzeln, den ersten Elementen der Zusammensetzung? Mit Recht sind wir doch begierig zu erfahren, wie Geiger sagt, welcher Inhalt von jenen Urlauten geborgen der Vernunft zum Aufbau ihrer zahllos die Wirklichkeit der Außenwelt umschließenden Begriffe Stoff geboten habe? „Sind wir berechtigt auch hier schon die lautliche Verschiedenheit der Wurzeln auf Zusammensetzung zurückzuführen, so daß also eine fortgesetzte Combination weniger Urwurzeln, jede eine bestimmte, wenn auch noch so weite Sphäre von Begriffen umfassend, die Sprache zu ihrer endlichen Vollkommenheit erhoben habe?“ *)

Gegen eine solche Annahme spricht sehr laut die bei allen Sprachen erwiesene Thatsache, daß eigentliche Zusammensetzung, d. h. Verbindung zweier Begriffe zur Bildung eines dritten, eine erst sehr späte Erscheinung ist, deren Mangel z. B. in

---

*) Geiger l. c. p. 184.

den semitischen Sprachen notorisch ist, während die chinesische Sprache bekanntlich niemals etwas auch nur Analoges zur Sprachbildung verwandt hat. „Sinnvolle Verbindung vereinst selbständiger Begriffsbestandtheile kann demnach (wie erwiesen ist an manchen Beispielen) wohl hie und da auf die Bildung von Wurzeln ausnahmsweise eingewirkt, die allgemeine Ursache derselben aber sicherlich nicht abgegeben haben." Das Einzige, welches etwa für eine so alte Zeit anzunehmen erlaubt ist, kann nur die Reduplication oder Verdoppelung sein, welche denn auch nachweislich in einer frühen Sprachperiode eine große Rolle gespielt hat, und als Vorläuferin der Flexion, wie Pott nachgewiesen hat, fast für alle grammatischen Verhältnisse einzutreten befähigt war. Aber die Verdopplung, sagt Geiger mit Recht, kann kein neues Bedeutungselement schaffen, sie kann höchstens die ursprüngliche Bedeutung verstärken oder, wo sie abgeschwächt ist, dieselbe wieder auffrischen.

Wir gelangen also, da Zusammensetzung und Reduplication für die älteste Zeit der Wurzelbildung als Mittel der Modification des Begriffs gleichmäßig ausgeschlossen ist, in den Veränderungen des Lauts aber nur mechanische Ursachen, d. h. Zusammentreten von Lauten, Accent u. s. f. wirksam sind, mit Nothwendigkeit auf eine Urzeit, wo nur eine beschränkte Zahl von Urlauten vorhanden gewesen sein kann. Da sich nun aber an allen Wurzeln ein ganz erstaunliches Wachsthum durch alle Begriffssphären der Sprache nachweisen läßt, da man fast von jedem Wurzellaute aus auf Seitenbahnen und Verzweigungen das ganze Netz des Gedankeninhalts durchwandern kann, so ist nach Geiger Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Sprache, selbst

mit ihren anfänglich so kleinen Mitteln nicht sparsam, niemals eine bestimmte Begriffssphäre an einen bestimmten Laut gebunden, sondern dem Princip nach Allbeutigkeit zu ihrem Grundgesetze erkoren habe.*)

„Betrachten wir die gegenwärtigen, fertigen Wörter der Sprache, sie sind im Allgemeinen verständlich, Mehrdeutigkeit ist Ausnahme. Vergleichen wir damit die Wurzeln; eine erstaunliche Fülle von Stoff drängt sich in sie zusammen, so daß sich aus den Ableitungen gar mancher einzigen Wurzel eine ganze Sprache herstellen oder ersetzen ließe. Ist es nun nicht natürlich anzunehmen, daß dies sich weiter rückwärts gegen die Urzeit hin in gesteigertem Maße ebenso verhalte? Was kann uns bewegen, für die erste Sprachstufe eine streng logische Correspondenz zwischen Laut und Begriff zu unterstellen, die sich in einer zweiten getrübt und verwischt habe, um in der dritten aufs neue in Logik und Ordnung überzugehen? Man vergleiche z. B. die Wurzel stehen: uns ganz unzweideutig schwankt sie schon im Griechischen zwischen stehen bleiben, hintreten und stellen; und wenn auch nicht mit Bestimmtheit, so wird es doch als Vermuthung ausgesprochen werden dürfen, daß stehen (stha), wie so manche mit dem Anlaute s neben einer anderen Wurzel ohne diesen Anlaut (z. B. schwanken neben wanken), so ursprünglich von thun (dha) nicht grundverschieden gewesen sei. Nun bedeutete aber die Wurzel dha außer thun, auch setzen und geben; und welch eine verwirrende Masse von Vorstellungen innerhalb des indogermanischen Sprachstammes sich an diese einfache Wurzel angeschlossen

*) Geiger, Ursprung der Sprache, p. 52.

hat, kann ein einziger Blick auf die gewaltigen Sammlungen Pott's lehren. Daß die Wurzel da geben, mit der erwähnten mehrfach zusammenfließt, ist bekannt und daß sie eine bloße Variation jener sei, wenigstens nicht ganz fern liegend . . . Neben der Wurzel da geben, hat übrigens der indogermanische Sprachstamm mindestens noch drei andere, die ihr im Laute entweder ursprünglich gleich sind oder doch nicht mit Sicherheit unterschieden werden können; sie bedeuten wissen, binden und theilen, wozu nach einigen Sprachforschern, ebenfalls ohne wesentlichen Lautunterschied noch die Bedeutungen essen, schützen und reinigen kommen."

Was aus allem diesem hervorgeht, ist ursprüngliche absolute Gleichgültigkeit der Sprache gegen den bestimmten Laut als Träger der bestimmten Vorstellung. „Es ist bis heute nicht gelungen und wird niemals gelingen, irgend einem Laute in irgend einer Sprache auch nur annäherungsweise einen Bedeutungskreis, auf welchen er beschränkt sei, anzuweisen."

Es ist also eine durchaus unbezweifelbare Thatsache, daß Laute sich nach ihren eigenen d. h. phonetischen oder physiologischen Gesetzen uneingeschränkt verwandeln ohne eine Veränderung der Begriffe nach sich zu ziehen, zum mindesten ohne mit dieser in irgend causaler Verbindung zu stehen. Daneben geht das ebenso zweifellose Gesetz parallel, daß auch der Begriffs- oder Vorstellungsinhalt, welcher den Worten zukommt, in einer fortgesetzten Umwandlung sich befindet. Das beweist die tägliche Erfahrung, nach welcher ein Wort, das unsere Großeltern gebraucht, schon heute veraltet, ungewöhnlich erscheint, und Schriften, die noch weiter hinaufreichen, uns schon durchaus seltsam und oft unverständlich vorkommen. Hier herrscht eben das Gesetz der Entwickelung; es sind überall

Begriffsreihen, welche, von Geschlecht zu Geschlecht übertragen, in allmählichen sanften Abtönungen durch das unmerklich Verschiedene zuletzt so sehr auseinandergehen, daß endlich oft genau das Gegentheil von dem zum Vorschein kommt, was das Wort ursprünglich bedeutet hatte, daß die nämliche Wurzel zur Bezeichnung der schärfsten Gegensätze, von gut und schlecht, von hell und dunkel, von schwarz und weiß verwendet wird. Geiger hat dieses Gesetz mit folgenden Worten klar präcisirt:*) „Die Bedeutungen der Wörter entwickeln sich in einer Reihe, deren letztes Glied sich mit dem ersten in keinem klaren Zusammenhang mehr befindet. Die vorderen Glieder der Reihe sind vergessen, und erst hiedurch wird das letzte möglich. Ein Wort das gut bedeutet hat, kann nicht schlecht, eines das schwarz bedeutet hat, nicht weiß bedeuten, wenn die früheren Bedeutungen nicht vergessen sind. Und ganz ebenso, wie ein Wort nur durch die geschichtliche Aufeinanderfolge verschiedener Gebrauchsweisen zu entgegengesetzten Bedeutungen übergehen kann, so ist auch eine gleiche Succession erforderlich, wo allgemeine Begriffe nach Merkmalen benannt werden sollen, die selbst nicht allgemein, sondern einem vielleicht nur kleinen Theile der zusammengefaßten Gegenstände eigen sind. Wenn nun schon das letzte Glied der Reihe das gleichzeitige lebendige Vorhandensein wenigstens einer größeren Anzahl vorausgegangener ausschließt, so ist es um so weniger denkbar, daß mit dem ersten Gliede das, was zuletzt aus ihm werden würde, schon von selbst gegeben sei. Die Vieldeutigkeit eines Wortes ist nicht nothwendig als gleichzeitige Masse aufzufassen, sie ist zu großem Theile

*) Ursprung der Sprache, p. 122.

Succession. Wendet man diesen Satz auf die Wurzeln an und fragt, ob das in ihnen vorgefundene Allgemeine als Gesammtmasse oder als Succession zu betrachten sei, d. h. ob die Wurzeln von jeher auf alle Fälle angewendet werden konnten, für die in ihren Ableitungen Ausdrücke vorhanden sind, oder ob ihre Anwendung von einzelnen Fällen ausgegangen und sich allmählich über ihr ganzes späteres Gebiet verbreitet haben, so muß man sich für das Letzte entscheiden."

Die hier von Geiger aufgeworfene Frage, deren hohe metaphysische Bedeutung unverkennbar ist, hat eine große Verwandtschaft mit jener Cardinalfrage, welche auch in der organischen Schöpfungsgeschichte lange Zeit zu so großer Erbitterung die Geister aufregte, nämlich ob Präformation oder Epigenesis bei den organischen Gebilden anzunehmen sei; ob das Neu-Auftretende von jeher vorhanden, in dem immanenten Urgrund der Dinge gelegen, von der Urvernunft vorausgewußt und bestimmt, oder durch Evolution, d. h. durch eigene Thätigkeit sich erst entwickelt habe. Diese Frage lautet hier, auf die Sprache, d. h. das Geistesvermögen des Menschen übertragen: „Müssen wir die sogenannten allgemeinen Begriffe, wie z. B. gut, schlecht, groß, klein, Ursache, Zweck u. s. w. auf eine dem Menschen ursprünglich und uranfänglich innewohnende höhere Begabung zurückführen, die ihm als ein mystisches, nicht weiter zu erklärendes Vermögen zugefallen ist, so daß er also der Lehre des Platon gemäß, das aus der lichten Götterwelt herstammende Vermögen nur auf irdische Dinge anwendet, oder sind diese Begriffe selbst nichts weiter als ein Resultat der Entwicklung, stets wachsender Klarheit des Bewußtseins und richtigerer Erkenntniß der Welt? Die Antwort welche uns

die Sprachwissenschaft auf diese wichtige Frage ertheilt, lautet, daß die Sprache durchaus nicht etwa von dem Vernünftig-Allgemeinen, noch weniger von dem höchst Specialisirten, Besonderen ausgeht, sonderen vielmehr von sehr engen Sphären der eigentlich menschlichen Thätigkeit, welcher aber zugleich große Unbestimmtheit anhaftet, und erst von da aus sich allmählich zur Erkenntniß des wahrhaft Allgemeinen sowohl als des scharf und klar aufgefaßten und bestimmten Besonderen emporgearbeitet hat. Wenn ein Wort wie Kirnen oder quirlen von der Urbedeutung des Zerreibens ausgehend, durch die Vorstellung eines durch langen Gebrauch zerriebenen Gewandes zu dem Begriff alt gelangt und dann in dem Worte Karl die Begriffsreihe Greis, Mann, Gatte verfolgt, so haben wir ein anschauliches Beispiel des Werdens und Wachsens der Sprache und der Vernunft. Hierzu bemerkt Geiger:*)

„Wenn wir dies mit dem oben geschilderten Urzustande der Sprache zusammenstellen, so ergibt sich, daß nicht etwa bloß die Möglichkeit specieller Unterscheidung, sondern gerade der Umfang dessen, was bezeichnet werden konnte oder sollte, fast bis auf nichts verschwindet."

„Es kommt unendlich viel darauf an, den Vorgang der Bedeutungsentwicklung genau und richtig zu erfassen, und dann nur kann erkannt werden, daß sie nichts anders als die Begriffsentwicklung selbst ist. Je bestimmter aber in jedem einzelnen Falle die Entwicklung einer Bedeutung beobachtet wird, um so lebhafter leuchtet jedesmal ein, daß sie nur auf Verwechselung beruht. Es ist das Object

*) Ursprung der Sprache p. 125.

des Wortes, das sich dem Sprechenden ganz unversehens unter der Hand verändert. Der Pythagoräer Milo soll bekanntlich, indem er ein Kalb täglich immer wieder trug, es zuletzt, auch als es herangewachsen war, zu tragen im Stande gewesen sein. Mit den Begriffen geht etwas derartiges wirklich vor. Ein Wort wird bei Gelegenheiten, die scheinbar ganz gleich sind, angewendet; summirt man aber die im Einzelnen unbemerkten Unterschiede, so ist etwas ganz anderes daraus geworden. Aus der Verwechselung des Aehnlichen und aus einer beständigen Wiederholung dieser Verwechselung setzt sich die Verbreitung des Wortes über die ganze Gedankenwelt zusammen. Es wird in der That Alles mit Allem verwechselt, aber nur durch einen unendlichen Discursus, einen Hindurchgang des Begriffs durch die ganze Reihe der denkbaren Objecte."

„In der geistigen Natur gibt es so wenig wie in der körperlichen einen Sprung, die geistige Entwickelung setzt sich aus eben so kleinen Elementen, wie die körperliche zusammen. Darum läßt sich auch die Beobachtung dieser Entwicklung eigentlich nicht erschöpfen; wir müßten alle Fälle kennen, alle Gelegenheiten zusammenstellen, wo ein Wort jemals gesprochen worden ist, wenn nicht in seiner Geschichte Lücken bleiben sollen."

Also auch die Darstellung der Bedeutungs- oder Begriffs-Uebergänge, wie sie die an dem Sprachleben heute und von jeher gemachte Erfahrung zweifellos aufweist, schließt eine Absichtlichkeit der Bezeichnung bestimmter Begriffe durch bestimmte Laute überall aus; es ist auch hier wie bei den Lautveränderungen stilles, langsames Werden, Wachsen, Umbilden, ein Entwicklungs- oder Vegetationsprozeß.

„Langsame Entwicklung, Hervortritt des Gegensatzes aus unmerklichen Abweichungen ist historisch überall die Ursache der Bedeutungsveränderung einer- und des Verständnisses andererseits. Wir müssen uns nun die Frage vorlegen, ob alle Sprachschöpfung aus diesem Punkte habe hervorgehen können, oder ob irgendwo eine große geistige Katastrophe (also dieselbe Frage wie in der Descendenzlehre) bemerkbar werde, welche ganz plötzlich bestimmten Lauten bestimmte Bedeutungen zugetheilt, bestimmte Begriffe in Lauten ausgeprägt habe, die ihnen, sei es von Natur auf irgend eine unbegreifliche Weise angemessen, sei es willkürlich für sie ausgewählt worden seien. Ich habe eine solche Katastrophe nirgends gefunden und glaube mit den Kräften, deren Wirklichkeit bewiesen ist, und die, soweit die Geschichte reicht, in der Sprache stets thätig sind und waren, für alle Zeit völlig auszureichen. Ich habe keinen Punkt aufzufinden vermocht, wo irgend ein Begriff auftauchte, der nicht von einem anderen schon vorhandenen abstammte, wo also der Geist gezwungen wäre, sich für irgend eine Vorstellung ein Zeichen von außen, etwa an einem Schalle, zu suchen, oder auch in Folge eines neuen Eindrucks zu einer neuen Lautbewegung Veranlassung zu bieten.“ *)

Was bei der Bedeutungs-Entwickelung thätig ist, das ist das, was bei dem Einzelnen Gewohnheit, der Gesammtheit Sitte und in der Sprache Gebrauch genannt wird. Auch der Einzelne kann, wenn er sich beobachtet, finden, daß er gewisse Ausdrucksweisen mit Vorliebe gebraucht und darum sind selbst individuelle Sprachgewohnheiten unverkennbar;

*) Geiger, Ursprung der Sprache, p. 61.

der Eine bekräftigt mit „gewiß", der andere mit „freilich", ein dritter mit „sicherlich," ein vierter mit „ohne Zweifel." Wo nun ein Wort in eine bestimmte Bedeutung hineingewachsen ist, da läßt es für seine übrige Bedeutungssphäre eine Lücke, in welche nun ein anderes Wort einrückt, und so entsteht immer größere Differenzirung der Lautmittel und feinere Nuancirung der Begriffe. Wo durch besondere Verhältnisse, wie z. B. im Englischen durch das Zusammentreten zweier Sprachen, mehrere Wörter für gleiche Begriffe vorhanden sind, da bewirkt der Sprachgeist, d. h. der Sprachgebrauch sehr bald eine Scheidung der Synonymen, d. h. eine schärfere Specialisirung oder Ausdrucksfähigkeit derselben.

„In allen nachweisbaren Fällen der Bedeutungsentwicklung", sagt Geiger *), „herrscht ein gemeinsames sehr einfaches Gesetz. Ueberall ist es nur die Mehrheit des Vorkommens, welche entscheidet. Je öfter ein Wort gebraucht wird, um so gebräuchlicher wird es; wird es dagegen eine Zeit lang zufällig nicht gebraucht, so kann es dadurch allein veralten, ja vergessen werden. Ein gleichgültiges Wort wird einigemal zufällig in lobendem Sinne angewendet, es erhält hiedurch die Tendenz zu ausschließlich lobender Bedeutung. Dasselbe Wort wird vielleicht in einem anderen Dialect öfter in tadelnder Bedeutung angewendet und erhält dadurch die entgegensetzte Tendenz. So differenziren sich gleichgültige Wörter nach zwei Seiten hin. Oder es bilden sich aus irgend einem äußerlichen Grunde, dergleichen besonders in der früheren Sprachgeschichte mancherlei nachweisbar sind, Doppelformen eines Wortes auch in einem und demselben

*) Geiger l. c. p. 61.

Dialect; sogleich wird eine Neigung zur Sonderung der Bedeutung entstehen; denn wenn beide Anfangs noch so gleichgültig für den ganzen möglichen Umfang ihres Sinnes gebraucht werden, so wäre es doch ein kaum denkbarer Zufall, wenn die äußerst feine Wage des Sprachgefühls einstehen, wenn nicht mindestens die Stimmung, die Färbung eine Form von der anderen unterscheiden sollte."

Geiger führt als classische Beispiele seines Satzes Fälle an, wie die deutsche Endung isch, deren tadelnde Bedeutung in kindisch sich erst im vorigen Jahrhundert entwickelt hat, wahrscheinlich unter dem Einflusse eines Wortes wie diebisch, während heimisch, kriegerisch noch heute jene Nebenbedeutung entbehren. Außerdem zahlreiche Fälle, in denen zwei Wörter in verwandten Sprachen ihre Rollen geradezu vertauscht haben, ein sicheres Zeichen, daß keine innere Nothwendigkeit, sondern Zufall und Entwicklung sie zu ihrer Bedeutung geführt haben. Wir sagen Haut von Menschen, Fell von Thieren, im Englischen hat hide die letztere Bedeutung; bellen wird im Schwedischen durch schellen ausgedrückt, im Englischen hat to bell die letztere Bedeutung. Gerade so ist es mit Flexionen und Bildungssilben. „Jeder Dialect", sagt Grimm, „und in jedem Zeitraum pflegt und vervielfacht gewisse Ableitungen vor andern." Die althochdeutschen männlichen Bildungssilben auf ing sterben aus im Mittelhochdeutschen, während sich die neuhochdeutschen Feminine auf in ausbilden. Die Abstracta auf — niss, goth. nassus, kommen im Lateinischen und Griechischen nicht vor; das lateinische Supinum auf tum ist im Sanskrit Infinitivendung. In den Wortableitungen herrscht überall scheinbare Willkür, nicht nur in der Wahl des Lautzeichens, sondern auch in

den durch die Endungen zusammengebrachten Classen. „Die Bedeutungskategorien“, sagt Geiger,*) „welche z. B. durch die Anwendung einer bestimmten Ableitungssilbe entstehen, entsprechen Allem eher, als verständig gesonderten, klar gewählten Classen der Gegenstände; sie sind meistens ganz unfaßbar, logisch nicht darzustellen und verrathen oft gar kein Eintheilungsprincip, oft ein wunderliches, werthloses, überflüssiges. Es gibt Ableitungsendungen mit lobendem oder tadelndem Sinn, einige drücken eine Krankheit, andere einen Stoff, eine Farbe, einen Ort, ein Werkzeug, ein Glied aus, einige drücken die Beziehung auf Thiere, Menschen, Pflanzen aus.“

Das Wachsthum der Sprache und die damit hervortretende Erweiterung des begrifflichen Vermögens oder der Vernunft vollzieht sich also durch Zusammentreffen zweier ihrem Wesen nach durchaus von einander unabhängigen Entwicklungsreihen, nämlich der Differenzirung und Verwandlung der Laute, welche nach rein phonetischen Gründen, und der Umwandlung und der Entwicklung der Begriffe, welche nach inneren, begrifflichen Gesetzen vollzogen wird. Von verschiedenen Punkten aus rückt die Bezeichnung gegen die mannigfaltigen Objecte der Außenwelt, wie sie mit der menschlichen Thätigkeit in Berührung treten, vor; indem verschiedene Laute oder Auffassungsweisen auf das nämliche Object zusammentreffen, verengert und erweitert sich der Begriff und derselbe Laut, welcher ein besonderes Thier ursprünglich bezeichnete, überläßt diesen Begriff einem anderen, der vorher mit ihm dasselbe bezeichnete, und übernimmt nun

*) Geiger l. c. p. 71.

die Sphäre des allgemeinen Begriffs Thier. Daß damit zugleich das geistige Vermögen des Menschen sich steigert ist zweifellos, sein Besitz wird reicher, ausgedehnter und, vermöge des Zusammenhangs aller in der Sprache vorhandenen Begriffseinheiten, wirkt nun jedes Wort erleuchtend, beschränkend, unterstützend auf alle übrigen. Die innige Verbindung, welche das Wort mit seinem Objecte eingeht, bewirkt, daß wir das letztere in allem Wechsel und Wandel seiner Existenz sowohl, als auch unserer sich allmählich verändernden Auffassung festhalten und dadurch erwächst unserem Denken ebensowohl der feste Halt in der Außenwelt, als was nicht minder nothwendig ist, die bestimmte ununterbrochene Tradition in dem eigenen Verständniß und dem Gemeinverständnisse der Geschlechter. Schön und tiefsinnig sagt L. Geiger: *)

„In vielen Fällen wechselt das Wort sein Object; in anderen verwandelt, entzieht und erweitert sich ihm dasselbe durch eigene äußere Entwicklung. Die wunderbaren Lauten, in deren Gebrauch Generationen, von einem schwachen Hauche ihres Mundes unendlich überdauert, wie in dem Schatten eines alten Baumes wechseln, tragen die Bilderspur wandelnd vorüberziehender Weltgestalten mit sich selber in die Ferne und spiegeln den dunklen, bewußtseinlosen Lebenslauf jenes seltsam groß durch die Zeiten schwankenden Wesens, dessen Einheit wir, von der Bedeutung unserer eigenen Einzelheit befangen, kaum in dem Namen Menschheit ganz begreifen, in geheimnißvollen halbverblichenen Zügen wieder. Keines der fernverwandten thierischen Geschlechter hatte der Mensch sich gesellt, befreundet oder unterworfen und schon tönten

*) Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, p. 194.

Namen der Thiere um ihn, die er noch heute hört und spricht; und lange ehe der Hund ihm Gefährte und Wächter seiner Heimat oder Theilnehmer seiner Gefahren war, begleitete ihn sein Name durch die Wildniß. Wie anders war wohl, was er damals sein Haus, sein Kleid, seine Waffe nannte, ja selbst sein Weib oder seinen Freund! Die innerliche Welt unterliegt einer nicht geringeren Bewegung des Veraltens und Erneuerns als ihr Erzeugniß in den Verhältnissen umher und auch die Objecte der Außenwelt, selbst die dauernden und gegen die Menschen ewigen, wie Sonne und Erde, wechseln in der Vorstellung unaufhaltsam, theils wegen der Allmählichkeit ihres Eintretens in die Erfahrung, theils durch die Verwandlung jenes phantastischen Vermögens der Erkenntniß, welchem als Subjekt der Begriffe ein eben so großer Antheil zu ihrer Erfassung wie den Gegenständen selbst obliegt."

Diesen Worten will ich nun noch zur Erhöhung des Verständnisses eine Illustration aus der nationalökonomischen Wissenschaft hinzufügen, in welcher der Wechsel und Wandel der Dinge durch Specialisirung und Differenzirung, sowie das gleiche Loos, welches die sie begleitenden Worte trifft, recht anschaulich für das Denken des Lesers sich darstellen wird.

In der Geschichte der Wirthschaft ist es eine der anziehendsten Erscheinungen, wenn Gegenstände des Genusses oder Erwerbs in ihren Functionen sich specialisiren. Im Anfange hat der gleiche Gegenstand den verschiedenartigsten Zwecken gedient. Es ergibt sich, daß er für einen derselben am Besten sich eignet, aber von der Erfüllung desselben durch die mannigfachen andern Obliegenheiten abgezogen wird. Er

streift Alles ab, bis ihm zuletzt eine einzige Aufgabe übrig bleibt. So wird der Diener zum Minister, der Pferdeknecht zum Marschall (Obergeneral), der Hauskaplan zum Kanzler. Was die einzige Nahrung war, wird Theil der aus Verschiedenem zusammengesetzten Mahlzeit. Schürze und Gürtel waren die einzige Tracht der Frau, der Mantel das Kleid des Mannes, sie nehmen ganz specielle, engbegrenzte Functionen an, in allen übrigen Hinsichten wird ihre Rolle von neu Entstandenem übernommen. Die Geschichte des Worts und des Dings in ihrem Zusammenhang veranschaulicht sich an einem Beispiele, wie cappa, ursprünglich ein weites, den Kopf zugleich mitverhüllendes Obergewand; allmählich sich verkürzend bleibt es stets die Kappe, bis es endlich unter dieser Bezeichnung heute nur zur einfachsten Kopfbedeckung zusammengeschrumpft ist.

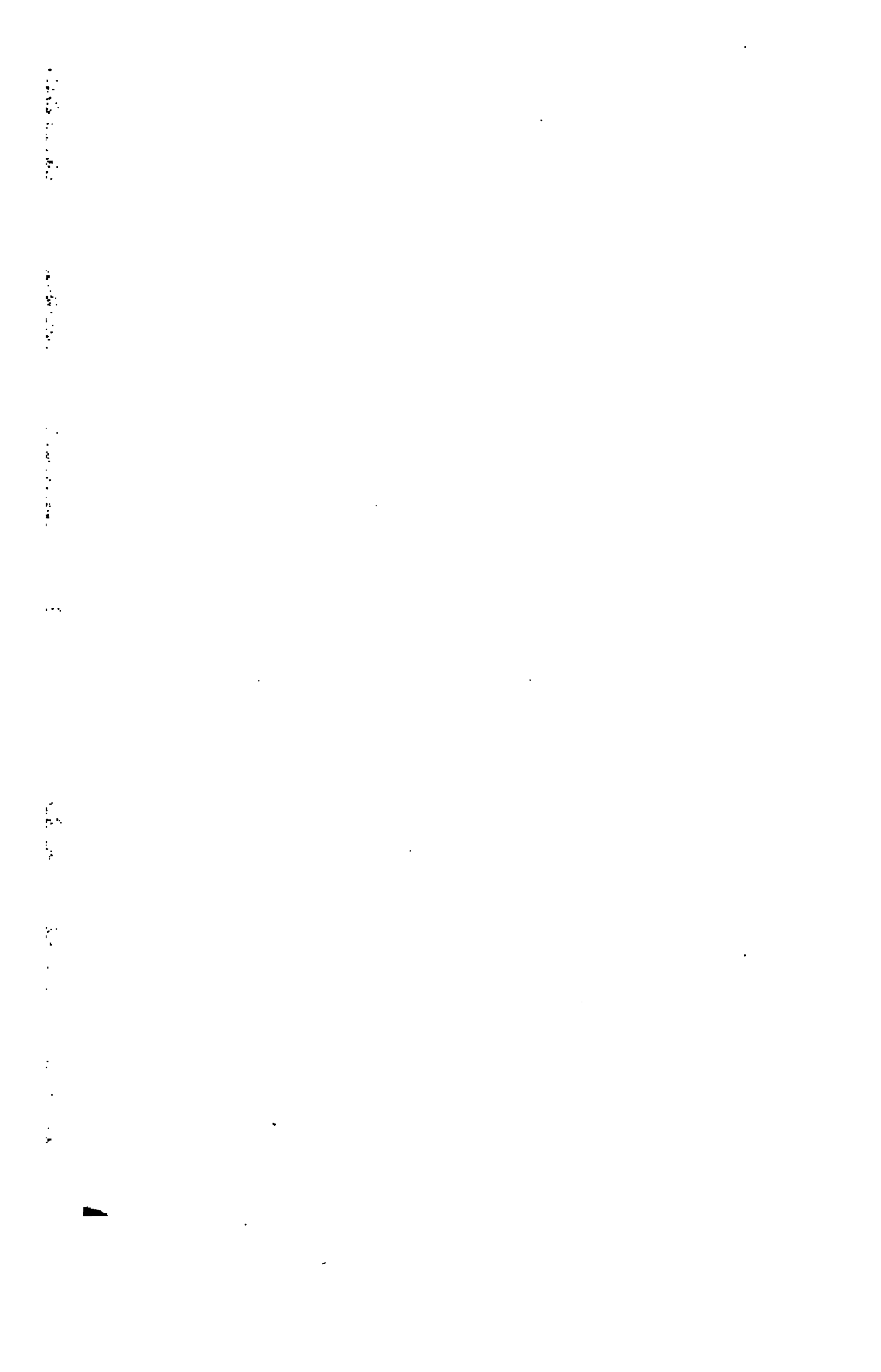
Wir haben in allgemeinsten Zügen das Resultat jenes wunderbaren Proceßes gezeichnet, welcher von wenigen dürftigen Lauten ausgehend, deren Viel- oder Alldeutigkeit kaum das allerbeschränkteste Auffassen und Bezeichnen ermöglichte, gerade wie das organische Leben, durch eine unfruchtbare, verwirrende Vielheit phantastischer Gestaltungskraft, allmählich zu der wahren Klarheit und dem hochvollkommenen zu äußerer Zweckmäßigkeit geordneten Organismus der heutigen Sprachen geführt hat. Nicht anders als heute noch Sprachwerden und Sprachentwicklung vor sich geht, nur unendlich viel langsamer muß es auch bei der Entwicklung der Sprachen gegangen sein. Nichts berechtigt uns, dem Menschen für jene Zeiten ein jetzt erloschenes Vermögen zuzuschreiben, vermöge dessen etwa die Dinge der Außenwelt oder die Empfindungen seines Inneren selbstthätig Laute erweckt hätten, die gemeinver-

ständlich als Elemente der Sprache sich vererbten oder gar allgemeine Vernunft-Conceptionen, die sich in einer Fülle von Lauten ausgesprochen und die Wahrnehmungen der Dinge begleitet hätten! Ich führe zum Schlusse noch eine Stelle L. Geiger's an, welche in übersichtlichem Bilde jenen von ihm selber zuerst klar ausgesprochenen Parallelismus der lautlichen Entwicklung und der Begriffs- und Vernunft-Entwicklung, die indem sie sich in unbewußtem Fortgang an die lautliche Differenzirung anlehnt, die Ziele und Zwecke des vernunftgemäßen Denkens erreicht, auch für die ältesten Zeiten darzustellen sucht:*)

„Wäre die Entwicklung nicht in einem Worte bei dem Begriffe T h i e r, in einem anderen bei V o g e l, in einem anderen bei T a u b e festgehalten worden, so hätten wir nicht die Möglichkeit die Taube als Taube, Vogel und Thier anzusehen und zu classificiren. Mit den Verbalbegriffen der Wurzeln ist es ebenso. Ein einziger Laut hätte Begriffswechsel erfahren können, er würde seiner Natur nach vielleicht die ganze Reihe sämmtlicher Begriffe durchlaufen haben: aber zur Begriffsunterscheidung hätte er nicht geführt. Dazu bedurfte es verschiedener Laute, welche alle denselben Gang durchmachten, aber auf verschiedenen Punkten ihrer Entwicklung aufgehalten, mit verschiedenem Begriffsinhalte feststehen blieben. Dies zu erreichen ist aber schon ein einziger ursprünglicher Sprachlaut geeignet, sobald er in Variationen auseinanderzutreten fähig ist. Man sieht in der Sprache überall, auch in den Wurzeln, solche auseinandertretenden Variationen und überall gesellt sich zu der Abweichung des Lautes die der Bedeutung. Man

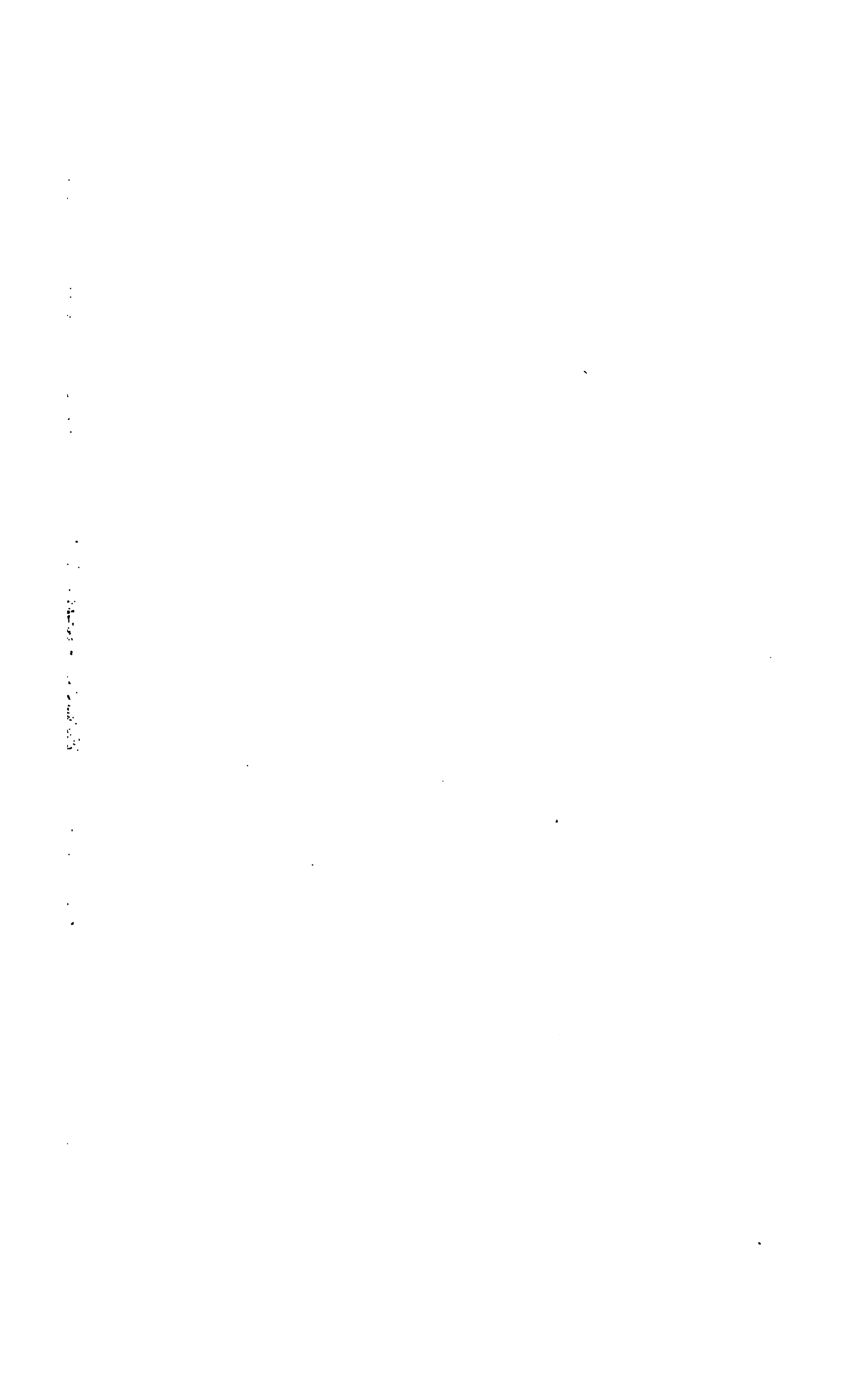
*) Ursprung der Sprache, p. 140.

pflegte solche Wurzelspaltungen bisher so aufzufassen, als ob der Laut zum Zwecke der Bedeutungsunterscheidung variirt worden wäre. Aus der ganzen obigen Darstellung ergiebt es sich, daß der Laut aus Gründen variirt, die mit dem Begriffe nichts zu thun haben und daß an diesen Spaltungen die des Begriffs sich erst entwickeln. So ist denn überall die Sprache primär; der Begriff entsteht durch das Wort. Und zwar war dies von jeher, schon bei dem Auseinandertreten gleichbedeutender Urlaute in diejenigen Begriffskeime der Fall, deren Umbildungen in (den häufigsten und allgemeinsten) Wurzelbegriffen, wie binden, reiben u. s. w. vorliegen: die Sprache hat die Vernunft erschaffen; vor der Sprache war der Mensch vernunftlos."



XII.

Das Sprachwerden und die Sprachentwicklung.



Das letzte Kapitel hat uns ein schwaches Bild jenes stillen, aber unausgesetzten Wachsthums gegeben, welches in steter Entfaltung und Differenzirung neue Knospen und Keime treibt, während andere von dem Safte verlassen absterben und dem geistigen Tode — dem Vergessen — anheimfallen. Man kann an der Sprache, weil sie nur Geistiges und Bewußtes enthält, besser als an dem Wachsthum der organischen Lebeformen, jenes vor unseren Augen sich stets erneuernde Wunder, wodurch die Natur in allmählichen, unmerklichen Uebergängen die aller menschlichen Einsicht und Kunstfertigkeit spottende unermeßliche Zweckmäßigkeit ihrer Geschöpfe hervorbringt, bewundern und studiren.

„Denn Gleichmäßigkeit und Uebergang sind die Seele der Natur. Mit der Zeit ist es nicht anders, als mit dem Raume; es gibt kein Wunder in dem Weltall als das Kleine, und nirgends werden wir ohne Ende staunen, es sei denn überall. Die Schöpfung setzt die Phantasie in Verwunderung; aber in Wahrheit ist es nur der Augenblick, der den Augenblick erschafft und dieses allein ist der Verwunderung des Weisen würdig. So findet denn auch die Beobachtung die Sprache niemals wahrhaft abbrechend; ja sie scheint sich sogar auf die erste Betrachtung in ihrem Wesen ganz gleich zu bleiben, und unvollkommen immer doch dasselbe zu erreichen. Aehnlich dem Auge, welches überall im Thierreiche sieht, von der

Stufe eines schwarzen Lichtstoffpunktes niedriger Geschöpfe bis zur vollendeten optischen Kunstveranstaltung und niemals etwa als blinde Linse in einem thierischen Baue zwecklos in seine mechanischen Theile zerfällt gefunden wird; so ist auch ihr eine Energie eigen, die ihr untheilbares Wesen ausmacht und sich in ihrem Fortschritte keineswegs aus selbständigen Theilen zusammensetzt, sondern nur entfaltet. An dem einfach und roh geformten Körper des Satzes bilden sich allmählich Glieder aus; hinter dem äußeren Zuwachs liegt eine still im Inneren vorgegangene Verwandlung, eine Begriffsentwicklung ohne lautliche Unterlage, welche mehr als irgend etwas Körperliches jenen merkwürdigen Mittelzustand zwischen Sein und Nichtsein, ein Dasein in bloßer Möglichkeit vor Augen führt." *)

Wir nähern uns jetzt aber in engeren und immer engeren Kreisen dem eigentlichen Mittelpunkte unserer Frage und dem Gegenstande dieser Schrift; der Frage nämlich, da ja Vernunft und Sprache nicht immer auf dieser Erde vorhanden waren, da es ja heute noch so viele Wesen gibt, welche derselben nicht theilhaftig sind, wie es denn möglich war, daß dieselben einmal aus einem, wie es das Wesen aller Entwicklung mit sich bringt, schwachen und unscheinbaren Keime hervorgewachsen sind.

Es ist, wie schon an anderer Stelle hervorgehoben worden ist, das Prävaliren des Gesichtssinnes, als des höchsten, der Vernunft unmittelbar nächststehenden, eigentlichen Objectivsinnes und die Herrschaft über die unend-

*) Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I, p. 200.

lich mannigfaltigen, in ungeheurer Geschwindigkeit an uns vorüberziehenden Gesichtsempfindungen mittels des von unserem Willen abhängigen Lautsinnes, durch welche sich das Denken vollzieht. Aus der Association, dem Ineinswirken dieser beiden Sinne ist demnach auch die Sprache hervorgegangen.

Gauß, der größte Mathematiker der Neuzeit, bezeichnete die Geometrie als die Wissenschaft des Auges. Es gehört nur wenig Nachdenken dazu, um zu erkennen, daß all unser Denken, unsere ganze Vernunfterkenntniß unter dem Zauberbann dieses wunderbaren Organs steht. Wohl ist das Gefühl von Zeit, Raum und Causalität — bis herab zum Atom — allem Leben eigen, aber die Vorstellung dieser Grundformen unserer Vernunft wird nur durch das Sehen möglich: „Ohne den Gesichtssinn ist keine Wahrnehmung des Ursachenverhältnisses möglich, denn nur durch diesen Sinn kann ein Gegenstand, auf welchen gewirkt wird, von mir wahrgenommen werden, ohne doch ich selbst zu sein. . . . Wenn wir nicht selbst wirkten und Wirkung erführen, so würden wir von causalen Vorgängen zwar kein Verständniß haben, sondern es würde uns nur Alles nach einander zu geschehen scheinen, nichts aus Ursache des Anderen: hingegen das was zwischen uns und dem Gegenstande geschieht, ist nicht geeignet, als causaler Vorgang bewußt zu werden; dazu bedarf es zweier Dinge außer uns, beide der ruhigen objectiven Betrachtung gleich angemessen, und in ihrem Aufeinanderwirken von uns begriffen durch Mit-Empfindung. Es ist also ein Theil eben jener durch die Sprache zum Ausdruck und Bewußtsein gelangenden Anschauung, der die Mitempfindung rege machenden gesehenen Bewegung, welcher zugleich den Keim unserer ganzen causalen Weltbetrachtung

in sich faßt. Ebenso verhält es sich mit unserem Bewußtsein vom Raume.... Ohne den Anblick der Bewegung hätte das räumliche Gefühl sich nie zur Vorstellung entfalten, nie zum Bewußtsein gelangen können, wie denn über die Oertlichkeit sogar unseres Empfindens ein deutliches Bewußtsein erst durch Vermittlung der gesehenen eigenen Abwehrbewegung zu entstehen scheint. Wenn wir als nach dem höchsten Ziele der Speculation, nach Aufhebung der Verschiedenheit in dem Empfundenen streben, wenn wir uns, verschiedene Farben sehend, verschiedene Töne hörend, nicht eher beruhigen, als bis wir die Verschiedenheit auf Maße gebracht haben, das ist, auf eine bloß der Zahl nach verschiedene Menge gleicher Einheiten; wenn wir auf eben diese Weise die chemischen Unterschiede aus Mengen gleichgearteter Atome zu erklären streben: so heißt das die Welt auf bloße Gegensätze des Raumes zurückführen, welcher uns als das allein wahrhaft Vernunftgemäße erscheint. Was gibt nun aber dem Raume diese bevorzugte Stellung für die Vernunft? Eben daß er die Möglichkeit der Bewegung selbst ist. Denn da diese Möglichkeit uns selbst als einer Einheit ebenso innewohnt, so führen wir die Welt auf lauter kleine Einzelwesen, die sämmtlich unseres Gleichen sind, zurück, wenn wir ihre Gesetze als Bewegungsgesetze, ihren Stoff als Bewegungsatome erkennen. Nun können wir zwar einsehen, daß alle unsere Empfindungen Resultate von Bewegungen sind und daß es daher immer die Bewegung ist, welche wir wahrnehmen, aber die Bewegung als solche nimmt nur der Gesichtssinn wahr. Daher ist er der Vernunft mehr als alle anderen Sinne verwandt, und wir fangen die Empfindungen anderer Sinne erst als Vernunftobjecte zu

betrachten an, wenn wir sie, wie die Wärme durch das Thermometer, als eine sichtbare, auf den Raum ausgedehnte Wirkung zu erfassen in den Stand gesetzt sind.“*)

In dieser schönen, wenn auch für den nicht philosophisch geschulten Leser etwas dunklen Stelle ist zugleich theilweise die Antwort gegeben auf die von mir im Kapitel VIII. dieser Schrift behandelten Frage über das Verhältniß des Anschauens zum Denken. Es ergibt sich daraus, daß mit dem Auftreten und Prävaliren des Gesichtssinnes die Wahrnehmung durch die niederen oder dunkleren Sinne zurückzutreten, die Welt sich in lauter Lichtbilder, in stets klarer geordnete Raumverhältnisse oder Gestalten zu verwandeln und als solche in unser Bewußtsein einzuziehen beginnt.

„Aus der Betrachtung alles sprachlichen Stoffes“, sagt Geiger an einer anderen Stelle,**) „welchen zu übersehen mir bis jetzt gelungen ist, hat sich mir eine unwidersprechliche Ueberzeugung ergeben, nämlich: die Wahrnehmung, von deren allmählichem Wachsthum in der Menschheit die Sprache Zeugniß gibt, ist die durch Gesichtsempfindung. Wie der Begriff von hier aus zu Gegenständen anderer Sinne gelangt, davon kann das Wort bitter eine allgemeine Vorstellung geben, das von dem Beißen als einer sichtbaren Handlung aus, über das Gefühl das auf der Haut damit verbunden ist, zu dem ähnlichen Jucken der Zunge bei scharfem Geschmack und zuletzt erst auf die besondere Unlust des Geschmackssinnes übergeht, die es jetzt bezeichnet. Auch süß ist nicht von der Geschmacks-Empfindung ausgegangen. In seiner

*) Geiger l. c. p. 74.

**) Geiger, Ursprung der Sprache, p. 142.

gothischen, griechischen und lateinischen Form (sutis, hêdys, suavis) bedeutet das Wort nur angenehm oder sanft und das Wort das die lateinische und griechische Sprache für den Begriff süß gebrauchen (dulcis, glykys), bedeutet im Gothischen (thlakvus) zart oder weich."

Was dem menschlichen Auge diese hohe Befähigung, diese wichtige Sonderstellung, diese Eigenschaft als Generalsinn für die ganze objective Welt zu fungiren, verliehen hat, das ist, außer der Sprache, der die Erziehung des Auges leitende, seine Eindrücke beständig controlirende und interpretirende Tastsinn oder mit anderen Worten die menschliche Hand. Ich habe in der bereits angeführten Schrift: „Einleitung und Begründung einer monistischen Erkenntnißtheorie", S. 202 ff. die wichtige Thatsache der Doppelseitigkeit unserer Sinne hervorgehoben und dabei die Rolle, welche dem activen Tastsinne gegenüber dem bloß receptiven Gesichtssinne zukommt, in ein klares Licht gestellt.

Schon Aristoteles war sich der hohen Bedeutung, welche der Hand als gestaltendem, wirkendem, die Schöpfung nach den Zwecken des Menschen veränderndem Organ zukommt, und zugleich der steten, unausgesetzten Wechselwirkung derselben mit dem menschlichen Geiste wohl bewußt. Sagt er doch an einer berühmten Stelle (de anima 3, 8) ausdrücklich: „ὥστε ἡ ψυχὴ ὥσπερ ἡ χείρ ἐστι. Καὶ γὰρ ἡ χεὶρ ὄργανον ἐστι ὀργάνων, καὶ ὁ νοῦς δὲ εἶδος εἰδῶν, καὶ ἡ αἴσθησις εἶδος αἰσθητῶν. Es ist also die Seele gerade wie die Hand. Denn die Hand ist das Werkzeug der Werkzeuge, und die Vernunft ist die Gestalt der Gestalten, und die sinnliche Empfindung ist die Gestalt der empfundenen Dinge." Die hohe Wichtigkeit des Gestaltensehens oder Anschauens und seine Quelle

in der gestaltenden Hand liegt diesem Ausspruche, wenn auch noch nicht in voller Klarheit, zu Grunde.

Ich verweise hier nochmals auf die oben (Kapitel VIII, Seite 159) angeführte Stelle, in welcher L. Geiger „die Unterscheidung durch Gesichtswahrnehmung, namentlich aber das Interesse für dieselbe“ als wesentlichste Eigenthümlichkeit des Menschen bezeichnet. Was die Thiere sehen, anschauen, d. h. deutlich unterscheiden und kennen gelernt haben, das überschreitet nicht den engsten Kreis der zu ihrem Lebensinteresse gehörenden Dinge; nur bei den Affen beginnt bereits ein lebhafteres Interesse für die sichtbaren Dinge, offenbar auch im Zusammenhange mit dem durch das Klettern ausgebildeten Greiforgan und mit der Gewöhnung, von ihrem hohen Aufenthalte auf Bäumen mehr an den weitreichenden, allumfassenden Gesichtssinn als an den nur das Nächste wahrnehmenden und unterscheidenden Geruchssinn zu recurriren.

Es ist also eine Wahrnehmung, eine Anschauung der Außenwelt, eine Bekanntschaft mit derselben durch das Organ des Gesichtssinnes auch schon vor dem Eintreten der Sprache in ihren ersten Anfängen, d. h. im Keime vorhanden. Zur höchsten, zur vollkommensten Ausbildung gelangt dieselbe aber erst durch die Sprache. Ueber die Bedeutung der Sprache in dieser Hinsicht, wie sie zugleich die innere Anschauung ermöglicht, den Menschen aus dem Banne der unmittelbaren Gegenwart befreit und ihm einen Standpunkt außerhalb und über den Dingen verleiht, darüber siehe meine bereits erwähnte Schrift, Seite 94 ff.

Die Sprache hat ihren festen Halt, ihren unerschütterlichen Stützpunkt in dem gemeinschaftlichen Sehen. Wo einmal ein Gegenstand, nach einer bestimmten, sichtbaren

Eigenthümlichkeit, Object der Sprache geworden, d. h. durch ein Wort bezeichnet worden ist, da bleibt dieses an ihm haften, es verhütet phantastische Abirrung individueller Auffassung, trägt die gemachten Erfahrungen von Geschlecht zu Geschlecht, gibt dem Geiste ein Leben außer den Individuen, indem es den von Raum und Zeit viel unabhängigeren Gemeingeist schafft und kräftigt.

Was den socialen Organismus in seiner höheren Form, wie er nur in den menschlichen Genossenschaften, als Individuen höchster Ordnung (neuen Einheiten) auftritt, bildet und ausmacht, das ist Gemeingefühl, Gemeinwille, Gemein-Erkenntniß und -Auffassung der Welt als Factoren eines neu-erwachten Gemeinlebens. Alles dieses wird in seiner vollkommneren menschlichen Entfaltung nur durch die Sprache möglich.

Wie es nun einmal kam, daß die ja auch vorher schon gekannte Außenwelt, sich in jene durch die wunderbaren Laute unsterblich gewordenen begrifflichen Aequivalente, die unter der Herrschaft des menschlichen Willens stehen und ein besonnenes Reflektiren, ein Vergleichen von Allem mit Allem ermöglichen, verwandeln konnte, das muß der Gegenstand ernstester Erwägung sein und auf dem Boden des heutigen Sprachlebens, wie der zu den Urformen des Denkens zurückschreitenden empirischen Sprachforschung enträthselt werden.

„Unter allen Grundsätzen, welche sich aus der Beobachtung der Begriffsentwicklung entnehmen lassen, ist wohl derjenige der allgemeinste und gewissermaßen als Gesammtergebniß in allen anderen mitenthalten, welcher zugleich jeder Theorie von einer Unabhängigkeit des Denkens von der Sprache am Entschiedensten entgegensteht: daß nämlich zwischen Wahr-

nehmen und Benennen ein unmittelbarer Zusammenhang stattfindet; daß ein Gegenstand auf diejenige Art, welche überhaupt zur Benennung führt, wahrgenommen, nicht eine Weile unbenannt bleibt, sondern sofort nach der ersten derartigen Wahrnehmung auch benannt wird. Was dies für eine Art der Wahrnehmung sei, geht aus den speciellen Gesetzen der Benennungsentwicklung erst selbst hervor, die zeigen, welche Gegenstände die einer solchen Fähigkeit zunächst gelegenen gewesen sind. Soviel aber ist von vornherein gewiß, daß sie, sowie sie kein denkendes Anschauen der Dinge gewesen sein kann, so doch auch keine einfache Sinnesempfindung war, da durch die Sinne die Außenwelt längst vorher und in ihrer Gesammtheit wahrgenommen worden sein mußte, ehe ein Theil derselben früher, ein anderer später durch Sprachanschauung zur Benennung und durch diese zum Gedankengegenstande wurde." *)

Wenn es nun einerseits ausgemacht ist, daß die Benennung und Bezeichnung der Dinge oder vielmehr der gesammte Sprachinhalt auf der gemeinsamen Gesichtswahrnehmung beruht — und gemeinsam mußte sie ja sein, sonst hätte kein Verständniß also auch kein Wort zu Stande kommen können —; wenn es andererseits gewiß ist, daß der Inhalt der Grundanschauung aller ursprünglichen Wurzeln nichts anderes ist, als menschliche Thätigkeit, so haben wir hier zwei wichtige Leitsterne, die uns bei unserer Fahrt durch das unermeßliche Meer einer scheinbar grenzenlosen Ver-

---

*) Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft, II, p. 218.

gangenheit des Geisteswerdens sicher führen werden und uns die Zuversicht einflößen, daß wir zum Ziele, dem Ausgangspunkte der Sprache gelangen können. Es mögen daher die beiden Factoren, nämlich

1. die durch die Gesichtswahrnehmung aufgefaßte Außenwelt, und

2. die sich entwickelnde menschliche Thätigkeit an einer Reihe von charakteristischen Beispielen in ihrem stillen aber sicheren Fortgange dargestellt werden, und gezeigt werden, wie das eine früher, das andere später in den lichten Raum des Sprachbewußtseins eintrat.

Zuerst aber will ich für diejenigen, welche sich noch immer von der durchaus unhaltbaren Theorie der Schallnachahmung nicht losmachen können, folgende Stelle L. Geiger's anführen, welche zugleich sehr deutlich zeigt, welche Rolle man der Gesichtsauffassung in dem Sprachleben zuerkennen muß, wie auch, daß nur von ihr der Ausgangspunkt der Sprache genommen und auf verschiedenen Wegen zu der Bezeichnung alles dessen, was in den Bereich der übrigen Sinne gehört, geführt werden kann: „Nur wenn die sichtbare Bewegung im Sprachlaute enthalten ist, kann das Wort auch zum Ausdruck des Willens werden. Damit in irgend einer Form ein Ruf ausgestoßen werden konnte, wie geh! — mußte die Bewegung des Gehens als Vorstellung vor die Seele treten, und zwar auf eine analoge Weise, wie in dem Augenblick, da das wahrgenommene Gehen durch das Wort wiedergegeben ward. Eine solche Analogie besteht aber nur zwischen Sehen und Denken, nicht zwischen Hören und Denken. Wer will, daß jemand gehe, will nicht den Schall der Tritte, sondern die anschaulich räumliche Bewegung. Die Theorie

der Schallnachahmung schließt also für die erste Sprachperiode jede imperativische Verwendung der Sprachlaute aus, was der wirklichen Entwicklung schwerlich entsprechend ist." *)

Ich beginne mit dem zweiten Theile, der sich entwickelnden menschlichen Thätigkeit oder auch Kunstfertigkeit, da an dieser das Wesen der Entwicklung und der Wandlung der Begriffe viel deutlicher und anschaulicher sich wird zeigen lassen. Denn solche Begriffe entstehen erst mit dem Gegenstande, welchen sie bezeichnen, während die Objecte der Außenwelt auch vorher schon da waren, auch ehe sie in das denkende Vermögen, die sprachliche Anschauungsfähigkeit und somit in den Sprachschatz des Menschen aufgenommen wurden.

Wenn wir heute die vier Künste des Webens, Spinnens, Nähens und Strickens betrachten, so erscheinen sie uns als sehr besondere, in ihrer Eigenthümlichkeit sich so differenzirt darstellende, daß ein Verwechseln derselben unmöglich, der Gedanke des allen Gemeinsamen, welches zugleich der Ursprung derselben in einer fernen Vergangenheit gewesen sein muß, gleichsam ganz aus unserer Anschauung geschwunden zu sein scheint. Man könnte an Jemand die Frage stellen: Was hat denn das Spinnen mit dem Weben oder Nähen gemein? und er würde augenblicklich in Verlegenheit kommen, dieselbe zu beantworten. Und dennoch haben sich diese Künste aus einem gemeinsamen Ursprunge entwickelt und dennoch weisen die Worte, welche sich in den verschiedenen Sprachen über die Bezeichnung derselben erstrecken, auf jenen gemeinsamen Ursprung zurück, so daß also höchst wahrscheinlich an gewissen Punkten einer ehemaligen

*) Geiger, Ursprung der Sprache, p. 255.

Entwicklung die Verschiedenartigkeit noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen war, obgleich die Sache schon in ihrer eigenthümlichen Sonderrichtung sich abgezweigt hatte. Hier hat also der Sprachforscher ein fruchtbares Feld der Beobachtung und der Rückschlüsse auf ursprüngliche Culturzustände.

Die Sanskritwurzel vê*), welche in unserem *weben* gothisch bi-vaibjan (umwinden), griechisch ὑφ lautlich erhalten ist, bezeichnet die bekannte, uralte Kunstfertigkeit des Webens. Daneben aber zeigen eben die verwandten Wurzeln, wie *winden*, *wickeln*, sowie das lateinische vieo, wozu auch vimen und vitis und indirect demnach auch vinum gehört, daß die Grundanschauung nicht die bereits höchst complicirte und specielle Kunst des Webens, sondern vielmehr das *Flechten* gewesen ist. Dazu tritt nun die Bezeichnung des Weidenbaums im Slawischen als wetla, sowie auch Bezeichnungen anderer Pflanzen, welche, wenn sie nicht direct zu dieser menschlichen Kunstfertigkeit als Material verwandt wurden, dennoch *phänomenal* d. h. also in ihrem Gewirre, Geflechte eine Anschauung hervorriefen, wie die durch die gleiche menschliche Thätigkeit hervorgebrachte, also lat. viburnum der Schlingbaum, sanskr. vetra Schilf. So heißt Schilf lat. scirpus, welches dem griechischen γρῖφος Geflecht, Netz und Binse entspricht. Das deutsche Binse hängt wieder mit Binden, dieses mit winden zusammen. Die Pflanze dagegen, welche vorwiegend zum Spinnen und Weben verwandt wird, der *Flachs*, erinnert durch ihre Wurzel an den Ursprung der Kunst im Flechten, wie denn auch das

*) Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft II, p. 76 ff.

übertragene Wort Flechse (d. i. Band, Strick) bekräftigt. Necto bedeutet wieder ein Knüpfen eines Knotens; dieser Begriff des Knüpfens, Bindens, der Fessel verzweigt sich in zahlreiche wichtige Nebenbedeutungen, nämlich

1) die Verwandtschaft, nec-essarius ἀναγκαῖος, wie ja auch das deutsche Verbindung noch auf gleicher Anschauung beruht.

2) die Nothwendigkeit, ursprünglich Noth-bendig, wie das Gothische naudibandi noch die Fessel bedeutet.

3) die Noth, d. h. Qual, Fesselung, Beschränkung; eine Anschauung, welche sehr abgeschwächt auch dem heutigen verbunden, Verbindlichkeit zu Grunde liegt.

Der Begriff Stricken führt durch Strick gleichfalls direct auf das Flechten zurück, wie auch das englische knit (Knoten) knüpfen und stricken verbindet. Das latein. neo, griechisch νέω ist in dem deutschen nähen enthalten und verweist uns wieder auf die älteste Vorstellung des Flechtens, aus welchem auch das Spinnen (das im Deutschen an Spannen anlehnt) hervorgegangen ist.

So verflechten sich diese Begriffe und führen alle zu einer Uranschauung zurück, bei welcher wir die Besonderheiten schwinden sehen und welche nun, da sie das Allgemeine enthält, als der Ausgangspunkt, der Ursprung aller übrigen betrachtet werden muß. Hier verweilt nun der Sprachforscher und fragt sich, welches wohl der älteste Gegenstand solcher menschlichen Kunstthätigkeit gewesen sein möge. Nach Geiger ist hier eine Doppelrichtung schon in sehr früher Zeit höchst wahrscheinlich. Zunächst war das Flechten oder vielmehr das Aufbinden der Haare eine aus dem Schönheitssinne hervorgehende sehr frühe Uebung, wie denn auch Wolle, Haare, Flachs und Flechte häufig in der Bezeichnung mit einander

wechseln. Noch viel naheliegender aber ist die Anschauung dicht in einander geflochtener Zweige, welche auf das älteste Leben der Menschen auf Bäumen zurückweist, wo zugleich mit Benützung der vorhandenen Verschlingung der Aeste eine Herrichtung der ältesten Wohnungen oder Nester durch eigene Thätigkeit sich sehr bald einstellte. Daß daraus das Kunstprodukt der ersten rohgeflochtenen Matte sich entwickeln konnte, ist sehr einleuchtend. Die deutschen Wörter Nest, Nestel und Netz sind heute noch sprechende Beispiele uralter Zusammengehörigkeit nachmals sehr differenzirter Begriffe.*)

An diesem scheinbar unübersteiglichen Schlußpunkte der Forschung, der zugleich als Ausgangspunkt der Entwicklung betrachtet werden müßte, bleibt aber Geiger nicht stehen, sondern er sucht noch eine allgemeinere d. h. ursprünglichere Anschauung, aus welcher das Weben und Flechten sich als Specialbedeutung herleiten ließe. So vergleicht er denn einerseits Knoten, anderseits Kneten
Wirren, Wirken —— Wirken (schaffen)
Weben —— Weben (hin- u. herwogen)
und gelangt zu dem Schlusse, daß die Vorstellung des Stoßes

*) Wie sehr selbst in dem heutigen Sprachgefühl noch das Bewußtsein ursprünglicher Gleichartigkeit der in ihrer Entwicklung so verschiedenartig gewordenen Thätigkeiten liegt, geht daraus hervor, daß man z. B. das Wort Netz noch immer mit all jenen Thätigkeitsbegriffen verbinden kann. Man kann ein Netz stricken und in ein Netz verstrickt sein; französisch enlacé dans un réseau (von laqueus).

Wallenstein sagt:

Ein Liebesnetz hab' ich um dich gesponnen.

und Iphigenie:

Hat ein gleich Geschick
Mit des Avernus Netzen sie umschlungen?

und Orest:

Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder.

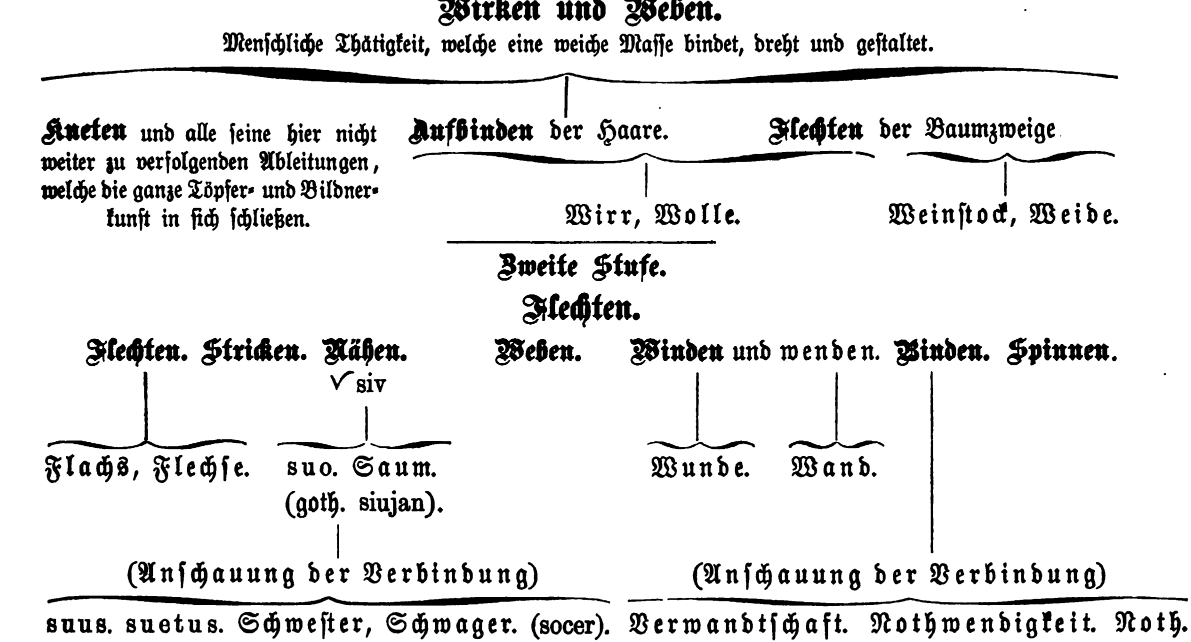
und der drehenden Bewegung wohl der Ursprung aller dieser Begriffe gewesen sein müsse: „Man wird schwerlich irren, wenn man das Bild einer unter Stoß und Drehung zusammengedrückten zähen Masse als den Keim auffaßt, woraus auf der einen Seite der Begriff des Knetens, auf der anderen der des Knüpfens hervorgegangen ist. Auf diese Weise lernen wir denn auch, um in dem Gange unserer Betrachtung nunmehr einen weiteren Schritt zu thun, zwischen den eben ins Auge gefaßten Fertigkeiten und der plastischen Kunst einen Zusammenhang ursprünglicher Auffassung erkennen, welcher uns um so aufklärender entgegenkommen muß, als beiderlei Künste den gleichen Gegensatz gegen alles Thierische wegen der scheinbaren Nothwendigkeit berechneten Wollens zum Unterschiede von der möglicherweise unwillkürlichen bloßen Trennung des Stoffes mit einander theilen." *) Denn so gering auch diese Kunstthätigkeit auch heute noch bei den wilden Völkerstämmen sein mag, „welch ein Gegensatz ist noch immer zwischen ihr und dem unbewußten zwecklosen Thun, welches wir bei bewußtlosem**) Handeln voraussetzen müßten. Und dennoch fügt sich nur ein solches in den Rahmen eines sprachlosen Zustands, kann nur ein solches dem Entstehen aller Worte, die das Handeln zum Gegenstande haben, vorausgegangen sein, wenn anders ohne Worte Vernunft wirklich unmöglich ist. Ganz anders ist es mit den Thätigkeiten des Schneidens, Grabens u. s. w., welche wesentlich auf ein Trennen des Stoffes herauskommen. Diese Trennung geht ganz von selbst vor sich, unser bloßes Dasein

*) Geiger l. c. p. 86, 87.

**) Das soll wohl heißen: mehr instinctivem.

verdrängt die uns umgebende Masse, jede Bewegung beseitigt je nach ihrer Gewaltsamkeit einen größeren oder geringeren Widerstand der Materie und bewirkt demnach mit unserem Willen, wie ohne denselben, eine fortwährende Zertheilung; ein Schritt auf weichem Grunde, das Durchwaten des Wassers, das Brechen einer Baumfrucht, das Zerbeißen der Nahrung, ein unwillkürlicher oder instinctiver Stoß oder Hieb bringen derartige Wirkungen zu unzähligen Malen anschaulich genug hervor, ohne bei dem bewirkenden Wesen den mindesten Vorrang selbst vor einem Thiere nothwendig zu machen." Das Verbinden, Flechten, Kneten und Gestalten ist aber an sich schon eine Kunstthätigkeit.

Zur Erhöhung der Klarheit möge nun ein in allgemeinsten Umrissen entworfener Stammbaum der im Obigen entwickelten Begriffe zugleich den Grundgedanken der Geiger'schen Theorie und die Art und Weise, wie eine Urwurzel und ihr Inhalt, eine Grundanschauung, in zeitlicher Entwicklung sich durch das weite Gebiet menschlicher Thätigkeit sowohl als der sich daraus ableitenden Begriffen ethischen, socialen, rein geistigen Inhalts zu erstrecken vermag, veranschaulichen. Der Leser möge nur, was ja ebenso gut hätte sein können, die in ihrer Lautbezeichnung verschiedenen Stämme als einen einzigen ansehen; denn da dieselben alle auf eine Urbedeutung zurücklaufen, wie daraus deutlich ersichtlich, daß sie sich in den verschiedenen Sprachen gegenseitig vollkommen ersetzen, so war es nur ein Werk des Zufalls, daß die eine Wurzel hier, die andere dort bei einer bestimmten Bedeutung festgehalten wurde.



Urbedeutung.
Wirken und Weben.
Menschliche Thätigkeit, welche eine weiche Masse bindet, dreht und gestaltet.
Kneten und alle seine hier nicht weiter zu verfolgenden Ableitungen, welche die ganze Töpfer- und Bildnerkunst in sich schließen.
Aufbinden der Haare.
Flechten der Baumzweige
Wirr, Wolle.
Weinstock, Weide.
Zweite Stufe.
Flechten.
Flechten. Stricken. Nähen.
√ siv
Weben.
Winden und wenden.
Binden. Spinnen.
Flachs, Flechse.
suo. Saum.
(goth. siujan).
Wunde.
Wand.
(Anschauung der Verbindung)
(Anschauung der Verbindung)
suus. suetus. Schwester, Schwager. (socer).
Verwandtschaft. Nothwendigkeit. Noth.

Nachdem wir nun eine Wurzel verfolgt, bei welcher der Begriffs- und Bedeutungswandel hauptsächlich durch die an der Thätigkeit selbst sich vollziehende Aenderung zu Stande gekommen ist, wollen wir noch eine andere verfolgen, deren Ausgangspunkt nicht gerade menschliche Kunstfertigkeit gewesen ist, sondern vielmehr eine Thätigkeit, welche nach der oben von Geiger scharfsinnig aufgestellten Unterscheidung dem Menschen zugleich mit dem Thiere gemein gewesen sein kann, so daß also die Frage hier offen bleibt, ob der Mensch dieselbe zuerst an seines Gleichen oder an dem Thiere mit besonderem Interesse wahrgenommen und indem er in sympathischem Verständnisse derselben, mit nachahmender Bewegung und zugleich ausgestoßenem Tone, gegen dieselbe reagirt habe, einen ersten Anfang der Sprachbezeichnung erschaffen habe. Es ist die in Kapitel X erwähnte Wurzel mṛd, deren zahlreiche Verzweigungen im Lateinischen zuerst Agathon Benary entdeckte und dabei zur Bewunderung über die reiche Entfaltung der Sprache mit den geringsten lautlichen Mitteln hingerissen wurde. Wir werden hier hauptsächlich zu erwägen finden, wie ein von ursprünglicher Anschauung der Thätigkeit ausgehender einfacher Begriff über die Welt der Objecte seine Netze auszubreiten, und dieselben sowohl nach den ganz verschiedene Sinnesthätigkeiten anregenden Eigenschaften als, daraus hergeleitet, auch diese Sinnesthätigkeiten selbst, welche doch sich offenbar der Wahrnehmung durch das Auge entziehen, zu benennen d. h. zum sprachlichen Eigenthum zu machen im Stande sein konnte.

Die Wurzel mard,*) welche mit ihren Nebenausläufern

---

*) Geiger, Ursprung der Sprache, p. 158.

mar und mal, im Sanskrit mit der Grundbedeutung „mit den Händen zerreiben, zerschlagen, zerbröckeln, auch zertreten" auftritt, hat sich im Lateinischen in mordeo auf den Begriff des Beißens fixirt. „Man kann", sagt Geiger, „zweifelhaft sein, ob die ersten Sprachlaute das Scharren, Reiben, Beißen ohne Unterschied als heftige, sichtbare Bewegung des thierischen Körpers bezeichnet haben mögen, oder ob eine bestimmte Bewegung, in diesem Falle also das Beißen, als ein Zucken, eine Verzerrung des menschlichen oder thierischen Mundes der Ausgangspunkt der Begriffs-Entwicklung gewesen sei." Geiger entscheidet sich für letzteres; ich dagegen sage schon hier, was ich in den nächsten Kapiteln zu beweisen gedenke, daß dieses ein Irrthum ist und daß der Begriff nothwendig von dem sichtbaren Zerreiben, Zerbröckeln ausgegangen sein muß, von wo aus er dann den Weg zu dem Zermalmen der Speisen mit den Zähnen genommen hat, daß also sowohl mordeo beißen, wie mando kauen secundäre Begriffe genannt werden müssen. An die Wurzel mṛd schließen sich Sansk. mṛdus = βραδύς = bardus, durch Alter weich und aufgerieben, daher von den Objecten auf den Lebenden übertragen: träge, langsam, kraftlos. Mare, Meer und Moor führen durch den Begriff des Morastigen, des lehmartig Halbflüssigen auf dieselbe Urbedeutung der breiig zerbröckelten Masse, in welcher der Mensch, nach Goethe, so früh schon zu mantschen und zu pantschen liebte. Verstärkt durch den in den indogermanischen Wurzeln so häufigen Anlaut s erscheint uns das Wort in dem deutschen schmieren, dem Gothischen smarna, dem Latein. sordes, deutsch Schmutz. Ebenso leitet das griechische μορύσσω und μολύνω besudeln zu den entsprechenden Ableitungen σμάω, σμήχω, σμώχω

reiben, schmieren. Durch sordes und sordidus gelangen wir über den Begriff Schmutz zu dem Begriffe dunkele Farbe, welcher im Deutschen durch schwarz, im Griechischen durch μέλας vertreten ist, noch deutlich auch in μόρος, murus, die schwarze Maulbeere auftretend. Im Lithauischen ist smala Theer, im Polnischen smark, mucus, Schleim, Rotz und smola Pech, Harz. Der Begriff des Abstreifens specialisirt sich im Griechischen mit vorgesetzten Vocalen in ἀμέρδω, ἀμέργω und ὀμόργνυμι abwischen. Das ursprüngliche Zerreiben des Getreides zwischen Steinen stammt ebenfalls aus dieser Grundbedeutung und ist die Wurzel einer zahllos ausgebreiteten Familie, wozu das deutsche Mahlen, Mühle, lateinisch molo, griechisch μύλη gehört. Die Eigenschaften mürbe, μαλακός und mollis gehören gleichfalls hieher. Im Ahd. ist mâlôn gleich malen d. h. pingere, im Goth. mêljan gleich schreiben, beide vom Aufstreichen, Aufschmieren der Farbe benannt, wie litera von linere. Das Sanskrit mala, Lehm und Schmutz, steht in naher Begriffsverbindung mit dem Nhd. Mal = Zeichen (vgl. Muttermal, latein. macula) und vereinigt die scheinbar weitabliegenden Wörter Lehm und Mehl. Andererseits sind mahlen und malen aus verwandten Wurzeln im Laute ganz zusammengetroffen. „Die Grundbedeutung ist in beiden: mit den Fingern reiben oder streichen; und wie nahe berühren sich die Bezeichnungen für dieselben beiden Begriffe im Lateinischen pingo und pinso!" (Geiger). Ein anderer Seitenzweig der Wurzel bildet Sansk. mrg' abreiben und streicheln, wozu das schon genannte ἀμέργω sowie ἀμέλγω, latein. mulceo und mulgeo, deutsch melken und Milch gehören. Dagegen führt uns das lateinische merda (merde) zu dem Begriffsübergange der im polnischen smród

Gestank zu Tage tritt. Das Malz lehnt sich an die Anschauung des erweichten Getreides, wie schon die Verwandtschaft des mit dem Anlaut s versehenen Schmelzen, Schmalz beweist. Eben dahin gehört Sanskrit mêdas, deutsch Mark, woher das Lateinische medulla seinen Ursprung nimmt. Das Zermalmen, Zerbröckeln ist auch die Grundanschauung des gothischen mulda weiche Erde, wozu Mulm, Mull, Moltwerf (Maulwurf) gehören. So lösen sich aus derselben gemeinsamen Wurzel zwei Anschauungen, von denen die eine zum Meere die andere zur Erde führt, und mit Recht gibt Geiger, da er die Spur der Worte verfolgend bis zu dieser ursprünglichen Tiefe dunkelsten Verschwimmens der objectiven Welt in dem engen und schwach beleuchteten Raume der erst aufdämmernden Vernunft gelangt ist, seinem Staunen einen Ausdruck in folgenden Worten:*)

„Wir sind in der Geschichte des Begriffs zu einem Punkte gelangt, wo wir von ihm verwirklicht sehen, was der römische Dichter vom Chaos der Urzeit sagt:

Einst war Alles vereint zu vermischt unförmlicher Masse,
Eine Gestalt noch erschien Himmel und Erde und Meer.

Welch eine Erscheinung mag die menschliche Vernunft wohl in den fernen Tagen jenes begrifflichen Chaos dargeboten haben, wo von ihrem Inhalte der Satz gelten konnte:

Da wo die Erde sich fand, da war auch Meer noch und Himmel.

Welche Zeiträume müssen verflossen sein, bis in langsamen Niederschlägen die Schichten mannigfaltiger Begriffsbildung eine der anderen folgend, sich gelagert hatten!"

Daß aus einem Mittelbegriffe wie Marsch, Moor und Morast der Gedanke ebensowohl das Flüssige, also das

*) Ursprung der Sprache, p. 153.

Meer, mare, altgall. more, wie auch das Feste, also die anfangs weich aufgefaßte Erde durch Entwicklung und Specialisirung erreichen konnte, das erscheint uns auch heute nicht unverständlich, ebenso wenig als daß dieser Mittelbegriff auf die Thätigkeit des Zerbröckelns, Zermalmens, als Uranschauung, zurückführt, und daß diese, die menschliche Thätigkeit begleitend, in die scheinbar so weit auseinander liegenden Beschäftigungen des Getreidemahlens, des Bildermalens, des Melkens und Früchteabstreifens sich verzweigen konnte. Viel merkwürdiger schon ist es, daß das Aufschmieren den Farbenunterschieden den Namen gab, daß Wörter wie μέλας und schwarz aus ihnen hervorgehen und daß dasselbe Wort das in ἀμαυρός das Dunkele bezeichnete, dann auch die mangelnde Fähigkeit der Sinneswahrnehmung, also die Blindheit zu objectiviren vermochte. Als einmal die Farbenbenennung erreicht war, da finden wir es natürlich, daß diese, sich über die mannigfaltigsten Objecte der Außenwelt ergießend, Pflanzen und Thiere in den Bereich der Sprachbezeichnung hereinzauberte; wie auch andererseits, in einer wohl späteren Periode, die an so vielen Thieren wahrgenommene Thätigkeit des Zerbröckelns und Zermalmens zu einem neuen Reichthum von Benennungen und genauerer Auffassung führen konnte.

Auch ethische Begriffsbildung geht von unserer Wurzel aus, indem das Zermalmte und Weiche auf die Schwäche des Charakters übertragen wird, so mollis, μαλακός und das schon erwähnte mṛdu, βραδύς. Es ist nicht unmöglich, sagt Geiger, daß sowohl malus schlecht, wie auch melior besser von dem gleichen Stamme mit der Grundbedeutung weich ausgegangen sind. Wir brauchen dabei nur an die Geschichte

des deutschen schlecht zu denken, wo man das Schlichte, Einfache anfangs von der guten Seite, dann aber nur von der üblen Seite anzuschauen sich gewöhnte. So konnte die weiche, d. h. reife Frucht zum Begriffe gut, das Weiche, Zerriebene, Kraftlose zur Bedeutung schlecht, träge, dumm führen. Auf einem anderen sehr ernsten Begriffsfelde sehen wir die Wurzel sich zu Mord und Tod entwickeln. Sowohl mṛidh verletzen, als μαραίνω aufzehren, schwindenmachen, abzehren und verlöschen, wozu das lateinische marceo gehört, wie auch das homerische μάρναμαι kämpfen, bilden die Uebergänge. Sanskrit mṛidh Schlacht, mṛidha Feind. Sodann das lateinische morbus und die allgemein verbreitete indogermanische Wurzel mṛi sterben, lat. mors, morior, welche im griechischen nur in βροτός, ἄμβροτος erhalten ist. Warum gab die griechische Sprache diese Wurzel auf und gebrauchte die Wurzel θαν, die von der Anschauung des Tödtens ausgeht (θείνω)? Vielleicht weil dem griechischen Munde die Anlautgruppe zu hart erschien, vielleicht auch weil die Wurzel sich nicht in dieser Form weiter entwickeln konnte, da sie die Stelle schon durch eine gleichlautende βορ, lat. voro, βιβρώσκω essen, besetzt fand, ähnlich wie die französische Sprache das Wort sauvage für Rettung mied, weil sie schon sauvage wild aus silvaticus gebildet hatte.

Ich habe im Vorausgehenden nach Geiger in den allgemeinsten Zügen ein schwaches Bild von dem Wachsen, Entwickeln und sich Verbreiten ursprünglicher Wurzeln zu geben versucht, woraus der Leser einen Schluß zu ziehen vermag auf den ganz unermeßlichen Hintergrund unglaublich verzweigter Anschauungswurzeln, welche im ewigen Wechsel und Wandel zu concreten Begriffsbildern bald an bestimmter

Stelle festgehalten werden, bald so lange vorrücken, bis sie einen nothwendig gewordenen Begriff zu dem Besitz der Sprache hinzufügen oder auch einen überflüssig gewordenen verlassen und entweder ganz verschwinden oder ihren Inhalt mit einem vielleicht gerade entgegengesetzten vertauschen.

Der Leser wird auch aus dem Gegebenen schon den Schluß ziehen, daß bei einer so unglaublichen Triebkraft und Sprossungsfähigkeit der Sprache es keine allzugewagte Behauptung sein dürfte, daß von einer einzigen Sprachwurzel aus das ganze Gebiet der Sprache durchlaufen werden kann, sowie daß die Ansicht Geiger's von dem Ursprunge der Sprache aus Einem oder sehr wenigen Urlauten eine fast unbestreitbare Wahrscheinlichkeit gewinnt. Sobald einmal eine Anzahl von Wurzeln, wenn auch mit ganz unbestimmten Anschauungs- und Begriffssphären, sich gebildet hatten, da mußte bei dem unendlichen Discursus etwas der Erscheinung Aehnliches eintreten, die uns die organische Natur darbietet, in welcher eine unglaubliche Zahl von Keimen und Samen auf allen Stellen, wo Leben gedeihen kann, sich niederlassen, und nur diejenigen Formen, die am meisten geeignet sind, die vorhandenen Bedingungen sich anzueignen, zur Entwicklung gelangen. „Nun leuchtet es von selber ein", sagt Geiger *), „daß ein Begriff, indem er von einem bestimmten Laute aus über viele oder alle anderen rings umher fortwandert, hierbei auf jedem neuen Felde mit einem anderen, dasselbe bereits besitzenden Begriffe zusammentreffen und ihm seinen Laut, sowie dem Laute seine Bedeutung streitig machen könne."

*) Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft, I. p. 153.

Es ist darum verständlich, wie im Laufe der Entwicklung eine jeder Darstellung spottende Specialisirung und Nuancirung der Begriffe eintreten mußte, und alle Versuche, die Sprache in einem bestimmten Zeitpunkte festzuhalten oder auch ein nur ganz rohes Bild ihres unaufhaltsamen Entwicklungslebens auch nur in einem kleinen Theile zu geben, müssen zu dem beschämenden Eingeständnisse führen, daß ein solches Unternehmen ganz unmöglich ist. Die Sprache hat, wie alles Lebendige in allen ihren Theilen und auf allen Punkten etwas Incommensurables. „Außer etwa in eng verwandten Sprachen", sagt Pott*) mit Recht, „sind keine zwei Sprachzeichen zu finden, welche sich völlig deckten; schon die verschiedenen Laute, woraus sie bestehen, befestigen eine Kluft zwischen ihnen, die durch nichts auszufüllen ist. Uebersetzungen aus einer Sprache in die andere können schon deshalb nie, wie trefflich sie auch sein mögen, etwas anderes werden, als approximative Ausgleichungen des an sich Incommensurablen."

Es mußte mir genügen, in dem Obigen den Beweis zu liefern, daß bei aller Begriffsentwicklung die weitauseindergehenden Verzweigungen und Verästelungen alle sich zurückverfolgen lassen in eine Vorzeit primitiven Sprachlebens, in welchem höchst einfache Grundanschauungen, welche trotz ihrer Einfachheit aber ins Unbestimmte verschwimmen, den einzigen Besitz der menschlichen Vernunft und die Quelle ihres künftigen Reichthums ausmachen.

Diese mit lautlich verschiedenen Wurzeln verbundenen Grundanschauungen zu ermitteln, muß die Aufgabe der nach

---

*) Etymol. Forschungen I, 148.

dem Ursprunge der Sprache, der Auflösung des größten Räthsels, gerichteten empirischen Sprachforschung sein. Wir haben gesehen, in welcher Weise dieses möglich ist.

Die von Geiger in so genialer Weise begründete linguistische Archäologie, welche auf ähnliche Weise, wie etwa ein künftiger Sprachforscher aus dem Worte Feder für Schreibwerkzeug den Beweis liefern könnte, daß man sich ursprünglich der Vogelfeder zum Schreiben bediente, Licht in die urältesten Culturstände wirft, und das an sich schon Wahrscheinliche zur Gewißheit erhebt, daß der Mensch Sprache besaß, ehe er Werkzeuge hatte, ist auf den unumstößlichen Satz gegründet, daß wo zwei Bedeutungen in einer Wurzel zusammenfließen, die rohere, ursprüngliche die älteste gewesen sein muß. Wenn also z. B. Schneiden und Reißen die gleiche Wurzel darbieten, so geht daraus hervor „daß die vermittelten Handlungen des Menschen nur Entwicklungen aus unvermittelten sind, d. h. daß das Werkzeug ursprünglich nicht ersonnen, sondern in irgend einem zur vermittelten Anwendung reizenden Gegenstande fast zufällig gefunden ward; und daß eine plötzliche Umgestaltung z. B. des Reißens in das Schneiden niemals stattgefunden hat, sondern nur eine allmähliche, bei welcher das helfende Instrument fort und fort an Selbständigkeit gewann, wie es ja auch heute noch thut, die menschliche Hand immer mehr und mehr verlassend und endlich für sich allein arbeitend als Maschine.“ *)

Bietet nun die Sprache, wenn wir sie auf diesem Wege verfolgen, außer über ihren Inhalt, auch Aufklärung über

*) Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft II, p. 48.

sich selbst? So lautet die Frage, welche uns jetzt beschäftigen wird. Kann man bei dem Rückwärtsverfolgen der Wurzeln, bei dem Vergleichen aller Anschauungen, die in ihnen zum Ausdrucke und zur Entfaltung gelangten, sichere Rückschlüsse thun auf irgend eine allgemeine, und doch sehr bestimmte Anschauung, welche indem sie etwas allen Gemeinsames enthielt, das sich nach besonderen Typen specialisirte und differenzirte, die Grundanschauung, das erste Gesichtsobject genannt werden kann, aus welchem der erste Sprachlaut erfolgte, mit welchem wir also an dem wahren Ursprung der Sprache angelangt wären? Oder versagt die Forschung, als ein Werkzeug von allzuschwacher Tragkraft, gegenüber dem unermeßlichen Zeitraum und der blendenden Tageshelle der Entwicklung, die uns von jenem nächtlichen Dunkel trennt? Unser genialer Führer verlor die Zuversicht nicht. Er verspricht uns in das eigentliche innerste Heiligthum der Sprache und des Geistes zu führen, an die Stätte, wo der heilige Funke der Menschenvernunft aus ewigem Dunkel zuerst entsprang. „Es ist ein stolzer und hoffnungsvoller, das menschliche Denken zu kühnem, männlichem Streben aufrichtender Gedanke, der uns spornen kann, unablässig die Natur auch um ihre letzten Räthsel zu befragen und an der endlichen Lösung auch ihrer tiefsten Geheimnisse nicht muthlos zu verzweifeln, wenn wir sehen, daß die Geschichte uns den Einblick in jene wunderbaren Thatsachen nicht weigert, und daß eine exacte Wissenschaft von den ersten Anfängen der Sprache nicht nur möglich, sondern wirklich gegeben ist." *)

*) Ursprung der Sprache p. 167.

Wir wollen nun in dem nächsten Kapitel das was Geiger theils als Andeutungen, theils als bestimmte Behauptungen über die Sprachentstehung an verschiedenen Stellen zerstreut hinterlassen hat, zusammenstellen, um endlich unsere eigene abweichende Meinung gegenüberzusetzen und aus der Natur der Sprache und des Verstehens zu begründen.

XIII.

Geiger's Ansicht über den ersten Sprachlant und sein Object.

Welches das erste Sprachobject gewesen sei, darüber herrscht, wie ich im Folgenden zeigen werde, in Geiger's Ansichten ein eigenthümliches Schwanken, das ihn bald die Meinung aussprechen läßt, es sei wohl die Anschauung eines heftig bewegten Thiers gewesen, welche den ersten Sprachlaut verursacht habe, bald auch wieder ihn auf das näherliegende Beachten und Bemerken des menschlichen Angesichts hinweisen läßt. Ueber das Eine aber, daß es ein Gesichtseindruck gewesen sei, der den ersten Sprachlaut verursachte, ist er keineswegs im Zweifel, sondern dies spricht er mit der größten Zuversicht und Gewißheit aus, und wir wollen deshalb gerade diese Stelle als feste Basis, die uns nachmals erlauben wird, von ihr aus die Geiger'sche Ansicht kritisch zu beleuchten, vorausschicken. Sie lautet:*)

„Das Ergebniß, welches das Object des ersten Sprachlauts betrifft, ist übrigens ganz unabhängig von der Vorstellung, die man sich von der Art machen mag, wie dieses Object den Sprachlaut bewirkt; es selbst und besonders seine vorwiegende Sichtbarkeit, ist nicht im Mindesten hypothetisch, sondern vielmehr völlig durch die thatsächliche Erfahrung festzustellen."

*) Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I., S. 26.

Nun mögen die erwähnten Stellen der Reihe nach folgen und zwar in historischer Ordnung nach der Zeit der Aufeinanderfolge von Geiger's Schriften:

(Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I, S. 24.) „Der Sprachschrei erfolgt ursprünglich nur auf den Anblick eines in krampfhafter Zuckung oder gewaltiger wirbelnder Bewegung befindlichen thierischen oder menschlichen*) Körpers, eines heftigen Zappelns mit Füßen oder Händen, der Verzerrung eines menschlichen oder thierischen*) Gesichts, insbesondere des Verziehens des Mundes und der Wimperbewegung der Augen. Bei einem großen Theile der eben erwähnten zum Sprachlaute reizenden Objecte findet die Bewegung begreiflicher Weise nicht lautlos statt; die Verzerrung des Mundes z. B. wie das Wort sie darstellt, ist sogar nicht ohne einen sie begleitenden murrenden oder brummenden Ton aufgefaßt worden; allein der ungestörte Fortgang zu dem nicht Lautbaren zeigt uns überall, daß höchstens nur der Gesammteindruck auf Gesicht und Gehör zugleich, gewiß nicht der auf das letztere allein zum Sprachlaute führen konnte. Man kann daher auch den ersten Sprachact sehr wohl als Nachahmung erklären, aber man muß sich hüten, hierunter die sogenannte Schallnachahmung zu verstehen. Bei dieser kommt es auf Wiedergabe des besonderen Lautes an, sei dieselbe nun absichtlich oder nicht; die Sprache hingegen wird gar nicht durch den Laut an sich gereizt, geschweige durch seine nachzubildende Verschiedenheit, sondern bloß durch das, seinem Erfolge nach wohl auch lautbildende Zucken, sowie Geberden- und Mienenspiel. Richtiger vielleicht würden wir die der Sprache

*) Man beachte hier die umgekehrte Anordnung!

zum Grunde liegende Nachahmung als ein Mitgrinsen auffassen, welches mit absichtsloser Treue das in Auge und Ohr aufgenommene Bild auch für Auge und Ohr widerspiegelte, so daß in seiner ersten Anlage das Wort seinem Objecte insofern vielleicht allerdings entsprach, als das nachgeahmte menschliche Wesen einen dem mit der Nachahmung verbundenen Laute sehr ähnlichen Laut ausgestoßen haben mochte. Doch auch alsdann kann der jenes grinsende Widerspiel des Sichtbaren, selbst wo dasselbe Nachahmung eines in der Regel auch hörbar werdenden Mienenspiels war, begleitende Laut nur ein Ausdruck des zwingenden Gefühls gewesen sein, wie ein Aufschrei oder wie der Seufzer, nicht aber zu dem lautlichen Urbilde in irgend einem Verhältnisse besonderer Aehnlichkeit gestanden haben; er kann namentlich nicht Thierlaute nachgebildet haben, da er im Gegensatze zu diesen durchaus artikulirt und nicht Geschrei ist; wie denn auch die Sprache zur Bezeichnung der thierischen Laute, z. B. brüllen, brummen erst mittelbar, hingegen zur Darstellung ganz zufälliger alltäglicher Bewegung und der dabei hörbar werdenden Geräusche, wie beim Essen, Trinken, Husten, bei unwilligem Murren und Schmollen weit unmittelbarer gelangt, mit welchen in der That der Sprachlaut seiner organmäßigen Bildung nach etwas Verwandtes hat."

Zur Aufklärung des letzten Satzes will ich hinzufügen, daß Geiger, der sonst überall die onomatopoetische Entstehung der Sprache mit Recht verwirft, bei Ausdrücken wie schmatzen, muffeln u. s. w. die Onomatopöie nicht läugnen kann. Dieser Umstand hätte für unsere Frage aber nur dann einen Werth, wenn solche Wörter bereits am Anfange

der Sprachbildung erschienen und nicht vielmehr als spätere, von anderen Wurzeln hergeleitete Anähnlichungen, Assimilationen, wie die Sprache deren viele aufweist (vgl. Kukuk, Rabe, Krähe), aufzufassen wären.*)

(Ebendaselbst S. 41.) „Es muß irgend etwas in vorzüglichem Grade Wirksames, die Aufmerksamkeit Reizendes, die Einbildungskraft Erschütterndes eintreten, was ein mitten in dem Gewirre der Erscheinungen befindliches Sonderwesen, ein Thier, einen Baum, einen Felsblock auch gesondert in das Bewußtsein fallen läßt.... Das bis zur Mitbewegung fortreißende lebhafte Mitgefühl für eine vor den Augen halbmenschlicher Geschöpfe plötzlich zuckende oder leidenschaftlich und gewaltsam erschütterte thierische Gestalt führte, nachdem der Laut diese erste objective Wahrnehmung zum dauernden und ruhigen Besitze der Seele umgeschaffen und so die Fähigkeit für eine weitere vorbereitet hatte, zum Auffassen auch der Gestalt selbst, an welcher jenes Interessante vorgegangen, die um dessentwillen selbst Gegenstand des Interesses geworden.“ Zur Widerlegung des hier ausgesprochenen Irrthums füge ich folgende Stelle Geiger's bei:

(Ebendaselbst S. 108.) „Unter den Begriffen wuchern nicht selten solche, deren Gegenstand uns unbedeutend, geringfügig und an Eindruck auf die Sinne wenig mächtig scheint, in übermäßigem Reichthum in der Sprache, während oft das Wichtigste und Naheliegende, und Manches, was für sich genommen, vielleicht von jenem nicht allzusehr

*) Vgl. Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I, S. 168, und Ursprung der Sprache, S. 253.

verschieden ist, sich ganz vergessen findet. So sind z. B. in allen Sprachen Worte für Schale häufiger, als solche für Auge und Fleisch*), und kleinlich vereinzelte Begriffe wie der: „die Hand oder den Fuß in eine lehmartige Flüssigkeit tauchen und darin plätschern und rühren", nehmen einen ganz unverhältnißmäßig großen Raum ein; aus keiner anderen Ursache, als weil gerade diese dem Ausgangspunkte aller Begriffsentwicklung sehr nahe liegen, und auf sie die Wahrnehmung, nicht etwa wegen einer absolut größeren Wahrnehmbarkeit oder Anschaulichkeit, sondern durch ihre eigene bis dahin eingeschlagene Richtung und die nach jener Seite hin vollkommener entwickelten Schärfe des Bemerkens*), leicht und oft, wie auf etwas Zeitgemäßes, d. h. in der zufällig erreichten Entwicklungsstufe nothwendig Bedingtes und gleichsam reif Gewordenes, verfiel."

Dazu noch folgende wichtige Stelle, welche fast direct auf die von mir zuerst aufgestellte Theorie hinweist:

(Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft I, 198). „Es muß eine Zeit gegeben haben, wo der Mensch eine Menge Begriffe von Eigenschaften sowohl als Gegenständen nicht auszudrücken vermochte, obgleich er Sprache längst besaß und zwar nur darum, weil sie von dem Mittelpunkte der Begriffskreise entfernter lagen, wie derselbe anfänglich mit der Wurzel entstanden war. Warum das Zeitwort dieser Mittelpunkt gewesen ist, warum Dinge lange Zeit hindurch nur mit der bestimmt vorwaltenden Erinnerung irgend einer Eigenschaft nennbar blieben und unter welchen Bedingungen überhaupt das eine früher, das andere

---

*) Warum, das wird der Leser im nächsten Kapitel erfahren.

später Aufnahme in die Reihe der Begriffe fand, dies sind augenscheinlich auf die Natur und den Ursprung alles Sprechens selbst gerichtete Fragen, auf welche verschiedene Grundanschauungen verschieden, am wenigsten vielleicht diejenige antworten kann, welche die Sprache von äußeren Bedürfnissen abzuleiten und also Begriffe von Vater und Mutter, Speise und Trank an ihre Anfänge zu setzen liebt; indeß die Erfahrung anstatt aller Voraussetzung zunächst die vorläufige Aufgabe hat, von dem Bekanntesten ausgehend, die Ursache und Bedingung des jüngsten geschichtlich gegeben Zuwachses an Begriffen zu untersuchen und die Veränderungen festzustellen, welche durch diese stufenweise Vermehrung in dem Geiste erweislich vor sich gegangen sind."

Nun fahre ich fort in der Aufzählung der Stellen über das Entstehen des ersten Sprachlauts:

(Ebendas. S. 64). „Die Form, unter welcher das Empfinden dem Menschen verständlich wird, ist, wie sich im Einzelnen durch Wortforschung bestimmt erweisen läßt, die Mitempfindung, es ist eben jener Reiz, welcher die Sprache selbst am Anfange der menschlichen Seele zu entströmen zwang; Sympathie, welche der Anblick der empfindungentsprungenen Bewegung unwiderstehlich wachrief, und zu einem Mittönen zugleich der Bewegung und der Empfindung in dem Anschauenden gestaltete."

(Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I, 228). „Die Sprache ist begreiflichermaßen von Anfang an ein gemeinsames Erzeugniß. Was nur von einem Einzigen empfunden oder wahrgenommen werden kann, würde unverständlich verklingen; und wenn auch der erste Keim des Wortes, wie ein Schrei, auf eine bloße Anre-

gung des Organismus von außen erfolgen konnte, so ist doch Nichts, was wirklich Sprache heißen könnte, ohne alle Wechselwirkung der Menschen auf einander denkbar. Von welchen Eindrücken der Sprachlaut ursprünglich ausgegangen, und ob er nun, wie Schrei und Gesang, von einer unmittelbaren und wesentlichen Naturwirkung auf das Mitgefühl begleitet gewesen sei oder nicht; so ist ihm doch thatsächlich eine zufällige und anentwickelte Wirkung eigen, vermöge deren er nicht sowohl naturgemäß ergreift, als gleichsam durch künstliche Verbindung an seinen Gegenstand erinnert."

(Ebendas. II, 48). „Der ebenso allmähliche als vollständige Uebergang des menschlichen durch leblose Hülfsmittel unterstützten Handelns, wenn wir es rückwärts verfolgen, in ein thierisches, geht aus tausenden von Fällen unwidersprechlich hervor: es ist ein unverbrüchliches Gesetz, daß alle Wörter, welche mit Werkzeugen erreichte Wirkungen bedeuten, oder welche die Werkzeuge selbst benennen, von der Anschauung eines thierischen Handelns und Wirkens aus entwickelt sind. Ein Wühlen, Scharren, Nagen, ein Trennen und Verbinden der Dinge durch ungestüme Bewegung von Händen und Füßen, Zähnen und Nägeln, auch wohl des ganzen Baues ist das Einzige und Letzte, was uns an solchen Worten endlich noch bleibt; auch unterscheidet die Sprache zwischen diesen verschiedenen thierischen Bewegungen nirgends mit Bestimmtheit; und was den Urzustand des Menschen und seine eigene Meinung von seinen Handlungen in ein noch gewisseres und helleres Licht stellt: eben dieselben Worte waren, wie aus etymologischen Erscheinungen nachweisbar ist, ganz ohne Unterschied, wenn nicht vorzugsweise, von Thieren auch selber im Gebrauche."

(Ebendas. II, S. 70). „Auch die thierische Thätigkeit des Menschen, auch die Grundgestalt seiner in der Folge Kunst gewordenen Handlung, muß von einer anderen und älteren Anschauung aus in die Sprache eingedrungen sein; denn wir dürfen die Frage nach dem Ursprunge eines bestimmten Begriffs aus einem anderen niemals aufgeben, so lange die Sprache ihn nicht etwa durch ganz unzweideutige Kennzeichen, wenn es deren gibt, für ursprünglich und nicht weiter erforschlich erklärt. War es, weil das unbewaffnete Handeln des Menschen seinem Begriffe nach mit dem thierischen in der Sprache zusammenfällt, vielleicht noch zweifelhaft, von welcher Seite die Anschauung ausgegangen

und ob etwa an eine Vermenschlichung des Thiers zu glauben sei,

so muß dieser Zweifel bei einem weiteren Schritte rückwärts sich jedenfalls entscheiden, und wie sehr der Gedanke einer solchen Vermenschlichung dem unmittelbaren Naturgefühle widerstreben mußte, welches nie aufgehört hat, dem Thiere die größere Ursprünglichkeit zuzugestehen; wie unwahrscheinlich es uns ferner erscheinen mag, einen Begriff wie z. B. graben bei seinen vielfachen Berührungen mit solchen wie kratzen und nagen auf eine bestimmte Anschauung, wenn auch nur des thierischen Wühlens, von welcher der Boden oder ein ähnliches äußeres Object untrennbar wäre, zurückzuführen:

so ist volle Gewißheit doch erst aus der Beantwortung der Frage zu erwarten, was graben, kratzen, nagen ursprünglich, d. h., vor ihren gegenwärtigen Begriffen bedeuteten, und von welchem Punkte aus die Vernunft zu diesen Anschauungen gekommen sei? eine Frage,

welche freilich unendlich über die Tragweite jener anderen hinausgeht, um derentwillen sie hier aufgestellt ist; indem sie sich von der gesetzlichen Veränderung des Sprachinhaltes bloß in Folge der Culturentwicklung der Gattung zu inneren Entwicklungsgesetzen des Begriffs selbst erhebt."

Dieser etwas langathmige Satz, den ich noch dazu abgekürzt habe, bedarf der Erklärung. In ihm tritt das Schwanken Geiger's „Mensch oder Thier?" gleichsam in ein Gleichgewichts-Stadium, das Zünglein der Wage steht ein, er vermag, noch so weit zurückgehend in das urweltliche Dunkel ältester Sprachbezeichnung, kein Moment zu entdecken, das mit Bestimmtheit dafür spräche,

ob es entweder eine menschliche oder eine thierische Bewegung, Thätigkeit, Geberde

gewesen sei, deren Anschauung den ersten Sprachlaut erweckt habe. Eine solche Entscheidung erscheint uns bei dieser Fragestellung sogar fast unmöglich; wie sollte eine Unterscheidung durch die Sprache aus jener ältesten Zeit erhalten sein zwischen Wesen, die sich ja kaum selbst unterschieden, wie das Thier und der noch ganz thierähnlich zu denkende Mensch? Gleichwohl versichert Geiger, daß dieser Zweifel zu lösen sei; und zwar dadurch, daß man einen indifferenteren, allgemeineren Begriff zu erreichen d. h. zu construiren suche, aus welchem nachmals jene anderen, nämlich graben, kratzen und nagen durch Differenzirung d. h. Besonderung, größere Bestimmtheit sich entwickelt hätten. Indessen weist er nicht undeutlich darauf hin, daß die größere Wahrscheinlichkeit des Sprachursprungs aus dem Anblicke eines krampfhaft zuckenden, heftig bewegten Thieres sich begründen lasse:

1) dadurch, daß das Naturgefühl dem Thiere größere Ursprünglichkeit zuerkenne; daß deßhalb ein Uebertragen thierischer Bewegung auf Menschen wahrscheinlicher sei, als umgekehrt. Ich gestehe, daß mir dieser Grund ganz unverständlich ist. Wenn der Mensch ursprünglich zwischen sich und dem Thiere keinen Unterschied machte, wie kann man da behaupten, daß es eine Vermenschlichung des Thiers sei, wenn man von ihm sagte: es scharrt, es beißt.

2) weil Kratzen und Nagen viel anschaulicher sei, als das Graben, von welchem der Boden nicht weggedacht werden könne. Bei der Aufstellung meiner eigenen Theorie werde ich zeigen, daß dies gerade der wichtigste Grund ist, die menschliche Thätigkeit in den Vordergrund zu stellen. Denn an der Wirkung haftete die Anschaulichkeit der Thätigkeit in der ältesten Zeit, nicht aber an der Bewegung selbst. Gerade das äußere Object, welches die Wirkung erfuhr, mußte zuerst in den Anschauungskreis, die Phänomenalität treten. Doch ich will nicht vorgreifen.

Genug, in seinem Hauptwerke legt Geiger das eigentliche Schwergewicht mehr auf Seite des Thiers. Die thierische Bewegung ist in der Sprache primär; es scheint ihm daraus hervorzugehen, daß der Mensch von deren Anblick gereizt, sie zuerst durch den Laut fixirt und nachmals auf seine eigene Bewegung übertragen habe. Nur für die eigentlich menschliche Thätigkeit des Wirkens, Webens, Knetens und Bindens scheint er eine ursprüngliche, nur auf den Menschen anwendbare Wurzel zu statuiren.

Eine bedeutende Divergenz weist in dieser Hinsicht seine spätere kleinere Schrift: „Ursprung der Sprache" auf, in welcher er der Frage nach dem ersten Beginn des Sprach-

lautes mit viel größerer Zuversicht zu Leibe geht, und wo mit einer ziemlichen Entschiedenheit das erste Sprachobject in die vertraute, bekannte, sympathische menschliche Geberde, und zwar in das grinsende Mienenspiel des Mundes, Auges und Angesichts verlegt wird.

Zwar sagt er in diesem Werke zuerst: (Ursprung der Sprache, Seite 144.) „Die Sprache geht von der Bezeichnung der sichtbaren Thiergeberde aus, womit die Beobachtung des Thieres abschließt. Das Erste und Früheste, was irgend eine Menschensprache ausdrückt, ist eine solche sichtbare Thier- oder Menschenbewegung. Man kann dieses Object eine Geberde nennen oder auch eine Miene; letzteres um so eher, als das Wort Miene dem griechischen mimos, ebenso wie Pantomime dem pantomimos entspricht, und eigentlich eine nachahmende Geberde bedeutet, wie sie den ersten Sprachlaut vielleicht begleitet hat. Man kann, ja man muß wohl, in das erste Objekt sprachlicher Bezeichnung auch einen thierischen Laut, ein Murren, wie es mit der bezeichneten Miene verbunden war, eingeschlossen annehmen, und kann daher den ersten Sprachlaut als Wiedergabe eines Gegenstandes in der thierischen Außenwelt ansehen, wo Lautwahrnehmung und Gesichtswahrnehmung wie in einem Mittelpunkte zusammentreffen, wonach dann auch die den Sprachlaut vielleicht erzeugende Nachahmung in gewissem Sinne zugleich Schallnachahmung gewesen wäre. Genug, die thierische Miene oder Geberde war es, welche der erste Sprachlaut ausdrückte und von hier aus breitete er sich über das Gebiet der Gesichtswahrnehmung aus, das er noch heute nicht wesentlich verlassen hat.“

Obschon auch hier die Thierbewegung und ihre Darstellung noch im Vordergrunde steht, weist doch gerade die Miene, Geberde, deren Wesen das Nachnahmen ist, bereits auf eine wesentliche Veränderung in der Geiger'schen Auffassung, welche denn auch bald die Oberhand gewinnt.

(Ursprung der Sprache Seite 158.) Nachdem Geiger die zahllosen Verzweigungen und Verästelungen nachgewiesen, die aus einer Wurzel hervorgehen, sagt er, es sei dadurch die Gewißheit gegeben, auch die wenigen Urwurzeln noch in gleicher Verengerung bis auf den ersten Anfangskeim zurückzuführen.

„Die thierische Bewegung, die die Sprache in ihrem Urzustande ausdrückt, ist nicht etwa nach den Organen, mit denen sie ausgeführt wird, oder nach sonstigen Unterschieden in den Wurzeln auseinandergehalten. Mordeo heißt im Lateinischen beißen, im Sanskrit heißt mrid mit den Händen reiben, zerbröckeln. Ebenso heißt die dem Deutschen beißen entsprechende Wurzel im Lateinischen findo spalten, im Sanskrit bhid zerreißen, zerbrechen. Die Sprache läßt sich auch hier nicht festhalten und auf Bestimmtheit und isolirte Bedeutung bringen. Man kann höchstens zweifelhaft sein, ob die ersten Sprachlaute das Scharren, Reiben, Beißen ohne Unterschied als heftige sichtbare Bewegung des thierischen Körpers bezeichnet haben mögen, oder ob eine bestimmte Bewegung von so überwiegendem Eindruck gewesen sei, daß sie zum Ausgangspunkte für die ganze gewaltige Entwicklung werden und das einzige in dem ersten Moment der erwachenden Wahrnehmung angeschaute und benannte Phänomen bilden konnte."

„Mehrere Gründe lassen mich auf das Letztere schließen und glauben, daß es das menschliche Antlitz gewesen,

das diesen großen Zauber ausgeübt hat. Ueberall sonst zeigt sich der Begriff nicht bloß in Entfaltung, Scheidung, Ausbreitung des in ihm schon zu Anfang Enthaltenen, sondern in wirklicher Zunahme, im Weiterschreiten über die Objecte begriffen. Auch ist in zahlreichen Wortreihen die Energie noch fühlbar, mit der gerade das Zucken und die Verzerrung des menschlichen Mundes wiedergegeben werden soll; und endlich tritt nur so das Verhältniß des hörbaren Schalles zu den sonstigen Sprachobjecten in ein klares Licht."

(Ebendas. S. 164). „Der Laut in seiner Mannigfaltigkeit auf der einen Seite, die Menge der nicht nothwendig lauten Bewegungen auf der andern, finden in dem Gesammteindrucke der mit einem Laute verbundenen Verzerrung des Mundes ihren Mittelpunkt. Man kann, aus mehr als einem Grunde, nicht annehmen, daß das Wiehern des Pferdes, das Brüllen des Rindes der ältere, die im menschlichen Gesichte wahrnehmbare Veränderung der jüngere Begriff sei. Welcher Antheil dem Gehöreindrucke bei dem Zustandekommen des ersten Wortes zuzuschreiben ist, kann vielleicht fraglich gefunden werden. Aber bemerkenswerth ist es, daß es gerade die an sich eindrucksvollsten Laute nicht sind, die in den ältesten Begriffen mitenthalten zu sein scheinen. Gewiß ist ferner, daß wenn auch eine Art von Anziehung von Seiten des ausgedrückten Naturlauts in der Folge einige Aehnlichkeit bewirkt haben mag, doch an eine ursprüngliche unterscheidende Bezeichnung der verschieden gehörten Laute nicht gedacht werden kann. Es kann überhaupt nur ein Object an den Anfang der Sprache gesetzt werden, nicht mehrere. Dies eine Object war ganz

unzweifelhaft nicht bloß ein Gehöreindruck; aber es ist wahrscheinlich, daß ein Gehöreindruck mit demselben verbunden war. Das erste Sprachobject trifft endlich aller Wahrscheinlichkeit nach mit demjenigen selbst zusammen, wodurch es zum Ausdrucke kam: es war eine dem ersten Sprachschrei, der ersten Sprachbewegung vielleicht völlig gleichende gesehene und gehörte Bewegung eines menschlichen Mundes."

„Da in diesem Anfange die Sprache mit ihrem Objecte zusammenfiel, so wurde sie verstanden; oder richtiger, sie wirkte ebenso wie das Dargestellte, denn die Absicht etwas mitzutheilen, was verstanden werden sollte, hatte der Mensch noch nicht. Aber schon mit dem ersten Augenblicke trat Differenzirung, Sprachgebrauch und Begriffsentwicklung mit ganz ähnlichen Folgen in das Leben, wie sie in der Sprache aller Zeiten zum Vorschein kommen. Der Laut erfolgt bei Gelegenheit einer etwas andern Geberde, für deren Verschiedenheit noch kein Sinn vorhanden war. Auch der Laut verändert und vervielfältigt sich, jedoch ohne von Anfang an auf verschiedene Objecte vertheilt zu sein. Diese Vertheilung erfolgte erst, wenn bei hinlänglicher Unterscheidbarkeit der Objecte sich ein numerisches Uebergewicht für einen der Laute zufällig hergestellt hatte. Da alle diese Vorgänge gemeinsam waren, so wurde das Verständniß niemals unterbrochen. Der Sprachlaut erinnert in Folge der Bedeutungsvertheilung nun Alle an etwas Verschiedenes, wie er vorher nur an Eines erinnert hatte."

An letzterer Stelle tritt die Wandlung der Geiger'schen Grundansicht recht klar hervor. Der Zauber des menschlischen Angesichts, der Blick, welcher den Blick sucht, wie die

Hand die Hand, die Lippe die Lippe, die nachahmende Geberde, vielleicht oder wahrscheinlich von einem Laute begleitet, verweisen den Ursprung der Sprache, d. h. das *erste Sprachobject* nunmehr aus dem Gebiete der Thierbewegung in die *menschliche Sphäre.*

Die Begründung, welche Geiger aus dem empirischen Sprachmaterial schöpft, kann ich kurz folgendermaßen resumiren:

Die Wurzel μυ, die im Griechischen μύω Mund verschließen, Augen schließen, blinzeln bedeutet, hat sich verzweigt in zahlreiche Wörter, bei denen ein Verschließen des Mundes und rasche Wimperbewegung beim Oeffnen und Schließen der Augen als Grundanschauung gedacht werden kann (μυζάω saugen, μύζω stöhnen, μυέω geheim reden, raunen, daher *Mysterien*, μῦθος, Rede und v. a.) Da nun dieselbe Wurzel auch in *Muschel*, *Maus* der Hand, Muskel und manus auftritt, so läßt sich folgern, daß von dem ursprünglichen *Mundschließen* die menschliche Begriffsentwicklung endlich das *Handschließen* erreicht habe. Von da ging dann der Weg über das *Zusammendrücken*, Fassen zu dem *Zusammenfassen*, *Verbinden* und der unübersehlichen Reihe von Wörtern, welche sich aus dieser Anschauung entwickelten.

Ebenso gingen die Wurzeln bhid und mard, sowie bhrag, und da, dak, welche so häufig ein Brechen, Zerreißen, Spalten, Zerreiben, Aufstreichen bedeuten, aber alle zugleich in den verschiedenen Sprachen durch die Bedeutung *beißen* in einzelnen Exemplaren vertreten sind, wohl von letzterer Grundanschauung aus und verzweigten sich erst nach-

mals zu den mehr äußerlichen Erscheinungen. „Die Wurzel bhrag heißt brechen und wir haben sie zugleich in mancherlei Formen bis zur Benennung von Flamme und Farbe, Blitz und Licht verfolgt. Aber sie zeigt auch Abzweigungen mit der Bedeutung essen und das Brechen, das sie darstellt, kann daher sehr wohl ein Brechen mit den Zähnen sein.“

Fassen wir die hier geäußerten Ansichten Geiger's in einen übersichtlichen Satz zusammen, so müßte derselbe lauten:

> Nachahmende, sympathische Gesichtsverzerrung, begleitet von einem Laute — also eine Art von Mitgrinsen im Verein mit einem Mitgrunzen war das älteste Sprachobject, welches zur Darstellung kam, woraus denn nachmals die ganze Sprache durch Differenzirung von Lauten und Begriffen sich entwickelt hat.

Ich werde nun in den folgenden Kapiteln meine eigene Theorie entwickeln, aus welcher sich ergeben wird, daß der treffliche Mann, im Begriffe, auf dem Wege zu der wahren Lösung voranzubringen, plötzlich wie in einen Zauberkreis gebannt, sich vergeblich abmühte, jenes letzte Wort zu erreichen. Und zwar lag die Schuld daran, daß er von einer Eigenschaft der Sprache gleichsam fascinirt, andere viel wichtigere Eigenthümlichkeiten derselben nicht in Betracht zog; daß er ihre Fähigkeit Dinge darzustellen zum Ausgangspunkte nahm und dabei übersah, daß ihr wahrer Ursprung in dem menschlichen Willen, der Thätigkeit, zu suchen ist; daß es darum kein bloßer Zufall ist, wenn die ältesten Worte gerade in allen Sprachen menschliche Thätigkeiten zum Inhalte, zum Begriffe haben; daß ferner wie die Sprache auf allen ihren Stufen ein Organ der Gemeinsamkeit ist, sie auch nur ein Produkt der Gemeinsamkeit sein

kann; daß demnach ihr wahrer Kern, ihr eigentliches Lebensprincip die gemeinschaftliche Thätigkeit sein muß, ein Princip, das unausgesetzt fortwirkend, beständige Erhaltung und Weiterbildung des Sprachverständnisses und Sprachbedürfnisses zur Folge haben mußte.

Ich will jedoch zum Schlusse dieses Kapitels noch eine Stelle aus Geiger's Hauptwerke anführen, in welcher er auf die Wichtigkeit jener Haupteigenschaft der Sprache, welche er demnach nicht übersah, aber doch nicht nach ihrem wahren Werthe schätzte, aufmerksam macht. Wäre er eingehender bei diesem Gedanken verweilt, so hätte er gewiß sich den Banden jenes fundamentalen Irrthums entrungen, den ich auch schon bei Erwähnung von Herder's Ansicht widerlegt habe, daß der Urquell der Sprache Darstellung eines äußeren Objects gewesen sei. Bei Herder ist freilich der alte Irrthum, als seien die Wesen der Natur, Sprachbenennung fordernd, an den Menschen herangetreten, noch vorherrschend; der Mensch wird dadurch schon auf seiner ersten Stufe zu einem betrachtenden Naturforscher gemacht, was er ganz gewiß nicht gewesen ist. Geiger redet auch von einem ersten Sprachobjecte, das die Veranlassung des ersten Sprachlautes gewesen sein müsse und nachmals die ganze Sprachentwickelung, sowohl nach ihrer objectiven als subjectiven Seite, zur Folge gehabt habe. Aber wenn Herder's Objecte — das Schaf, der Baum — an allzugroßer Realität, Selbständigkeit leiden, so daß gar nicht zu verstehen ist, wie diese Dinge auf einmal als Begriffe in den Menschengeist übergegangen seien, so leidet Geiger's Sprachobject offenbar an der entgegengesetzten Schwäche, es schwebt in der Luft, vermag sich nirgends niederzulassen und eine feste

Gestalt zu gewinnen, ganz abgesehen von der Unbegreiflichkeit, daß, ohne fortgesetztes Bedürfniß, bloße *Darstellung* eines Gesichtseindrucks durch nachahmende Geberde und Laut, zu einer so wesentlichen, das ganze Menschendasein umgestaltenden Fähigkeit hätte führen können. Jene Stelle also lautet:

(Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I, S. 387). „Wenn wir den Werth, den die Sprachen nicht nur auf das Ich, sondern auch auf das Du legen, mit dem Umstande zusammenhalten, daß der *Imperativ* fast überall den Anschein einer sehr primitiven Bildung hat, und wenn wir uns daneben noch des Vocativs erinnern, der ebenfalls oft eine sehr kurze, vielleicht verkürzte, vielleicht aber auch in einem ältern Zustand verbliebene Form des Namens ist, eine Form, die, als wirklich leicht entbehrlich, zu den früh absterbenden gehört: so können wir darin vielleicht eine Andeutung finden, wie sehr der Sprache von Alters her die räumliche Gegenwart als eine wichtige Kategorie galt, *und daß es ihr ebenso unmittelbares Wesen ist, zu den Personen, als von ihnen zu reden, und Handlungen zu fordern, als sie zu schildern.*“

XIV.

Vorfragen zur Lösung.



Nur was in den Gesichtskreis gemeinschaftlicher Anschauung tritt, kann Sprachobject werden. Nur dadurch wird ein Gemeinverständniß möglich, auf welchem ja alle Sprache beruht, aus welchem demnach auch der erste Keim der Sprache hervorgegangen sein muß.

Ich will mit einem recht trivialen Beispiele anfangen. Es ist ein bekanntes Dictum, daß der Mensch, wenn er sich selber im betrunkenen Zustande sehen könnte, sich niemals betrinken würde. Diejenigen nun, welche den Ursprung der Sprache in dem unmittelbaren Ausdrucke der Empfindung suchen zu müssen wähnen, könnten auch hier nicht anders annehmen, als daß der Begriff und das Wort „trunken" von einem Trunkenbolde selbst ausgegangen sein müsse, da ja offenbar kein Anderer besser den inneren Zustand kennt, welchem jenes Wort zu entsprechen berufen ist. Damit würde man aber die Wahrheit genau in ihr Gegentheil verkehrt haben. Denn es gehört offenkundig die ganze objective Anschauung des Trunkenen, sein taumelnder Gang, seine stieren Augen, seine lallende Zunge dazu, um diesen Zustand als Erscheinung zu fixiren, und gerade am Gegensatz und durch den Gegensatz zu ihrem eigenen Wesen werden dann die besonnenen Zuschauer, nachdem sie dem Gemeingefühl und dem Behagen eigener Ueberlegenheit durch Gelächter einen befreienden Ausdruck verliehen haben, ein Wort finden, welches,

gleichviel woher, das besonders Augenfällige dieses Zustandes bezeichnend, allmählich in die ganz specielle Function der Benennung der Trunkenheit hineinwächst.

Dieselbe Betrachtung können wir an einer großen, umfangreichen Scala menschlicher Begriffe anstellen, welche ihrer Natur nach jede Anschaulichkeit verloren haben, indem sie

1) dem Bereiche der inneren Eigenschaft der Dinge angehören, also z. B. Empfindungen ausdrücken, wie schmecken, riechen, sehen, Schmerz, Freude.

2) in jene Sphäre ächt menschlicher Abstractionen fallen, die von jeher der schwierige Gegenstand philosophischer Speculation gewesen sind, da sie in der Welt gar keine objective Wirklichkeit haben und als ideale Constructionen erst spät durchschaut wurden, wie Zahl, Zeit, Raum, Ursache, Zweck, Natur, Charakter, ja selbst das doch gewiß sehr materiell klingende Wort Stoff.

Es gehört nur wenig Nachdenken dazu, um zu erkennen, daß derartige Begriffe niemals anschaulich sein können, da sie in dem ersten Falle der Innenseite der Dinge angehören, welche nur mitempfunden, aber niemals wahrgenommen werden kann, in dem zweiten Falle ihnen keine objective Realität entspricht. Und dennoch sind sie alle aus der Anschauung hervorgegangen, vermochten sie nur auf diesem Wege in den Bezirk der Sprache und des Denkens einzubringen.

Daß die Dinge und ihre Eigenschaften auch auf andere Weise schon bekannt waren, ehe sie in der Sprache, das eine früher, das andere später, bezeichnet und so Denkobjecte wurden, ist bereits im Vorausgehenden ausgesprochen worden. Es ist die höchst interessante Aufgabe der Sprachforschung, zu untersuchen, von welcher gemeinsamen Anschau-

ung aus dieselben in das Gemeinbewußtsein der Collectivwesen, welche wir menschliche Genossenschaften nennen, durch die Wortbezeichnung gelangt sind. Das soll noch an einer Reihe von Beispielen erläutert werden, welche dieses in der Sprache durchweg thätige Princip, an die Gesichtswahrnehmung anzuknüpfen, sowohl für die früheste, als für spätere Perioden, dem Verständniß nahe bringen werden.

Die Sprache bezeichnet Alles nur insofern es sichtbar ist. Geht diese Anschaulichkeit im Laufe der Zeit verloren, so frischt sie dieselbe in späteren Perioden häufig wieder auf. Damit ist der sichere Anhalt gegeben, daß es in dem ersten Sprachwerden auch nicht anders gewesen sein kann.

Der abstrakteste Begriff, das Sein, verjüngt sich in dem Lateinischen zu exsistere, exstare; an das Wort stare lehnt der Italiener und Franzose sein sono stato und j'ai été, der Spanier adoptirte für denselben Begriff das Wort seer (sedere, sitzen).

Woher mochte wohl ursprünglich die Bezeichnung für das Hören hergenommen worden sein? Es ist ungewiß, welche Grundanschauung bei dem Griechischen κλύω, ἀΐω, ἀκούω, dem sanskr. sru, dem Goth. hausjan gewaltet haben mag; das Eine ist gewiß, daß es eine Anschauung war. So erweckte das Lateinische neben audio nachmals ein anderes Wort ausculto (französ. écouter, ital. ascoltare), in welchem die Vorstellung des „Ohrenspitzens, Ohrenreckens" deutlich hervortritt.

Alles Tönende, und das ist eben ein Vernichtungsurtheil für die Theorie der Schallnachahmung, bezeichnet die Sprache nur insofern es zugleich sichtbar ist. Das Zeitwort bhram hat im Sanskrit vorwiegend die Bedeutung des

Schwärmens. Eine schwärmende, durcheinanderschwirrende Masse aber bringt Geräusche hervor und der Uebergang der Sichtbarkeit zu der Hörbarkeit ist damit gegeben. Die Bremse ist ein schwärmendes und brummendes Insekt*), und βρέμω, βρόμος bedeutet im Griechischen das Rauschen der Fluten, des Sturmes, Donners (βροντή), ebenso das lateinische fremo, welches auch auf Waffenklirren, Murren besonders einer lärmenden Volksmasse ausgedehnt ist. — So bezeichnet Spiel (ludus) in allen Sprachen zugleich den Ton der Instrumente, wie auch die sichtbare Körperbewegung der in freudiger Aufregung zwecklos und harmonisch dahinwogenden Menge. Tanz und Gesang waren ursprünglich eine Kunst, die Sprachbezeichnung ging aber von jenem, als der sichtbaren Thätigkeit aus.

Der Zorn, als eine natürliche Leidenschaft, war wohl bei den empfindenden Wesen schon längst, ehe es eine Sprache gab, nicht nur vorhanden, sondern auch bekannt. Auch bei den redenden Menschen wurde er innerlich gefühlt und auch an Anderen wahrgenommen, ehe er durch ein Wort vertreten, d. h. in das Sprachbewußtsein, das Denken aufgenommen wurde. Da aber, als er objectiv in voller Anschaulichkeit sich auf einem Gesichte durch den eigenthümlichen Ausdruck offenbarte, wurde das vorher schon Gekannte, aber nicht Gedachte, durch die Verzerrung der Züge, als Zorn Eigenthum der denkenden Gemeinschaft.

Was ist einem jeden thierischen Wesen bekannter als die Empfindung des Hungers? Es ist wohl auch ein Gemeinverständniß dieser Empfindung überall anzunehmen, denn

*) Wiegand, Deutsches Wörterbuch I, 180.

es streiten ja oft die Thiere um den Gegenstand, der ihren Drang befriedigen kann. Zum begrifflichen Ausdruck, zur Sprachbezeichnung aber gelangt dieses unmittelbar bekannte Gefühl erst auf dem Umweg des aus der Anschauung entnommenen, gemeinverständlichen esurio, *ich bin einer, der essen will*. Ebenso ist das *Dürsten* in der deutschen Sprache aus der Anschauung der *Dürre* hervorgegangen, welche unmöglich zuerst als Empfindung eigener, innerer Trockenheit wahrgenommen und bezeichnet werden konnte. Was scheint uns so unmittelbar bekannt, und darum der Sprachbezeichnung zugänglich, ja dieselbe herausfordernd, wie die Begriffe: *Speise* und *essen*? Nun, das gothische mat Speise und matjan essen (vgl. englisch meat, deutsch mästen, Mast, *Mett*wurst) leitet auf Metzen und Metzeln, welches ursprünglich nur ein Zerstückeln und Zerhauen des Fleisches eines getödteten Thiers bezeichnet haben kann, wie ja die Verwandtschaft mit Messer, Meißel und Stein*metz* unzweifelhaft bekundet.

Wie unmöglich es ist, das solche Begriffe, wie Vater und Mutter, Tochter und Schwester, obschon sie ganz bekannte individuelle Wesen bezeichnen, wie manche wollen, am Ausgangspunkt der Sprache schon erscheinen, wie unmöglich es aber auch ist, daß diese Bezeichnungen etwa von uns heute geläufigen Vorstellungen, wie Beschützer, Erzeugerin, Ernährerin herstammen, das kann ich hier nicht ausführen, denn es würde dazu einer weitläufigen Auseinandersetzung über Begriffsgesetze d. h. die Bedingungen und Verhältnisse, unter welchen Begriffe zuerst auftreten und gedacht werden können, bedürfen und das überschreitet den Rahmen der gegenwärtigen Aufgabe.

Aus dem Gesagten aber mag die Eine Wahrheit mit zwingender Gewalt sich dem Bewußtsein des Lesers aufdringen, daß zur Spracherzeugung ein Factor überall nothwendig ist und nirgends entbehrt werden kann, welchen ich

Phänomenalität

nennen will, dessen Wesentliches in gemeinschaftlicher Anschauung beruht, welcher also ein Gemeinverständniß hervorzubringen und dasselbe durch das Wort zu einem dauernden Gemeingut zu machen im Stande ist.

Von dem Lichte dieser Wahrheit geleitet, wollen wir nun den letzten und wichtigsten Schritt zu dem bisher in tiefes Dunkel gehüllten Räthsel der Sprache thun, wir wollen an der Stelle, bis zu welcher unser großer Vorgänger, der unsterbliche L. Geiger, vorangedrungen war, wo ihn aber plötzlich seine bisherige Klarheit und Besonnenheit verließ, die Fackel aus seiner sterbenden Hand nehmen und den schwindelnden Weg in das innerste, geheimnißvolle Heiligthum des Ursprungs der Sprache vollenden.

Daß die Urbedeutung aller Wurzeln der noch so verschiedenen Sprachen menschliche Thätigkeit ist, daß an solchen Urlauten demnach gewisse Grundanschauungen hafteten, welche vielleicht in ihren ersten Anfängen noch kaum differenzirt, vielmehr in der allgemeinen Unbestimmtheit der Thätigkeit überhaupt verschwimmend, nachmals aber — wohl gleichzeitig mit bestimmt sich charakterisirenden Thätigkeiten — die eine mit diesem die andere mit jenem Laute sich gatteten, in ein Associationsverhältniß eintraten, ist eines der bestimmtesten und unzweifelhaftesten Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung.

Wäre diese Thatsache aber auch nicht auf empirischem

Wege festgestellt, so hätte eine freilich schwierigere und vielleicht erst später zum Ziele gelangende Speculation, namentlich durch Vergleichung der menschlichen Sprache mit ihrem keimartigen und noch ganz unentwickelten Analogon in den Thiersprachen, ganz sicher dasselbe Resultat zu Tage fördern müssen. Denn mittheilungs- und verständnißfähig ist zwischen zwei lebenden und sprachlosen Wesen eben nur die eigene Bewegung, welche beiden gemeinsam ist, keineswegs aber ein äußeres Object, noch viel weniger irgend eine Beziehung des Objects auf das Subject, so daß also z. B. durch eine Geberde von einem gegenwärtigen oder abwesenden Objecte irgend etwas ausgesagt würde, wie Herr Caspari mit seinen Luft- oder vielmehr Windbildern andeutet. Zur Mittheilung ist Verständniß, zum Verständniß gemeinsame Anschauung nothwendige Vorbedingung.

Ich besuchte vor einigen Jahren eine mir befreundete Familie an regelmäßigen Abenden. In dem Hause war ein sehr kluger Affenpinscher, welcher mein Kommen schon von Ferne freudig begrüßte, und wenn ich in die Stube eintrat, mit lebhaftem Bellen vom Boden auf das Sopha und zwar in die bekannte Ecke, auf welcher ich Platz zu nehmen gewohnt war, sprang und diese Bewegung so oft und so lange wiederholte, bis ich endlich selber mich niedergelassen hatte. Offenbar wollte mir der Hund in seiner Sprache die freundliche Einladung aussprechen, ich möchte doch meinen gewöhnlichen Platz einnehmen; er that dies, indem er mir die geeignete Bewegung in seiner Weise vormachte; eine Art von Pantomime.

Der Hund vermochte seinen Wunsch auf keine andere Art deutlich auszusprechen und so ist es denn wohl begreiflich,

daß Lazar Geiger den Ursprung der menschlichen Sprache direkt an solche Aeußerungen anknüpfen, auf die Pantomimik oder Geberdensprache zurückführen will, wie folgende höchst charakteristische Aeußerung besagt*): „Daß der Trieb zur Nachahmung des Sichtbaren durch Geberde die menschliche Vernunft auf einem gewissen Standpunkte in ungeheurem Maße wirklich beherrscht hat, hoffe ich an einem anderen Orte geschichtlich mit völliger Bestimmtheit nachzuweisen; und wie dieser Trieb noch jetzt im Kleinen wirkt, hat wohl Mancher zu beobachten Gelegenheit gehabt, indem Erzähler, welche ihre Zuhörer in gespannte Aufmerksamkeit zu versetzen wissen, bei einer plötzlichen, komisch oder sonst drastisch wirkenden Gesticulation einen ganzen von der Beobachtung und Beherrschung seiner selbst abgezogenen Kreis zu gemilderter Mitbewegung, einer geringen Neigung des Hauptes, einem Verziehen des Mundes oder dergleichen unbewußt mitfortzureißen pflegen.“

Es ist interessant zu bemerken, wie Geiger gerade an dieser Stelle an das Wichtigste und Wesentliche streift, durch dessen Außerachtlassung seine Hypothese von dem Sprachursprung, nachdem er so rüstig und so weit vorangedrungen war, noch in der letzten Instanz scheiterte. Dieses Wesentliche ist nämlich: das Gemeingefühl, die Sympathie des Verständnisses, welches nicht zwischen einzelnen Wesen, so intelligent sie auch sein mögen, sondern in der Gemeinschaft selbst, dem Stamme, der Heerde, zu Stande gekommen sein muß.

---

*) Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft S. 25.

Wäre die in dem letzten Kapitel in zahlreichen Stellen aus Geiger's Schriften exponirte Theorie richtig, so bliebe Eines ewig unerklärt; wie sich aus etwas derartigem eine Sprache wirklich entwickeln konnte und entwickeln mußte; denn das Müssen darf bei einer so wichtigen Erscheinung, welche das ganze Leben und die Geistesrichtung einer Thierart so total umgestaltete, keineswegs unerklärt bleiben. Bei aller Gesticulation mit begleitendem Laute kommen wir nicht über einen ewigen Fluß, Wechsel und Wandel hinaus; ja es liegt gerade in der Natur des Gesticulirens, daß dieses die Sprache überflüssig macht. So lange Einzelwesen mit einander in solcher Weise verkehren, wird niemals Sprache entspringen, deren Natur hauptsächlich in der Gemeinsamkeit liegt. Diese Schwäche seiner Theorie wird daher auch recht augenscheinlich, wo L. Geiger sich bemüht, aus dem ersten Sprachschrei, wie er sich denselben vorstellt, die nächsten Wirkungen und die Verallgemeinerung der Sprache herzuleiten. Er sagt nämlich:*)

„Wenden wir uns nun von der Entstehung des Wortes zur Betrachtung der Wirkung, die es nothwendig erlangt, sobald es entstanden ist, so finden wir in ihm zwei Fähigkeiten, von denen eine ohne die andere nicht wohl begriffen werden könnte: nämlich die Fähigkeit, verstanden zu werden und die, sich zu entwickeln. Wenn ich sage verstanden zu werden, so werde ich kaum die Mißdeutung zu befürchten haben, als sei jener erste Laut eine Bezeichnung dessen, was er ausdrückt und mit irgend einer Absicht des Verständnisses

*) Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft, S. 26.

verbunden. Er erweckt vielmehr nur Sympathie, wie der ganz ebenso absichtslos ausgestoßene Schmerzensschrei, welcher auf Sympathie nicht etwa rechnet, sondern eine physiologische Wirkung des Schmerzes ist und dennoch das sicherste und bestimmteste Verständniß von dem Schmerz bewirkt. Ebenso muß auch der die Seele von dem Eindrucke einer Gesichtsempfindung befreiende Sprachschrei sympathisch etwas jenem Gesichtseindrucke Aehnliches innerlich in demjenigen, welcher ihn hört, hervorrufen. Dabei kommt dem Gesichtseindruck noch die Eigenschaft, objectiv und gemeinsam zu sein, ganz besonders zu Statten; denn wir werden uns doch nicht vorstellen dürfen, daß der erste dem Worte verwandte Klang der Brust eines einsamen Geschöpfs entquollen sei. Denken wir uns Angesichts einer Menschenfamilie einen sichtbaren Vorgang sich ereignen, wirksam genug und dazu angethan, ein Individuum aus ihrer Mitte zu einem solchen Laute hinzureißen, welches vielleicht das empfänglichste und fähigste war, so werden gewiß die Uebrigen nicht gänzlich fühllose Zuschauer eben dieses Vorgangs, sondern mitzufühlen und mithingerissen zu werden im Stande gewesen sein. Eine neue Erscheinung desselben Gegenstandes wird in der Folge auch sie zu dem gleichen Laute bestimmen (!), ein ferneres Hören des von einem unter ihnen ausgestoßen Lautes Allen jenen Gegenstand vor die Seele rufen (!). Auf diese Weise wird der Sprachlaut nicht nur wie der Schrei sympathetisch, sondern auch erinnernd wirken; und daß dies in der That seine eigentliche Wirkungsart ist, zeigt seine Veränderlichkeit oder Entwicklungsfähigkeit und sein ganzes Verhalten während seiner derartigen Veränderung. Denn wenn er in seinem Ursprunge noch einigermaßen für naturnothwendig und mit

seinem Objekte in irgend einem dem menschlichen Organismus entspringenden Zusammenhange befindlich gelten konnte, so machen nunmehr beide, der Sprachlaut und sein Object, für sich gesondert einen gleichen Entwicklungsgang durch und die zwischen beiden herrschende Verbindung bleibt in ihrer Besonderheit für jeden einzelnen Fall nur ein Werk des Zufalls."

Nun frage ich, wo ist hier der feste Boden für eine weitere Entwicklung auch nur angedeutet? Was ist das für ein Sprachobject, die Gesichtswahrnehmung eines krampfhaft erschütterten, sich wälzenden, zuckenden und grinsenden Thiers, das zuerst lebhaft wahrgenommen den Sprachschrei veranlaßt haben soll! Welcher Gedankeninhalt konnte durch einen solchen Laut traditionell fortgepflanzt werden und wo lag die Nöthigung, daß sich derselbe fortpflanzen mußte? Welche Art von Selbstbewußtsein konnte durch eine solche Anschauung erschaffen, erhöht, zu gemeinsamem, dauerndem Eigenthum werden! Das zappelnde Thier, der grinsende Mensch sind keine Sprachobjecte, können es nicht sein, sie haben keinen Inhalt und aus etwas Inhaltlosem kann in alle Ewigkeit nichts Inhaltreiches, am wenigsten eine menschliche Sprache hervorgehen, deren Inhalt eben die ganze Welt mit allen ihren Wundern ist.

Ehe ich nun zu meiner eigenen Lösung voranschreite, will ich zuvor eine allgemeine Bemerkung voranschicken. Es gehört zu dem Wesentlichen einer genügenden Erklärung, daß sie den Ursprung einer höchst entfalteten und complicirten Erscheinung schon so geartet darstelle, daß alles, was nachmals daraus hervorging, schon im Keime in ihm gefunden werden kann. Dies wird am Klarsten, wenn wir die Entwicklungstheorie in ihrer Anwendung auf die organischen

Formen ins Auge fassen. Das Thier sieht, hört, schmeckt, nimmt Nahrung auf, athmet und erzeugt dadurch Wärme u. s. w. Alle diese höchst vollkommen differenzirten und organisirten Functionen wären ganz unerklärlich, wenn nicht in der Urzelle, dem einfachsten Formelement alles animalischen Lebens, schon alles dieses, wenn auch in dunkelster und unentwickeltster Weise, vorhanden gedacht würde, also: Empfänglichkeit für die Schwingungen des Aethers als Lichtreiz, für die Schwingungen des dichteren Mediums, Wasser und Luft, Oxydation, Affinitätssinn u. s. w. Die Sonderung und specialisirte Ausbildung aller dieser Ureigenschaften zu Functionen ist eben das Wesen der Entwicklung.

Einen ganz ähnlichen Standpunkt müssen wir auch zur Erklärung der Sprache einnehmen und festhalten. Wir wollen also zuerst alle jene Eigenthümlichkeiten, welche in der entwickelten Sprache auf allen Stufen zum Vorschein kommen und niemals fehlen, der Reihe nach aufzählen und nach derselben Ordnung unsere Rückschlüsse auf das erste Keimleben der Sprache und jenes Princip, welches bewirkte, daß die Pflanze sich entfalten mußte und nicht wieder unterging, ziehen. Diese Eigenschaften sind:

1) Die Sprache beruht auf *Gemeinverständniß*.
2) *Erinnerungsfähigkeit*.
3) *Tradition* der Laute sowohl als der an ihnen haftenden Begriffe.
4) Die mit den Wurzeln verbundene Anschauungen enthalten alle *menschliche Thätigkeit*.
5) Von diesen aus breitet sich die Sprache erst gegen die *objective Welt* aus.

6) Jeder Begriff enthält einen subjectiven und einen objectiven Gehalt.

7) Der objective Gehalt ist stets auf anschauliche Gesichtsvorstellung gegründet.

Ad 1. Die Sprache ist ein Produkt der Gemeinsamkeit, das wissen wir schon seit Humboldt. Darauf allein beruht auch das Gemeinverständniß. Sie darf deshalb in ihrer ersten Entstehung durchaus nicht auf ein individuelles Erlebniß, eine individuelle Stimmung bezogen werden. Jenes hochbefähigte Individuum Geiger's, das auf einen erregenden Gesichtseindruck durch einen Sprachschrei antwortete, ist also eine Unmöglichkeit. Aus dem Grunde gemeinsamer Empfindung eines Stammes mußte vielmehr der Sprachschrei hervorgehen. Das sympathisch gesteigerte Gemeingefühl kommt wohl auch schon auf tieferen Stufen des Thierlebens vor. Eine die Lüfte durchsegelnde Vögelschaar klingt mit ihren Tönen das Frohgefühl gemeinsamer Wanderung aus und der einzelne fühlt dabei eine Sicherheit, die ganz gewiß in der Uebereinstimmung seines Geschreis mit dem der übrigen Vögel sich bekundet. Ebenso ist es mit der Affenheerde, wenn sie mit lautem Geschrei einen Feind angreift oder einen Vorübergehenden neckt. Für alles dieses hat der Mensch Verständniß, weil er ähnlicher Regungen fähig ist. Das alles ist aber natürlich noch keine Sprache, nicht einmal Gesang. Viel bedeutungsvoller sind noch die beiden ächt menschlichen Aeußerungen Lachen und Weinen, auf die wir zurückkommen werden. Der Mensch ist eben ein eminent sociales Thier, wie kein zweites in der Schöpfung. Auf socialem Triebe, ethischer Sympathie beruhen aber diese Aeußerungen des Gemüths. Nur durch Sympathie, gleichgestimmte Seelen wird überhaupt ein Verständniß möglich.

Ad 2. Erinnerungsfähigkeit! Das ist ein großes Wort. Denn es ist ja wohl gewiß, daß die Geisteskraft eines Wesens sich nur nach dem Grade und Umfang seines Erinnerns bemessen und beurtheilen läßt. Daß aber nur durch Worte, nur durch Sprache ein denkendes d. h. wohlgeordnetes Erinnerungsvermögen zu Stande kommt, kann nicht bezweifelt werden. Dies habe ich ausführlich in der „Monistischen Erkenntnißtheorie" begründet (siehe Kapitel 21). Durch die Sprache wird also ein Erinnernwollen und ein Erinnernkönnen möglich. Wo liegt nun der Schwerpunkt dieser Fähigkeit? Einerseits in der von unserem Willen abhängigen Bewegung unserer Lautwerkzeuge; andererseits in einer unausgesetzten Wechselwirkung der äußeren Objecte, welche in uns das Wort, und der Worte, welche die Vorstellung der äußeren Objecte wachrufen. Wie stünde es aber mit dieser Fähigkeit, wenn sie nicht beständig in Uebung erhalten würde durch den Verkehr, den Gedankenaustausch mit Anderen? Und was liegt diesem anderes zu Grunde als das unaufhörlich sich erneuernde Bedürfniß? Verbinden wir nun diesen Hauptgedanken mit dem vorhergehenden, so kann es nur die Gemeinschaft gewesen sein, aus welcher und in welcher das Bedürfniß allgemeiner Worte hervorgegangen ist, welche dem Ausdrucke gemeinsamen Thuns und gemeinsamen Wollens entsprachen, von denen sich der Einzelne lange Zeit beherrscht fühlte; so daß also die gemeinschaftliche Thätigkeit allein die Quelle des Gemeinverständnisses und der dadurch ermöglichten Erinnerung gewesen sein kann. Mit anderen Worten, die Lautsprache war ursprünglich Besitz der Allgemeinheit und wurde erst nach und nach zur individuellen Fähigkeit.

Ad 3. Auch die Tradition der Worte und der damit

verbundenen Anschauungen schließt individuelle Erzeugung und Gebärden- oder Lufthantirungen aus. Alles Derartige verrinnt, wie das Wasser im Strom. Zur Tradition gehören feste, unerschütterliche Grundlagen. Es genügt hier auf die Analogie des mit der Sprache unauflöslich verbundenen Charakteristicums des Menschen, nämlich des Werkzeugs hinzuweisen. Spielzeuge konnten sich wohl die Urmenschen nach Lust und Laune mannigfaltige suchen und gestalten, in den Werkzeugen aber ist eine ununterbrochene Tradition, weil mit ihnen der furchtbare Ernst des Ringens ums Dasein, die zu allen Zeiten mit tiefem, heiligem Interesse betrachtete Erhaltung des Menschlichen verbunden ist. In den Werkzeugen spiegelt sich die menschliche Arbeit. Auf ähnlichem felsenfesten Grunde ruht auch die Tradition der Sprache. Und darum ist sie zugleich ein Schlüssel für die Geheimnisse einer uralten, in tiefe Nacht der Vergangenheit gehüllten Paläanthropie; ein Faden an welchem wir die in ihrer Art einzigen Geschicke unseres Geschlechts verfolgen können bis zum Ursprunge, wo sich Menschliches von Thierischem scheidet. Denn das was Steinthal gegen ein solches Unterfangen einwendet, ist leicht zu widerlegen:*) „Denn jeden der es wagt, die jedem Laute seiner Natur nach innewohnende Bedeutung zu bestimmen, möchte ich im Tone des Dichters von Hiob fragen: Standst du dabei, als sich der Brust des noch stummen Urmenschen der erste Sprachlaut entrang? und verstandst du ihn? Oder hat man dir die Urlaute jener ersten Menschen vor hunderttausend Jahren überliefert? Sind das was du als Wurzeln hinstellst, und was wirklich

*) Ursprung der Sprache. 3. Auflage Seite 313.

Wurzeln sein mögen, auch wirklich Wurzeln der Urzeit? Sind jene deine Wurzeln älter als sechstausend, als zehntausend Jahre? und wie viel mögen sie sich in den früheren Jahreshunderttausenden verändert haben? Wie mag sich ihre Bedeutung geändert haben?" An diesen Sätzen ist nur das richtig, daß aus dem Laute niemals auf den Begriff geschlossen werden kann, sowie daß die Laute seit der Zeit des Ursprungs der Sprache sich gewiß fort und fort geändert haben, so daß kein menschlicher Witz noch Scharfsinn jemals wird errathen können, wie das erste Wort gelautet haben mag. Aber die Bedeutungslehre führt uns an sicherem, niemals abreißendem Faden hinauf zu jenen ersten Anfängen, gerade wie das Werkzeug, dessen uralte Differenzirungen in Pfeilspitze, Messer, Keil, Axt u. s. w. mit Nothwendigkeit zurückweisen in eine noch ältere Zeit, wo auch diese Unterschiede schwinden und zuletzt nur ein einfacher roh behauener Stein übrig bleibt, der, wenn er auch nicht wirklich in dem Schoße der Erde gefunden würde, dennoch durch die Conclusionen unserer Vernunft mit Nothwendigkeit erschlossen werden müßte. So wie die Werkzeuge in jener Vorzeit sich nur ungemein langsam veränderten d. h. differenzirten, vervollkommneten, so muß auch die Tradition der Worte und Begriffe in den Anfängen der Sprache eine überaus feste, stabile, Schwankungen nicht unterworfene gewesen sein und das konnte sie nur, wenn die Worte und die in ihnen verkörperten Thätigkeiten Erzeugnisse und Eigenthum des Stamms, der Gemeinschaft waren, nicht aber wenn sie aus individuellem Belieben entsprangen.

Ad 4. Dieser wichtige Satz schließt sich unmittelbar an alles bisher Entwickelte an. Was kann gemeinsam, was ge-

meinverständlich sein, wenn nicht die Thätigkeit? Es ist absolut unmöglich, daß die Sprache aus einem anderen Quell entsprungen sein kann. Wirkt einerseits der Laut nur dadurch erinnernd, daß er einer von meinem Willen abhängigen Bewegung, Thätigkeit der Lautwerkzeuge entspringt, so kann andererseits auch sein Inhalt, der Begriff nichts anderes gewesen sein als ebenfalls Thätigkeit, Bewegung, die jederzeit von unserem Willen abhängig, uns zur Disposition steht. Ich verweise auf Kapitel VII, „Grenzen des sprachlichen Ausdrucks" und auf die „Monistische Erkenntnißtheorie", Seite 109 und erinnere nur daran, daß bis auf den heutigen Tag das Verbum der Kern des Satzes geblieben ist, wie es von Anfang den ganzen Satz ausmachte, an welchem sich nur durch Sprossung und Wachsthum die übrigen Glieder ausbildeten, sowie an die interessante, viel zu wenig beachtete Thatsache, daß in keiner Sprache Zusammensetzung von Zeitwörtern mit Zeitwörtern erlaubt ist, eine ausnahmslose Regel, gegen welche erst in neuester Zeit durch fehlerhafte Bildungen wie Schreiblesen, Ziehklimmen gesündigt worden ist.

Ad 5. Bei diesem Satze muß ich etwas eingehender verweilen, weil gerade hier der Gegensatz meiner Theorie zu der Geiger'schen in der entschiedensten Weise charakterisirt werden kann. Es ist nämlich von der höchsten Wichtigkeit, daß man sich einen klaren Begriff mache von dem was man das Sprachobject nennen will und daß man es ebenso bestimmt scheide von dem Objecte, insofern unter letzterem ein bestimmter anschaulicher Gegenstand begriffen wird, welcher durch ein bestimmtes Wort bezeichnet wird. Ich habe in dem letzten Kapitel nachgewiesen, wie schwankend und unsicher Geiger's Auffassung von dem, was er Sprach-

object nennt, in letzter Instanz geworden ist. Ist das zappelnde Thier, der grinsende Mensch das erste Sprachobject, was ist alsdann das wahrhaft Objective? Ist es das Zappeln? das Grinsen oder muß auch das Thier, der Mensch hinzugedacht werden? In letzterem Falle enthielte der Sprachlaut, das Sprachobject zugleich das Subject der Thätigkeit und letzteres müßte sich am ersten und natürlichsten aus der Urwurzel entwickeln. Das war in der That Geiger's Ansicht, denn er sagt:*)

„Der Sprachlaut rückt von einem Punkte aus in immer weiteren Kreisen über eine ganze wahrnehmbare, ja denkbare Welt vor, während er sich nach seiner Einzelgestalt immer mehr auf einzelne Theile dieses unermeßlichen Objects concentrirt; er schreitet über die wälzende und tummelnde Bewegung des Thieres zur sichtbaren heftigen Bewegung auch anderer Dinge vor, sofern diese von der thierischen nicht unterschieden und ein rollender Steinblock keineswegs sofort als unbelebt erkannt, sondern vielmehr ganz mit denselben Augen wie ein sich wälzendes und laufendes Thier betrachtet wird."

Das ist die Geiger'sche Ansicht, und ich kann nun die meinige unmittelbar entgegenstellen, indem ich einen anderen bereits oben citirten Satz aus seinem Werke anführe, in welchem ich das von Geiger als spätere Sprachwirkung bezeichnete, was aber nach meiner Ueberzeugung die früheste und unmittelbar mit der Sprache auftretende Wirkung der Sprache war, unterstreichen werde:**)

---

*) Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I, p. 28.

**) Geiger, l. c. p. 42.

„Von den das erste sprachbildende Geschlecht „so ganz vorzüglich interessirenden Handlungen „der Thiere und Menschen, von den mit diesen verwech- „selten Handlungen des Leblosen rückt die Benennung „erst gegen das Handelnde selbst vor, oder sie gelangt auch „zu den Dingen von dem zündenden Moment an, wo „sie mit menschlicher oder thierischer Thätigkeit in „Berührung treten, aus ihr hervorgehen und „entstehen oder eine Umwandlung ihrer Gestalt „erleiden; sie stellt eine Unzahl von Geräthen „genetisch dar, verfolgt den Baum, von dem „Augenblicke, wo er als Holz in menschliche Be- „handlung geräth, anfangend, durch alle Sta- „dien seiner Verwandlung zu Balken, Brett und „Tisch, und schreitet auf solche Weise in stetigem „Gange über alles Gestaltete, keines früher, „keines später erreichend, als da wo es zuerst „wirkend oder leidend, unmittelbar oder mittelbar mit „dem das sprachliche Vermögen wesentlich und „ewig reizenden Objecte der thierischen Geberde (viel- „mehr: Subjecte der menschlichen Handlung) in „Berührung tritt."

Alles in dem Vorausgehenden gesperrt Gedruckte ent- hält, zusammengelesen, meine eigene Ansicht; das nicht Ge- sperrte bezeichnet demnach, nach meiner festen Ueberzeugung, den Irrthum Geiger's.

Die Sprache, als der Ausdruck und die beständige Be- gleiterin menschlicher Thätigkeit, schreitet gegen die allmäh- lich der Wirksamkeit dieser Thätigkeit unterworfene objective Welt vor, verwandelt und vereinzelt dieselbe zuerst in Ob-

jecte, Gestalten, d. h. Dinge und Gegenstände, welche Wirkung erleiden. So gelangt der Baum, als ein Geschundenes, d. h. ein Entrindetes, wie auch Kern und Korn zugleich mit Rinde und Schale, und das Fleisch zugleich mit der Haut unter der Grundanschauung des Schindens, Abziehens in das Sprachbewußtsein (vgl. griechisch δέρω schinden, δέρμα Rinde, Schale, Haut, δόρυ Holz und Speer, Baumstamm und Balken, δρῦς der Baum, das englische tree und die deutsche Endung der z. B. Hollunder. Geiger). So führt der Leib = Leiche zu der Uranschauung eines zum Essen getödteten Thiers oder Menschen. So führt die Nacht zu einer Wurzel, welche das Aufschmieren der Farbe, also das Dunkelfärben bezeichnet; so Tag durch die Wurzel dah brennen zu einem ganz gleichen Ursprung des durch Färben bezeichneten Glanzes. „Ich halte einen Zusammenhang der Wurzel frag brechen, mit blinken, mit flagrare nebst allem, was mit diesem Worte verwandt ist (fulgeo, fulgur, ferveo, brennen, braun, blau, black, blinken, Blei, bleich, blank u. s. w.), also auch mit Blick im Sinne des Glanzes und mit Blitz, d. h. einem starken oder wiederholten Aufleuchten nicht für unmöglich. Aber dieser Zusammenhang konnte kein anderer sein, als daß die Wurzel flag zerbröckeln bedeutete, daß sie über Zerreiben und Bestreichen zum Färben, von da zum Farbigwerden, Glänzen, und endlich durch den ebenso langsamen als ungeheuren Proceß des Discursus in einigen ihrer Formen zur Bedeutung des Blitzes gelangt sei." *) Bedarf es noch weiterer Beispiele um zu zeigen, daß die Welt der Objecte nur so weit und insofern sie

*) Geiger, Ursprung der Sprache, p. 149.

menschlicher Thätigkeit unterworfen wurde, in das menschliche Bewußtsein eintrat, h. h. wirklich wurde? „Von dem Licht der Sonne hätte man doch glauben sollen, daß es einem unmittelbaren Ausdruck der Gesichtswahrnehmung erreichbar sei. Es ist nicht so, das Licht entlehnt vom Dunkel den Namen. Der Begriff des Färbens geht vom Bestreichen, Beschmieren aus; und gerade die schwarze Farbe ist diesem Ursprunge am nächsten. Licht ist der Sprache eine Farbe, das beweist das häufige Begegnen der Begriffe Schwärze und Licht.“ (Ursprung der Sprache, p. 147).

Die gegentheilige Ansicht Geiger's, daß die Begriffe der Thätigkeit zuerst an der Erscheinung des Wirkenden zum Vorschein gekommen seien, daß also die ältesten Substantive Subjecte gewesen seien, widerlegt sich durch alle die zahllosen Beispiele, die den obigen analog, von ihm selbst gesammelt worden sind. Andererseits muß sie auch bei ernstem Nachdenken schon von selbst hinfällig werden. Es gehört in der That schon eine große Abstractionsgabe dazu, ein Objekt der Außenwelt nicht nur isolirt aufzufassen, sondern ihm auch eine Thätigkeit zuzuschreiben. Auf einer gewissen späteren Stufe muß allerdings die Macht der Phantasie, die ja keine andere ist, als die Vernunft selbst, nicht bloß die wirklichen Dinge, sondern auch ihre eigenenen Gebilde als selbständige, thätige Wesen aufgefaßt haben, und diese Anthropomorphisirung der Welt ist uns in der reichen Mythologie der alten Völker in ihrem glänzendsten Höhepunkt erhalten. Aber schon die Geschichte der Flexionsendungen der Substantive, von denen das Nominativ-s eine der interessantesten ist, beweist den späteren Ursprung der thätig, d. h. menschlich aufgefaßten Objecte. Das lateinische rex, das

griechischen πολίτης, des gothischen suns (Sohn), arms arm-er müssen auf den Sanskrit-Artikel sa, der zurückgeführt werden. „Die Absicht der Nominativendung war eigentlich die Hervorhebung des Subjects durch Hindeutung; das dazu verwandte Fürwort ist selbst nur in diesem Sinne, nur im Nominativ gebräuchlich“ (Geiger). In einer solchen uralten Flexionsentstehung haben wir demnach den Proceß der Personificirung, Subjectivirung, die Anschauung der Objecte als thätiger, menschenartiger Wesen in erster sprachlicher Bezeichnung, d. h. also in dem Eintreten in das Sprachbewußtsein noch erhalten.*) Auch Schleicher hat auf den Umstand hingewiesen, „daß in einer älteren Lebensperiode der indogermanischen Ursprache das Genus noch gar nicht zum lautlichen Ausdrucke kam. Die gesammten Genusbezeichnungen sind secundär im Indogermanischen. Was folgt hieraus, was folgt aus dem Mangel des Nominativ-s beim Neutrum anderes, als daß die Auffassung der Dinge, als

*) Schon die hohe Wichtigkeit, welche die Sprachen der Naturvölker der Unterscheidung zwischen belebten und unbelebten Wesen beimessen, — in der Delaware-Sprache z. B. werden alle Nomina in diese beiden Klassen eingetheilt, zu der ersten gehören Thiere, Bäume, größere Gewächse, Sterne, während jährliche Pflanzen und Kräuter zu der letzteren — gibt einen unzweifelhaften Anhalt, daß die lebenden, d. h. selbstthätigen Wesen unter einer besonderen Anschauungsweise, die sich von der Anschauung bloßer Produkte menschlicher Thätigkeit scharf abgrenzte, substantivirt worden sind. Eine Eigenthümlichkeit der englischen Sprache, wornach sie die Geschlechtsunterscheidung durch ein zugefügtes Pronomen bewirkt, also he-wolf und she-wolf, bietet uns auch heute noch eine Analogie, durch welche uns jene Substantivirung thätiger Wesen in der Vorwelt verständlich wird. Dahin gehört auch die von J. Grimm (Grammatik II, 275) gemachte Bemerkung, daß im Deutschen auffallend viele Thiernamen mit s, also wohl dem verhärteten Ueberrest des Personalpronoms, abgeleitet werden: dahs, vuhs, luhs, kans (Gans), ohso (Ochse), Gemse, Bremse, Färse (von Far, Farre) u. s. w.

lebloser, leidender Wesen ursprünglich ist in der Sprache, und daß die Personification, d. h. die Auffassung als lebender selbstthätiger Wesen, wie sie durch Anhängung jenes Pronomens sa = selbst bezeichnet wurde, erst auf einer viel späteren Stufe der Entwicklung eingetreten ist? Aus dem gleichen Grunde muß die Bezeichnung der Werkzeuge, in welchen die Activität des fremden Gegenstandes als Grundanschauung hervortritt, ebenfalls einer schon entwickelteren Sprachperiode zugewiesen werden, wie denn z. B. in der Sprache der Fulbe, eines central-afrikanischen Volksstamms, der Spiegel daru-r-gel, speculum, looking-glass = Ding zum Sehen, die Feder bind-ir-gul = Ding zum Schreiben, die Nadel nyo-r-gal = Ding zum Nähen, der Schlüssel omt-ir-gel = Ding zum Oeffnen u. s. w. genannt werden. Solche Zusammensetzungen und Gedankencombinationen beweisen auf unwiderlegliche Weise, daß die Verbal- oder Thätigkeitswurzel, da sie sich zuerst aus der Verbindung von Subject und Object löste, also sich substantialisirte, zum Substantivbegriffe wurde, an dem äußeren Objecte der Thätigkeit haften blieb, nicht aber an dem thätigen Subjecte, also daß das Mehl, die Höhle, das Geflecht die ältesten Substantive waren, nicht aber der Müller, der Aushöhler, der Flechter.

Ad 6. Dieser Satz ist von größter Wichtigkeit. Er wird wieder am verständlichsten werden, wenn ich ihn einem schönen und tiefsinnigen Gedanken Geiger's gegenüberstelle, den er indessen theilweise negirt. Geiger sagt nämlich, nachdem er auf die Nothwendigkeit hingewiesen, je weiter wir in die Vorzeit hinaufsteigen, um so mehr Vorstellungen und Begriffe aus der Sphäre des denkenden Bewußtseins schwinden zu lassen (Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I, S. 199):

„Gelangen wir nun auf diesem Wege wirklich zum An-
„blicke eines wunderbaren Wurzelzustandes der Sprache, ohne
„Sonne und Himmel, ohne Mann und Weib, Thier und
„Baum, und nur erfüllt von frei im Raume schwebenden
„Beurtheilungen der nicht vorhandenen Dinge?"

Dieser schöne Satz ist buchstäblich wahr und bezeichnet in Geiger's gewohntem ächt philosophischem Tiefsinn den Urzustand der Sprache, wie wir ihn uns nothwendig denken müssen; nur der eine Ausdruck frei im Raume schwebend kann zu schwerer Mißdeutung und irrthümlicher Auffassung führen. Niemals, seit ihrem ersten Entstehen, schwebte die Sprachwurzel frei im Raume, sie war vielmehr festgewurzelt und unverlierbar sowohl mit dem Menschen verwachsen, da sie seine eigene, jederzeit zu erneuernde und ihm zu Gebote stehende Thätigkeit bezeichnete, andererseits aber wurzelte sie auch in der objectiven Welt, sie erhielt dadurch einen objectiven Inhalt, daß diese Thätigkeit hinausstrebte in die Welt der Wirklichkeit und ihm nun als Wirkung an, in gewissem Sinne ideal und abstract zu nennenden, Gebilden entgegentrat; denn diese bestimmte Höhle oder Lagerstätte, dieses bestimmte Geflechte war zwar eine That seiner Hände und erhielt alsbald eine objective Wirklichkeit, aber zuvor waren dieselben, wenn auch unklar und verworren gedacht und es trat nun in fortgesetzter alternirender Wirkung größere Klarheit und Erkenntniß seiner Schaffensfähigkeit mit allmählich sich vervollkommender Erreichung der von ihm beabsichtigten Zwecke ein.

Ad 7. Das ist es aber gerade was ich Phänomenalität bei dem Entstehen der Begriffe genannt habe, ohne welche die Begriffe niemals ins Gemeinverständniß träten,

sondern innerlich absterben müßten, weil ihnen der feste Boden der Außenwelt entzogen wäre. Die anschauliche Welt ist der ewig rinnende Born, der des Menschen Begriffe reinigt und läutert, ihnen Stoff zuführt, ihnen Halt gewährt und die Gebilde einer schwärmenden und ins Leere hinaus strebenden Phantasie an die festen Normen der Wirklichkeit kettet. Die objective und gemeinsame Gesichtswahrnehmung trat als Wahrnehmung der Wirkung eigener Thätigkeit am frühesten in das gemeinsame Bewußtsein, sei es, wie eben gesagt, als Höhle, als Lager oder als Geflechte. Unmerklich aber haftete das Wort auch an den von der Thätigkeit nur berührten oder getroffenen Dingen, isolirte dieselben als Einzeldinge, und nun war auch eine Möglichkeit gegeben, den Baum, das Thier, das Korn zu bezeichnen. Von hier aus breitete sich dann der Begriff und das Wort auch auf die thätigen und wirkenden Wesen aus, ein Uebergang, der schon dadurch naturnothwendig in dem Sprachleben eintretend gedacht werden muß, da ja die Thätigkeit selbst eine phänomenale Seite hat d. h. das grabende, flechtende u. s. w. Individuum schließlich auch in seiner bloßen Erscheinung Gegenstand der gemeinsamen Anschauung und der Sprachbezeichnung wurde. Während demnach das Thier zuerst als ein erlegtes, getödtetes, geschundenes aufgefaßt wurde, führte der Uebergang der Sprachauffassung bald die Charakterisirung der Gattungsunterschiede nach Farben ein („Einer unvergleichlich älteren Zeit müssen die Namen der Thiere angehören, die in außerordentlich großer Zahl als etwas Farbiges aufgefaßt worden sind.“ Geiger, Ursprung der Sprache, Seite 154); bis endlich die Thiere selbst als thätige, wirkende Wesen der aufmerksam gewordenen Betrachtung sich darstellen. („Eine gewaltige

Schaar von Thieren, welche entweder um Nahrung zu suchen, oder sich oder ihrer Brut Wohnungen zu verschaffen, die Erde oder Pflanzen durchwühlen und zernagen, welche andere Thiere oder den Menschen selbst stechend und nagend zu verletzen pflegen, führen von diesen Thätigkeiten die Benennung." Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft II, Seite 55.)

Man kann übrigens diesen Proceß der Sprachwerdung und des allmählichen Uebergangs der Anschauung, wie er in urältester Zeit in der Sprache als großem Ganzen, ich möchte sagen phylogenetisch vorgegangen sein muß, auch noch in historischer Zeit an der Geschichte und der Entwickelung der einzelnen Worte ontogenetisch verfolgen nud bestätigt finden. Nehmen wir als Beispiel das Wort ἀγορά, so bedeutet dies Wort ursprünglich (von ἀγείρω) die Thätigkeit des Versammelns; dabei stellt sich alsbald eine Wesenheit dar, welche von dieser bestimmten, menschlichen Thätigkeit (dem Zusammenrufen, Versammeln) etwas erleibet, das Phänomenale oder Objective dieses Begriffs ist eben die auf einem Platze sich versammelnde Menschenmenge; die Anschauung löst sich von dem Urbegriff und bleibt nun an dem Phänomen selber haften, ἀγορά ist die Versammlung selbst, welche handelt und thätig ist; das Phänomenale ihrer Thätigkeit ist, daß sie sich an einem Platz zusammenfindet, ἀγορά bezeichnet den Platz; oder daß Reden gehalten werden, ἀγορά bedeutet die Rede vor der Versammlung; es wird dabei auch gehandelt, ἀγορά bezeichnet den Markt, und nun gleitet das Wort und der Begriff über alle hiebei sich darstellenden Phänomene, indem es den Verkehr, das Handeln selbst, den Verkauf, die verkäuflichen Sachen, Lebensmittel u. s. w. ins Auge fassen

läßt, bis wir endlich von Abstraction zu Abstraction hinaufsteigend von einem Weltmarkt reden, einem Wesen, das keinen kleineren Schauplatz hat, als die ganze Erde und kein geringeres Object als alle Güter, allen Besitz der Menschen, keine geringere Thätigkeit bezeichnet als den Gesammtverkehr aller Menschen.

Nach allem Vorausgesagten beginnt es nun zu tagen, indem Lichtstrahlen von allen Seiten den engumfriedeten Raum bezeichnen, auf welchem die Lösung unseres Problems, der Ursprung der menschlichen Sprache und Vernunft, zu suchen ist.

XV.

Lösung des Problems.

Die menschliche Sprache ist hervorgegangen aus der Sympathie der Thätigkeit.

Schon die am Schlusse des V. Kapitels angeführten Andeutungen W. von Humboldt's konnten auf diesen Gedanken führen.

Die eminent sociale Natur des Menschen, der zur Herrschaft gelangte Gesichtssinn und die mit steigender Entwickelung sich vermannigfaltigende gemeinsame Thätigkeit sind die drei Factoren der Sprachentwickelung.

Feuerbach sagte („Philosophie der Zukunft"), unseren Gedanken dunkel vorausahnend: „Nur durch Mittheilung, nur aus der Conversation des Menschen mit dem Menschen entspringen die Ideen. Nicht allein, nur selbander kommt man zu Begriffen, zur Vernunft überhaupt. Die Gemeinschaft des Menschen mit dem Menschen ist das erste Princip und Kriterium der Wahrheit und Allgemeinheit. Der einzelne Mensch für sich hat das Wesen des Menschen nicht in sich, weder in sich als moralischem, noch in sich als denkendem Wesen. Das Wesen des Menschen ist nur in der Gemeinschaft, in der Einheit des Menschen mit dem Menschen enthalten."

Keine andere Lösung als die unsrige ist denkbar, keine andere vermag alle die Einwürfe und Zweifel, welche von jeher mit Recht erhoben wurden, endgültig und ohne Rest

zu beseitigen und aufzulösen, als der eine, wahre, mit zwingender Gewalt sich uns aufdrängende Gedanke:

„Der Sprachlaut ist aus der Gemeinsamkeit der Thätig„keit hervorgegangen."

Wie konnte Sprache verstehbar werden? Wodurch konnte sie die Herrschaft über den Einzelnen erlangen? Wie konnte sie, was ihre wichtigste Function ist, zum sensorium commune werden? Auf alle diese Fragen haben nur wir eine befriedigende Antwort.

Schon Herder gibt in seiner Preisschrift einen Wink, welcher, von consequentem Denken benutzt und verfolgt, zu unserer Auflösung hätte führen müssen. Er sagt („Ueber den Ursprung der Sprache", Seite 121):

„Zweites Naturgesetz. Der Mensch ist seiner Bestimmung nach ein Geschöpf der Heerde, der Gesellschaft; die Fortbildung einer Sprache wird ihm also natürlich, wesentlich, nothwendig", und fügt hinzu: „Der Mensch, gegen den struppigen Bär und den borstigen Igel gesetzt, ist ein schwächeres, dürftigeres, nackteres Thier: er hat Höhlen nöthig und diese werden, mit den vorigen Veranlassungen (dem socialen Familienleben) zusammengenommen, sehr natürlich gemeinschaftliche Höhlen."

Verfolgen wir aber jene Eigenthümlichkeit der Sympathie, aus welcher, in Verbindung mit der nach Außen gerichteten Thätigkeit, die Sprache unzweifelhaft hervorgegangen ist, zunächst in anderen Gebieten des Seelenlebens, welche ja wohl ursprünglich mit jenem keimartig verwachsen sein mußten, so finden wir auf ethischem Gebiete als charakteristische Unterschiede des Menschen das Weinen und Lachen. Beide stammen aus der Gemeinsamkeit der Empfindung, dem erhöhten

Gemeingefühl einer Gesammtheit, ersteres dem Schmerze, der Niedergeschlagenheit, letzteres dem Behagen, dem Bewußtsein des gemeinschaftlichen Frohgefühls der Ueberlegenheit über den Gegner oder ein von der Gemeinschaft ausgeschlossen gedachtes Wesen.

Das Lachen trägt auch heute noch etwas Dämonisches, Teuflisches in sich, welches auf seinen Ursprung zurückweist. So anmuthig und lieblich auch ein Lächeln sein mag, das uns inniger Sympathie und warmer Herzensübereinstimmung versichert, so herzlich froh ein heiteres Lachen schallt und uns die Harmlosigkeit eines offenen Gemüths aufschließt gegenüber dem finsteren Gesellen, der nie seinen Mund zu einem Lächeln verzieht — so ist nicht zu verkennen, daß dies späte, edle Entwicklungen sind, die sich zu dem ursprünglichen Lachen verhalten mögen, wie das von einer frommen inbrünstigen Seele an den allgütigen Gott gerichtete Gebet zu jenen furchtbaren Opfern, da die Mütter ihre eigenen Kinder dem Moloch in die feurigen Arme warfen.

Das Lachen sucht einen Widerhall bei Anderen, es wirkt ansteckend. Niemals erscheint uns ein Mensch dummer, als wenn er in einer Gesellschaft seine eigenen Witze belacht, ohne daß ein Anderer mit einstimmt. Wer einen Bekannten mit freundlichem Lächeln begrüßt und einem ernsten Gesichte begegnet, erschrickt, kommt außer Fassung.

Der Witz, der Hohn bringt die Lacher auf die Seite des Spötters. Der Verspottete fühlt sich isolirt, vernichtet. Zürnt er, wird er heftig, so kann er dadurch das Gelächter noch vermehren. Der Witz ist die furchtbarste Waffe. Je socialer der Grundcharakter eines Volkes ist, um so verhängnißvoller die Lächerlichkeit. Darum waren geniale Spötter —

ein Rabelais, ein Voltaire — unbestrittene Herrscher in der französischen Literatur. Das Lachen entspringt eben dem Gefühle der Ueberlegenheit, welches die Masse plötzlich ergreift: in solchen Fällen ist es Ueberlegenheit des Verstandes gegenüber dem unglücklichen Opfer, das sich von Allen verlassen sieht.

Schon bei der Jugend und auch in gewöhnlichem socialen Umgange hält das Lachen strenge Zucht und Aufsicht über alles Auffallende, Außergewöhnliche, Excentrische. Es entspringt einer unbewußten Conspiration der Menge gegen Jeden, der sich etwas Besonderes dünkt, qui n'est pas comme tout le monde. Ein unwiderstehlicher Lachkitzel erfaßt die Bauernjugend, wenn sie etwa eine ländliche Schöne in städtischem Ballcostüme erblickt; auch der leiseste Anflug einer fremdartigen oder affectirten Aussprache wird von der Schuljugend mit schallendem Gelächter begrüßt. Es sind die schwarzen Raben, die ihrem weißen Genossen die Federn ausrupfen.

Darum bezeichnet aber auch das Lachen oft den Sieg der Rohheit und Gemeinheit über die edleren, höheren und eben deshalb der gemeinen Menschennatur unverständlichen Regungen des auserwählten Herzens. Das Lachen ist oft das Triumphgeschrei der brutalen, fühllosen Masse über den im Ringen gegen die Gemeinheit erliegenden Edlen. Es entspringt alsdann dem Gefühle der behaglichen Sicherheit inmitten des großen Haufens.

Am häßlichsten, aber am ursprünglichsten und natürlichsten äußert sich der Trieb des Lachens gegenüber fremder Unvollkommenheit, Hülflosigkeit, Mängeln und Leiden. Der Taube, der Blinde, der Lahme, so gut wie der Stotterer, der Geisteskranke, sie sind ein Gegenstand des Gelächters für die rohe,

wild aufwachsende Jugend — cet âge est sans pitié, sagt mit Recht Lafontaine. Schaut ihnen nur zu, mit welcher Lust sie ein armes Thier quälen und martern und wie sie sich an seinen Zuckungen und krampfhaften Bewegungen weiden, seht mit welcher Tücke diese „Ebenbilder Gottes“ einen armen Hund mit einem Steinwurfe verletzen und dann, wenn dieser heulend entflieht, in johlendes Lachen ausbrechen; vernehmt das wiehernde Gelächter, wenn zwei von ihnen sich raufen und der Ueberwundene dann blutend oder hinkend davonschleicht — und ihr werdet ein ziemlich getreues Bild der Urzustände unseres Geschlechts haben, aus welchen jene Aeußerung des socialen Triebs zuerst hervorbrach.

Vom Grinsen, Zähnefletschen und dabei ausgestoßenen Tönen des Behagens, der gemeinschaftlich empfundenen Befriedigung, wenn der Stamm oder die Heerde in erfolgreicher Thätigkeit den Feind überwunden oder in die Flucht geschlagen, ging das laute Lachen aus. Dasselbe Gemeingefühl der Ueberlegenheit äußerte sich in dem sardonischen Lachen, jenem teuflischen Grinsen, welches die Anschauung des grausam gequälten, gefesselten Feindes und seiner Zuckungen, Gliederverrenkungen, fruchtlosen Bemühungen sich den Qualen zu entziehen, bei der versammelten Schaar hervorrief. Daß diese Lust an raffinirter Grausamkeit noch lange in den Menschenseelen nachwirkte, beweisen die scheußlichen Todesarten und ausgesuchten Folterqualen, mit welchen man bis ins vorige Jahrhundert die Feinde des Herrschers oder der Gesellschaft vernichtete oder von dem vermeintlich Schuldigen Geständnisse zu erpressen trachtete.

Das Lachen entspringt dem Gemeingefühl der Lust, der erfolgreichen Thätigkeit, der Ueberlegenheit einer corporativen

Vielheit gleichgestimmter Wesen. Damit es erweckt werde, muß eine äußere Anschauung diese Stimmung entzünden; daher auch die Plötzlichkeit seines Auftretens. Je unerwarteter die Erscheinung, desto unwiderstehlicher der Lachreiz.

Das Weinen ist der Reflex, die unmittelbare Aeußerung des Gemeingefühls der Trauer, des Schmerzes, der Niedergeschlagenheit, der trostlosen Verlassenheit (desolatio). Nichts derartiges ist in der Thierwelt zu finden. Wird eine Koppel Hunde mit der Peitsche bedroht, so heult jeder nur für sich; gerade so zittern die Sclaven unter den Menschen und sind bereit ihr elendes Leben durch Verrath an ihren Mitsclaven zu erkaufen. Das Weinen hat einen edleren Ursprung. Der tiefe Schmerz, allein getragen, läßt das Auge trocken und wühlt mit stumpfer Waffe in unserem Herzen; sobald das Mitgefühl mit sanftem Zuspruch sich uns nähert, löst die Sympathie den dumpfen Schmerz und linde Zähren erleichtern die gepreßte Seele. Wir weinen mit den Anderen, und wenn wir über unser eigenes Elend weinen, so objectiviren wir uns selbst in unserer kläglichen Lage, erscheinen uns als Gegenstand des Mitleids und nehmen herzlichen Antheil an uns selber. Ueberall ist die Sympathie, das Gemeingefühl die psychologische Wurzel der Thräne. Darum ist sie heilig; denn das Mitgefühl ist der schönste und edelste Zug des menschlichen Herzens. Unvergänglich klingt durch die Jahrhunderte das Klagelied der Gefangenen an den Wasserströmen Babylons, die da „weineten, wenn sie an Zion gedachten."

Wer über diese beiden mit scharfer Grenzlinie den Menschen von dem Thiere durch ein äußeres physiologisches Kennzeichen ausnahmslos sondernden Eigenschaften auch in ihren

allergewöhnlichsten Erscheinungen, z. B. der instinctiv ansteckenden Lachlust, dem Geheul der Klageweiber bei den Leichenbegängnissen der Römer und so vieler anderer Völker nachdenkt, der muß nothwendig zu dem Schlusse gelangen, daß nur eine gesteigerte sociale Stimmung, ein höheres Gemeinleben und Gemeinempfindung uns einen genügenden Erklärungsgrund für jene unserem Geschlechte so ganz besonders eigenthümlichen und uns zugleich so unmittelbar vertrauten und verständlichen Auslösungen ethischer Gemüthserregungen zu geben vermag.

Auch die Thräne bedarf darum der Anregung äußerer, gemeinverständlicher Anschauung und es ist sehr bemerkenswerth, daß oft ein solcher kleiner, scheinbar unbedeutender Zug, eben weil er anschaulich wirkt, erst das Signal für die ausbrechende Empfindung wird, wie etwa die Worte:

Sein graues Haupt scheute der Mörder nicht;

oder die Worte, mit denen der Schauspieler die versammelten Römer zu lautem Schluchzen und Jammern über den Tod Cäsar's hinriß:

Men', men' servasse, ut essent qui me perderent!

oder auch die unvergleichlichen psychologischen Kunstgriffe und Wendungen, mit denen bei dem großen Shakespeare Antonius das Mitleid über den Gemordeten in die Seelen der Zuhörer träufeln läßt:

Ich zeig' euch des geliebten Cäsars Wunden,
Die armen, stummen Munde, heiße die
Statt meiner reden. . . . .

Von diesen Aeußerungen des ethischen Gemeingefühls, von denen ich nochmals ausdrücklich hervorhebe, daß sie nur durch gesteigerte sociale Instincte erklärlich sind und daß das Lachen und Weinen des Einzelnen, ebenso wie die

Sprache, in der Gemeinschaft erworbene Eigenschaften sind, die dann freilich auch, unter der Herrschaft der immer mächtiger werdenden Phantasie, im individuellen Dasein zu scheinbar unabhängiger Wirksamkeit gelangt sind, gehe ich zu einer anderen Seite der socialen Schöpferkraft über, nämlich zu der ästhetischen. Es gibt ein Gemeingefühl der Lust, welches nicht wie das vom Lachen begleitete in der Befriedigung erfolgreicher Thätigkeit oder durch den Anblick des niedergeworfenen Feindes gesteigertem Selbstgefühle seinen Ursprung hat, sondern welches nur aus dem frohen Gefühle des Daseins die lebendigen Wesen zur unmittelbaren Aeußerung einer erhöhten Stimmung antreibt. Dann ist es das Spiel, welches, wie schon bemerkt, in allen Sprachen zugleich die tönende, rhythmische Auslösung innerer Empfindung — Musik und Gesang — und die damit zusammenstimmende lebhafte Bewegung der vom Frohgefühl erregten Glieder ausdrückt. Denn aus gemeinsamem Keime erwuchsen, um sich nachmals zu gesonderter Entfaltung zu trennen, Gesang, Musik und Tanz. Die dunkle Ahnung eines ähnlichen Gefühls mag dem Sammelrufe der Vögel zu Grunde liegen und in lautem Geschrei sich austönen,

> wenn über Flächen, über Seen
> Der Kranich zu der Heimath strebt.

Spiel, Lust und Tanz sind zwecklos; sie entquellen dem Selbstgenuß des Daseins; sie hätten für sich allein niemals eine Sprache, also auch niemals einen Menschen geschaffen. Unser Leitstern ist das Wort Humboldt's: „Der Mensch ist ein singendes Wesen, aber Gedanken mit den Tönen verbindend." Herder sagte in richtigem Verständnisse, daß in jenem ältesten Keime auch schon die Sprache enthalten

gewesen sein mußte, bei deren Entfaltung aber ein neues Element, hinzutretend, ihr eine Richtung verlieh, welche sie dann selbstthätig verfolgte: „Die erste Sprache des Menschen war Gesang. Condillac, Rousseau und Andere sind hier auf den Weg gekommen, indem sie die Prosodie und den Gesang der ältesten Sprachen vom Laute der Empfindung herleiten; denn ohne Zweifel belebte die Empfindung jene ersten Töne und erhob sie. Sowie aber aus den bloßen Tönen der Empfindung nie eine menschliche Sprache werden konnte, die dieser Gesang doch war, so fehlte noch etwas, ihn hervorzubringen, und das war — —"

Was es war, das konnte Herder nicht ergründen; dazu fehlte ihm nicht nur die philosophische Ruhe und eindringende Zähigkeit des Gedankens, auch die empirische Sprachforschung hatte noch nicht das reiche Material zusammengetragen, aus welchem über die ältesten Urelemente der Sprache und ihre Bedeutung sichere Schlüsse gezogen und damit ein helles Licht über das wahre Wesen der Sprache ausgegossen werden konnte.

Es war die auf einen gemeinsamen Zweck gerichtete gemeinsame Thätigkeit, es war die urälteste Arbeit unserer Stammeltern, aus welcher Sprache und Vernunftleben hervorquoll. Haben wir denn heute noch einen Schlüssel, mit welchem wir jenes erste Werden der wunderbaren Gabe des Menschengeschlechts uns vergegenwärtigen, es nachempfinden können? Ich denke ja. Zum siegfreudigen Angriff begeistert auch heute noch der aus der Männerbrust frei und machtvoll entströmende Laut, wie vordem die homerischen Kämpfer und die mit dem gefürchteten barritus anstürmenden Germanen. Gilt es ein anderes gefahrvolles

Unternehmen, das gemeinsam ausgeführt werden soll, die Rettung eines strandenden Schiffes, den Widerstand gegen entfesselte Elemente, oder fühlt eine versammelte Menge gemeinsam ihr zugefügte Schmach, welche gemeinsam abgewehrt werden soll — nun wer es einmal erlebt, der weiß wie die Begeisterung des Gemeingefühls, der gemeinsamen Thätigkeit in solchen zündenden Momenten die Brust fast zersprengt, bis sie in gemeinsamem Laute sich Luft macht. So feuern noch heute die Matrosen zur raschen concentrischen Thätigkeit sich an; so beflügelt sich der Schritt der muthigen Kriegerschaar; so sehen wir auf den ältesten ägyptischen Denkmälern den Flötenspieler schon das Schiff begleiten und die Ruderer ermuntern, eine in hohem Alterthume vollzogene Ablösung oder Theilung der Arbeit; denn der Flötenton klingt im Inneren der Ruderer und erspart ihnen eigenen Gesang oder Ruf, gleichwie die der rauschenden Kriegsmusik folgende Schaar auch innerlich vibrirt und nicht anders empfindet, als wenn sie selber sänge.

Hier ist also der Ursprung des Lautes, der, gemeinsam erklingend, gemeinsam hervorgebracht, gemeinsam verstanden, nachmals zum menschlichen Worte sich entwickelte. Denn seine Eigenthümlichkeit war und mußte bleiben, daß er an eine bestimmte Thätigkeit erinnerte und verstanden wurde. So ist, wie schon früher bemerkt, der Inhalt der Sprache schon auf ihrer ersten Stufe Gedachtes, d. h. nicht die flüchtige Phantasmagorie des Sinnenscheins, der bunten Flucht der Erscheinungen, sondern fest in dem Menschen in seiner eigenen Thätigkeit Gegründetes. Wie mit verschiedenartigen Thätigkeiten verschiedenartige Laute sich verbinden konnten, die erst allmählich sich differenzirten, und dann die

Menschen, indem sie das Nämliche auszurufen glaubten, nach und nach in den Besitz verschiedener Wurzelworte mit verschiedener Bedeutung gelangten, das ist nach meinen früheren Auseinandersetzungen, namentlich in Kapitel XI und XII, unschwer einzusehen; wie denn ja das Princip der Lautdifferenzirung und daran zufällig, d. h. durch Entwicklung, Erlebniß, angelehnter Begriffsdifferenzirung in aller Sprachschöpfung thätig ist. Der Deutlichkeit zu Liebe möge hier abermals ein von Geiger angeführtes Beispiel citirt werden: Der Oberdeutsche sagte der See, der Niederdeutsche die See; beide meinten dasselbe; als sie zusammentrafen, blieb die Lautverschiedenheit und gewann einen differenzirten Inhalt: die See wurde zur See der Niederländer, dem Meere, der See bezeichnete die Landseen der Oberländer. Was hier im Großen bei zwei Volksstämmen vorgegangen ist, verkürze man bis auf individuelle Maßstäbe und man hat ein Bild der Vervielfältigung der Sprachlaute und Begriffe.

Der Sprachlaut ist also in seiner Entstehung der die gemeinsame Thätigkeit begleitende Ausdruck des erhöhten Gemeingefühls. Er gehört nur dem Menschen, nicht dem Thiere, weil nur bei jenem, nicht bei diesem eine Neuschöpfung socialer Individuen höherer Ordnung beginnt. Ich muß hier dem Irrthum entgegentreten, als seien in den Thierstaaten, die man so häufig mit den menschlichen Genossenschaften verglichen hat, ganz dieselben Principien thätig, wie bei diesen. Namentlich hat man sich darin gefallen, die Bienen- und Ameisenstaaten den menschlichen Gemeinwesen gleichzustellen. Das ist ein großer Fehlschluß. Diese kleinen Thiere sind Individuen erster Ordnung. Der ganze Thierstaat steht auf gleicher Höhe mit dem Organismus eines

vollkommeneren Thier- oder Menschenleibs, nur daß hier derselbe durch einen festen Zusammenhang gebunden ist, während dort die einzelnen, unverbundenen Individuen in freier Bewegung durcheinanderschwirren. Erst durch das Zusammentreten, Verwachsen und Organisiren von Individuen der zweiten Ordnung ist eine höhere, vollkommenere Einheit, ein Individuum der dritten Ordnung, welches mit nichts Anderem auf unserem Planeten vergleichbar ist, möglich geworden. Was bei den Thierheerden z. B. Affen, Rindern, Elephanten oder den in Gemeinschaft lebenden, bauenden, wandernden Vögelschaaren zum Vorschein kommt, beschränkt sich auf die ersten dumpfen Anfänge des in unserem Geschlechte zur reichsten und vollkommensten Entfaltung gelangten socialen Triebs. Der entscheidende, welthistorische Wendepunkt, das wahre Charakteristicum der Menschheit war die auf die Erreichung eines gemeinsamen Ziels gerichtete gemeinsame Thätigkeit mehrerer oder vieler Individuen.

Erst in unseren Tagen bricht allmählich die einfache Wahrheit sich Bahn, daß die höheren, geistigen Eigenschaften des Individuums nicht aus diesem, für sich betrachtet, sondern nur durch seinen Zusammenhang mit den Collectivwesen, den socialen Gebilden, Stamm, Volk, Nation, Menschheit erklärt werden können. Der Einzelmensch verhält sich zu diesen Gebilden, wie das Blatt zum Baume; das Blatt war wohl auch ursprünglich Elementarorgan, aber durch Differenzirung der Organe und Functionen, durch Wirkung und Gegenwirkung ist ein ganz neues Verhältniß eingetreten, vermöge welches in viel höherem Grade das Leben des Blattes aus dem Leben des Baumes, als umgekehrt, erklärt werden muß. So ist es auch mit dem Verhältnisse des Einzelmenschen zu

den socialen Ganzen. Eins der wahrsten Worte A. Comte's ist: „L'Humanité explique l'homme.“

Die Sprache nun ist offenbar die Stimme und zugleich das Denkorgan der Menschheit. Dies ist sie aber nur durch die gesteigerten Beziehungen der Völker unter einander, wodurch der Gemeingeist der Menschheit immer mehr alle Glieder durchdringt, alle nationalen Sondergestalten mit seinem Bewußtsein erfüllt und zu seinen großen Zwecken verwerthet. Im Alterthum war die Sprache vorwiegend die Stimme und das Denkorgan der Nation, deren Charakter sich in ihr, wie in allen Erzeugnissen der Kunst und Cultur scharf ausprägte. Noch weiter in die Vergangenheit zurückschreitend, müssen wir an eine Zeit gelangen, wo die Sprache Eigenthum vereinzelter Stämme war, die sie aus früherer gemeinsamer Abstammung gleichmäßig ererbt, in ihrer isolirten Existenz aber bis zu gegenseitiger Unverständlichkeit verändert hatten.

Verständniß ist nur möglich, wo ein Gemeingefühl vorhanden ist. Nur durch das Stammesgemeingefühl konnte sich eine Stammsprache entwickeln; das Nationalgemeingefühl sog die Stammesverschiedenheiten allmählich auf und bildete Nationalsprachen. Das Gemeingefühl der Menschheit, das »homo sum, humani nihil a me alienum puto« hat das Anbrechen der von Göthe so freudig begrüßten Weltliteratur möglich gemacht und Rückert's schönes Wort wird immer mehr zur Wahrheit:

Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur.

Es muß eine Zeit angenommen werden, wo das Gemeingefühl des Stammes so mächtig war, daß das Individuum gleichsam instinctiv in ihm lebte und webte, ohne sich

seiner Besonderung in höherem Grade bewußt zu werden. Es ist der Gang der menschlichen Entwicklung, daß die wichtigsten Verhältnisse, die das eigentlich Menschliche ausmachen, also Eigenthum, Recht, Tausch, sich erst durch die Gegensätze von Stamm zu Stamm bildeten, daß sie erst viel später auf die Familien und Individuen übergingen, wie denn ja auch heute noch bei vielen Naturvölkern kein Privateigenthum, sondern nur Stammes- oder Gemeinde-Eigenthum vorhanden ist, ein Verhältniß, welches in den Anfängen der menschlichen Cultur als überall, auf der ganzen Erde herrschend angenommen werden muß.

Hier ist der geeignete Ort, des Fundamental-Irrthums Lazar Geiger's zu gedenken und ihn durch Entgegenstellung meiner eigenen Theorie hell und scharf zu beleuchten. Er liegt darin, daß die Sprache, statt das wahre Erzeugniß der Gemeinschaft zu sein, aus der Brust eines höher begabten Individuums ihren Ursprung geschöpft haben soll. Das ist geradezu eine Unmöglichkeit. Ein solcher Laut, der einem Gesichts-Eindruck entsprochen hätte, also aus dem Bestreben, etwas zu schildern, hervorgegangen wäre, entbehrt jeder Fähigkeit, verstanden zu werden, entbehrt zugleich der Möglichkeit, feste Wurzel in der Wirklichkeit zu schlagen, aus dieser gleichsam die reale Substanz zu ziehen, sie dann in innerliches Eigenthum, gemeinschaftliche und darum feste typische Bilder zu verwandeln. Daß aus der Gesammtheit sich Eigenschaften entwickeln, welche im Laufe der Zeit und in fortgesetzter Wechselwirkung auch in die Individuen übergehen, so daß jeder Einzelne in Wahrheit nur so viel wahre Individualität besitzt, als aus der Gesammtheit, der Nation, der gegenwärtig erreichten Culturstufe der Menschheit in ihm

zum Durchbruch kommt und sich wie in einem Mikrokosmos abspiegelt, ist das oberste Gesetz aller Geschichtsphilosophie. Und bei der Sprache, dem wahrhaftesten Gesammtbesitz, dem socialsten Bande, dem getreusten Spiegel, Hebel und Träger des Gemeingefühls, des Gemeinlebens soll es anders gewesen sein, soll von den Einzel-Individuen die Anregung, die Schöpfung ausgegangen sein und sich von da erst auf die Gesammtheit verpflanzt haben? Und das soll geschehen sein in einer Zeit, von der wir nothwendig annehmen müssen, daß das Heerdenleben noch keineswegs hervorragende individuelle Begabungen oder Einwirkungen aufkommen ließ, welche vielmehr erst in späterer Culturentwickelung möglich werden, wo zahlreiche Fäden aus den socialen Gliederungen in einem Einzelwesen zusammentreffen können und dieses dadurch eine hervorragende Stellung, eine mächtigere Einwirkung auf das Ganze allerdings erwerben kann? Das wäre eine gewaltsame Unterbrechung aller Schöpfungsgesetze, die überall nur die stetige, allmähliche Entwickelung zulassen, es wäre das plötzliche Auftreten einer mystischen Kraft und dürfte auf keine andere Weise sich mit dem Problem der Verbreitung und Weiterentwickelung der Sprache in Einklang bringen lassen, als etwa durch die komische Figur des Casparischen „Tonangebers".

Die Sprache, deren Wesentlichstes überall darin gefunden wird, daß sie das Individuelle meidet und haßt, kann unmöglich aus individuellen Aeußerungen hervorgegangen sein. Ich wüßte kaum einen auf die Sprachtheorie bezüglichen Satz, der mehr apodiktische Gewißheit, mehr apriorische Ueberzeugungskraft hätte, als dieser. Alles in den früheren Kapiteln dieser Schrift theils Angedeutete, theils Ausgeführte findet seinen Schluß- und Vereinigungspunkt in diesem Gedanken.

Was von jeher den über die Ausnahmestellung des Menschen in der Schöpfung nachdenkenden Philosophen als der wahrhaft charakteristische Vorzug desselben erschien, der Besitz von allgemeinen Ideen, es ist kein mystisches, unerklärliches Princip, das etwa hier zum Vorschein kommt, sondern diese allgemeinen Ideen sind auf eine natürliche Weise entstanden, nämlich, wie schon in Kapitel VII. Seite 117 bemerkt ist, dadurch, daß sie aus dem Gemeinverständniß, der Gemeinsamkeit hervorgetreten und festen Bestand durch das Wort, die lautliche Aeußerung, gewonnen haben. Was aber vermochte zuerst zum Schlüssel des Gemeinverständnisses zu werden, was konnte gemeinsam sich darstellen, gemeinsam aufgefaßt werden? Bestätigte es nicht die empirische Sprachforschung, so könnte man mit zwingenden, deductiven Argumenten zu diesem Schlusse gelangen: Es konnte nur die eigene und zwar gemeinsame Thätigkeit sein. Für alles Uebrige, für Sonne, Mond, Baum und Thier, Mensch und Kind, Schmerz und Lust, Speise und Trank fehlte absolut jede Möglichkeit gemeinsamer Auffassung, also auch gemeinsamer Bezeichnung; nur jenes Eine, die gemeinsame, nicht aber die individuelle, Thätigkeit war der feste, unwandelbare Boden, aus welchem das Gemeinverständniß und damit auch jene bisher so unbegreiflichen allgemeinen Ideen, die in neuester Zeit M. Müller mit dem mystischen, nichtssagenden x „angeborener Vernunft-Conceptionen" zu erklären glaubte, hervorgehen konnten.

Wie diese gemeinsame Thätigkeit das Verständlichste, Gewisseste, jederzeit Bewußte, weil jederzeit Erneuerbare gewesen ist, so wurde auch sie erst die Pforte, der Schlüssel, durch welche die anfänglich nicht gemeinsam genannten, weil

nicht gemeinsam bekannten Dinge der Außenwelt in das Sprachbewußtsein eintraten, d. h. der Reihe nach gemeinsam aufgefaßt und durch Worte bezeichnet wurden. Hier erst hört die Unbegreiflichkeit der Sprachentstehung auf und es wird gut sein entgegenstehende Ansichten und Vermuthungen unserer Ansicht scharf gegenüberzustellen, um so ein sicheres Kriterium der Unmöglichkeit der einen und der Nothwendigkeit der anderen zu erhalten. Der Sprachlaut soll also nach den Einen

1. ursprünglich einem äußeren Gegenstand A entsprochen haben und allmählich zum Symbol desselben geworden sein — Baum, Sonne, Höhle!

2. einer Thätigkeit eines äußerlich wirksamen Wesens entsprochen haben. Es leuchtet, brennt, blitzt, kracht!

3. der eigenen Thätigkeit allerdings entsprochen, dieselbe aber nur so bezeichnet haben, wie sie an einem Thiere oder Menschen sich dem individuellen Auge dargestellt habe: Es zappelt, wühlt, grinst! (Geiger).

4. nach meiner Theorie zugleich mit der gemeinsamen Thätigkeit aufgetreten, lange Zeit mit derselben untrennbar verbunden, durch langdauernde Verbindung allmählich zum festen, verständlichen Symbol derselben geworden und dann in seiner Entwickelung auch die Dinge der Außenwelt bezeichnet haben, in dem Maße, als diese Thätigkeit dieselben berührte und nun der Laut auch mit ihnen eine Verbindung einzugehen begann.

Möge der Leser hier sich wohl dessen erinnern, was ich im VII. Kapitel über die Grenzen der Sprachbezeichnung und im XII. über das Sprachwerden gesagt habe. Wohl ist die Gestalt der Dinge auch heute, wie damals als sie zuerst aus dem ineinander verschwimmenden Nebelmeere der Außen-

welt allmählich herauszutreten, bestimmtere Umrisse anzunehmen begannen, der wahrhafte Mittelpunkt unserer Auffassung und Betrachtung; aber auch heute noch hält die Sprache rathlos inne vor der Bezeichnung individueller Züge. Man versuche es doch einmal die Gestalt auch der gewöhnlichsten Pflanze, eines noch so unbedeutenden Thiers, Gesichtszüge u. s. w. mit Worten zu schildern; man wird alsbald die Unmöglichkeit einsehen. Was die trockene, wissenschaftliche Botanik hier etwa mit Ausdrücken, wie herzförmig, lanzettförmig, oval u. s. w. vermag; was unsere Dichter mit Schwanenhälsen, Perlenzähnen, Korallenlippen zu leisten sich bemühen, ist nichts weiter als der Versuch, die Phantasie des Lesers anzuregen, aus seinen eigenen individuellen Erlebnissen, aus dem Schatze seiner persönlichen Erinnerungen, sich selber ein Bild zu construiren, das dem von dem Redenden vorgestellten einigermaßen, sei es der Form nach, sei es nach seinem ästhetischen Werthe, entspreche. Freilich wenn ich sage, „er hat ein Gesicht wie der alte Fritz, eine Goethe-Haltung, eine Stirn wie Schiller", so erweist sich eben, gerade an der durch solche Hinweisung auf einen bekannten Gegenstand unmittelbar hervorgebrachten großen Anschaulichkeit, erst recht die Unfähigkeit der Sprache, Gleiches durch die in ihrem Inneren ruhende, eigene Kraft hervorzubringen.

Wo liegt nun also diese Kraft der Gestaltbezeichnung? Aus welchem Quelle strömt und erneuert sie sich beständig und tritt in das Gemeinverständniß? Die Antwort liegt nahe und ist ganz unzweifelhaft, sie wird von den ältesten wie den heutigen, den rohesten wie den hochentwickelten Sprachen gleichmäßig gegeben. Greifen wir nur nach den nächstliegenden Fällen, um zu sehen, wie dieselben hier verfahren. Sage

ich: Sie hat eine gebogene, aufgestülpte, plattgedrückte Nase, er hat vorstehende, anliegende Ohren, einen aufgeworfenen, scharfgeschnittenen Mund, so erweckt dieses in uns unmittelbar verständliche Begriffe, weil erinnerungsfähige, eigene Thätigkeit, die dir so gut wie mir eigen ist, hier vermittelnd eintritt; denn biegen, aufstülpen, plattdrücken, aufwerfen, schneiden u. s w. können wir alle jederzeit, ein solches Wort erweckt also eine ganz bestimmte Erinnerung.

Ich wiederhole hier nochmals ausdrücklich, was ich in den früheren Abschnitten vorbereitend dargestellt habe: Die Sprache bezeichnet in ihrem Ursprunge die Dinge der objectiven Welt nicht als Gestalten, sondern als Gestaltete; nicht als Wirkung ausübende, thätige Wesen, sondern als Wirkung erfahrende, leidende. Die Hand, die greifende Hand, das Werkzeug der Werkzeuge, welche selbst Bewegung ist, aber Wirkungen schafft, die ist es, welche die Schöpfung uns aufgethan hat, unsere persönliche Thätigkeit hinausverpflanzte in die Welt der Dinge und so diese als Gebilde unserer eigenen Phantasie, als Gestalten und Objecte wieder in unser eigenes Geistesleben, in unser Inneres „zurückeschlang."

Hier möge der Leser erwägen, wie nur bei meiner Theorie alle Zweifel, alle Einwürfe sich lösen, alles was die Sprachwissenschaft von ältestem Sprachinhalt erkundet hat, sowie das was noch fortwährend in dem stillen geheimnißvollen Wirken der Sprachentwickelung vorgeht, zu vollkommen geschlossenem, harmonischem Bau sich zusammenfügt. Ich setze nichts voraus, als was jeder denkende Psychologe mir gerne zugeben wird, nämlich gemeinsame, auf Einen bestimmten Zweck gerichtete Thätigkeit, also etwa Höhlen,

Graben, Scharren — Flechten der Baumzweige und wie die urältesten Kunstthätigkeiten gewesen sein mögen, welche uns ja auch überraschend genug als letzte Urbedeutungen der Urbestandtheile der Sprache entgegentreten.

Verba, Zeitwörter, Thätigkeitswörter sind der nothwendigste Bestand aller Sprachen — gewiß! weil die Sprache aus der Thätigkeit hervorging, diese begleitete; menschliche Thätigkeit ist der letzte Begriffsinhalt aller Urwurzeln — wie sollte es anders sein, wie konnte man eine Thätigkeit eines fremden, unbekannten Wesens ausdrücken, wofern man sie nicht — damals wie heute — durch die eigene Thätigkeit erst sich verständlichte; die Dinge treten in den Gesichtskreis der Sprachanschauung in dem Maße als sie mit dieser Thätigkeit in Berührung kommen, von ihr Wirkung erleiden, wie konnte es anders sein, wie ist auf andere Weise eine gemeinsame Anschauung und daraus hervorgehende Bezeichnung möglich?

Nur die gemeinsame Thätigkeit ist für alle diese wichtigen Ergebnisse ein genügender Erklärungsgrund. Sie trägt in ihrem Schooße das wichtigste Charakteristicum der Sprache, nämlich das Gemeinsame; sie ist nicht ein dünn rieselnder zufälliger Strahl, wie die Onomatopoietika, die schildernden Reflexlaute Steinthal's, die Nachahmung des Raubthiers bei Darwin, die Pantomimik und das grinsende Widerspiel Geiger's — alles dieses ist Spielerei und konnte niemals ein so wichtiges, in unaufhaltsamer Entwickelung mit den menschlichen Gemeinwesen und deren Geistesleben verwachsendes Gebilde wie die menschliche Sprache hervorbringen; nein sie ist ein breiter ununterbrochen strömender Quell, denn an die Thätigkeit, die gemeinsame Thätigkeit,

appellirte jene älteste Menschenheerde beständig (der begleitende Laut fordert auf, feuert an, charakterisirt), das Einzelwesen steht unter ihrem Bann, ihrem Zauber und gerade wie die bestimmte, nothwendige Thätigkeit sich in ihm aus- und weiterbildet, so wird auch der in der Gemeinschaft hervorgestoßene Laut schließlich zu seinem individuellen Eigenthum, er vermag endlich auch zwischen Wenigen, Zweien jenes Verständniß zu vermitteln, das ursprünglich nur wie ein instinctiver Zwang in der Gesammtheit vorhanden war. Außerdem breitet sich, zugleich mit der Thätigkeit und in demselben Maße wie diese mit mehr Theilen der umgebenden Außenwelt zusammentrifft, die Sprachbezeichnung auf immer zahlreichere Dinge der vordem nur dunkel nnd unverständlich gegenüberstehenden Schöpfung aus und zieht sie in den Bereich der gemeinsamen Vernunft, d. h. Sprachanschauung. Die Thätigkeit, und nur die Thätigkeit, vermochte dieses in den schweren und mühseligen Zeiten, da die aufglimmende menschliche Vernunft mit geringen äußeren Hülfsmitteln, rohen Steinbeilen und Holzwaffen, den weltgeschichtlichen Daseinskampf kämpfte mit übergewaltigen Thieren und verderblichen Naturkräften. Zur beschaulichen Naturbetrachtung, zum Schildern und Bildern hatte damals der Mensch noch keine Zeit und auch wohl keine Lust.

Auf diese und auf keine andere Weise muß demnach die menschliche Thätigkeit aus der instinctiven Dumpfheit des Thierlebens in das erhöhte Bewußtsein, in die Klarheit des Denkens, in die Möglichkeit der Bezeichnung durch den — seinem Wesen nach — nur symbolischen Laut getreten sein. So und nur so kann jene wunderbare Wechselwirkung, Durchdringung, Vermählung der beiden vorzüglichsten Sinne, des

Objectivsinns, des durch das Auge ermöglichten Schauens und des Subjectivsinns, des von unserem Willen abhängigen Lautsinns entstanden sein.

Es sind hier aber zugleich noch wichtige psychologische Thatsachen anzuführen, welche uns über jene ältesten Vorgänge noch hellere Aufklärung zu geben im Stande sein werden und welche, soviel mir bekannt, bisher noch von Niemanden ausgesprochen worden sind, obgleich es unbegreiflich genug ist, daß gerade über die einfachsten Vorgänge unseres Erkenntniß-Vermögens die mit den tiefsinnigsten Speculationen über das Absolute beschäftigte Philosophie gleichsam hinweg gestolpert ist. Ich will nur bemerken, daß ich den Gegenstand zuerst, und zwar ausführlicher als ich hier thun kann, in meiner „Monistischen Erkenntnißtheorie" behandelt habe.

Die spontane Erinnerung ist das Wichtigste und wahrhaft Wesentliche aller Geistesentwickelung. Deren Eigenthümlichkeit beruht aber ausschließlich in der willkürlichen Erneuerung der Thätigkeit, nicht aber des Erleidens. Unser einziger Geistesbesitz ist das Bewußtsein der uns überall hin begleitenden, uns niemals im Stiche lassenden eigenen Thätigkeit. Wo diese Willenssphäre aufhört, da ist das Individuum, ob Mensch, ob Thier, eine Beute des Zufalls, ein Spielzeug der übermächtigen Außenwelt.

Die in dem Menschen durch die Gabe der Sprache so hochgesteigerte Geistesklarheit beruht gleichfalls auf der sehr bereicherten, wohlgeordneten, in unzähligen Fäden mit der Außenwelt verbundenen spontanen Erinnerung. Deren fundamentale Grundgesetze will ich in folgenden zwei Sätzen aussprechen:

1. Ohne an das Bewußtsein der eigenen, willkürlichen, Thätigkeit geknüpft zu werden, ist keine Erinnerung der Außenwelt möglich.

2. Ohne äußere, objective Erscheinung ihrer Wirkung ist kein Bewußtsein der eigenen Thätigkeit möglich.

Diese beiden hochwichtigen Sätze, auf das älteste Leben der Sprache, auf den Ursprung der Vernunft angewandt, müssen ein helles Licht in jenes urweltliche Dunkel werfen und uns Aufklärung geben über Vorgänge, die weit hinter jeder menschlichen Erinnerung liegen. Sie begründen die unanzweifelbare Wahrheit, daß in jedem Worte, jedem Begriffe, jedem Gedankeninhalte Subjectives und Objectives vereinigt sind. Letzteres ist, wie in dem vorigen Kapitel auseinandergesetzt wurde, das Phänomenale, das durch die Gesichtswahrnehmung, die Anschauung Gegebene, an welches das Denken jederzeit gebunden ist und es handelt sich hier nur darum, die beiden Factoren auch für jene älteste Zeit sich sowohl in ihrer Vereinigung klar vorzustellen, als auch wieder aus dieser Vereinigung auszusondern, in ihrer Reinheit darzustellen.

War es die gemeinsame Thätigkeit, war es die Thätigkeit überhaupt — und daran ist ja gar nicht mehr zu zweifeln — welche zuerst zum Sprachlaute reizte, in diesem ihren Ausdruck fand, so kann das vorwiegend Objective, das Phänomenale keineswegs diese Thätigkeit selbst, die Art und Weise wie sie von den Individuen ausgeführt wurde, mit anderen Worten die Gestalt der thätigen Individuen gewesen sein, sondern es muß der Wirkung dieser Thätigkeit, wie sie die ganze Aufmerksamkeit der zu dem gleichen Ziele arbeitenden Menschen beherrschte und wie sie dann als Resultat

ihnen schließlich entgegentrat, diese bedeutende Function angewiesen werden. Die Thätigkeit strebt in die Außenwelt, objectivirt sich daselbst und kehrt als Wirkung wieder in unser Bewußtsein zurück. Diese Wirkung ist, wie gesagt, nicht minder nothwendig, um unserem Denken den festen Halt zu verleihen, als das stille, unwillkürlich sich vollziehende, erst in einer viel späteren Zeit zum Gegenstande der Reflexion gewordene Handeln selbst.

Vergegenwärtigen wir uns jene ältesten Thätigkeiten, auf welche die Analyse der Sprachwurzeln unzweifelhaft zurückweist, wiederholen wir den Geiger'schen Satz: „Ein Wühlen Scharren, Nagen, ein Trennen und Verbinden der Dinge durch ungestüme Bewegung von Händen und Füßen, Zähnen und Nägeln, auch wohl des ganzen Baus ist das Einzige und Letzte, was uns an solchen Thätigkeitswörtern noch übrig bleibt", fügen wir etwa noch das älteste Binden, Flechten und Wirren der Baumzweige hinzu. Wodurch treten diese Thätigkeiten in die Erscheinung? Wie fixiren sie sich in dem erhöhten Bewußtsein? Wie kommen sie zu einer dauernden Bezeichnung? Nur durch das was sie hervorbringen, was sie schaffen, was als Object ihrer Wirkung durch den Gesichtssinn wahrgenommen wird und als äußerlich Vorhandenes wieder an die Thätigkeit erinnert, das Scharren und Wühlen also durch die Grube, das Verbinden durch das Geflechte, das Nest.

Das Object der Thätigkeit, der substanzielle Gehalt der Verbalwurzel ist es, was die Sprache in das feste, sichere Flußbett der Entwickelung eindämmt, den inhaltlosen Gesang in Prosa, in die Sprache der Vernunft, der Realität verwandelt, die eigene Thätigkeit, an welche doch beständig

recurrirt werden muß, mit einem unglaublich feinen Geflechte an die vielgestaltige Außenwelt anknüpft und so eine Welt von Abstractionen erschafft, deren erster Keim eben die auf Veränderung, Modification der umgebenden Natur gerichtete gemeinsame Arbeit gewesen sein muß. Denn eine Höhle, eine Grube ist schon eine Abstraction, sie kann groß oder klein, rund oder lang, Stein oder Sand, sie kann hier, sie kann dort sein, sie kann zwei-, dreimal vorhanden und doch dasselbe Wesen, dem das gleiche Wort entspricht, sein. Eine solche Veränderung der Welt, in das menschliche Bewußtsein einziehend, darin niedergelegt, um nicht mehr zu verschwinden, ist die erste Stufe, welche die menschliche Vernunft, mit Hülfe der ersten Sprachlaute, in das harte Felsgestein mühsam einhaut, um von da aus zur zweiten und dann immer höher hinaufzulangen, bis sie endlich nach langen Jahrhunderttausenden zu jener Höhe sich emporschwingt, auf der sie ihren Thron errichtet und, die Erde als Schauplatz ihrer Macht und Herrlichkeit tief unter sich erblickend, den Aufflug wagt in die unergründlichen Himmelsräume, auch dort sich zurechtfindend, wie bei ihrer ersten Entstehung, durch *ihre eigenen*, freilich ganz idealen, *Constructionen*, zuletzt sogar, von dem Uebermaß ihrer Kraft, ihrer Erfolge berauscht, eine andere Welt sich träumt, von welcher diese nur ein Schatten, nur ein schwaches Abbild sein soll.

Alle Dinge treten also in den menschlichen Gesichtskreis, d. h. sie werden erst zu *Dingen*, in dem Maße als sie menschliche Thätigkeit *erleiden* und darnach erhalten sie ihre Bezeichnungen, ihre *Namen*. Dies läßt sich an unzähligen Beispielen ursprünglicher Benennung nachweisen und gerade hier ist L. Geiger groß als Pfadfinder

durch das scheinbar undurchdringliche Gestrüpp urweltlicher Spracherzeugung. Leiche und Leib entstammen, wie schon erwähnt, aus derselben Wurzel; das griechische σῶμα, welches Körper bedeutet, wird bei Homer, wie schon Aristarch bemerkt, nur vom todten Körper gebraucht. „Woher diese Seltsamkeit der Sprache, von dem Begriff des todten Körpers erst zu der Benennung des eigenen menschlichen Leibs überzugehen? Der Leib wird als Fleisch aufgefaßt und ebenso wie dieses zunächst nur als Speise. Der todte Körper ist Aas, und zwar nicht bloß, wie uns dies Wort sagt, Fraß der Thiere, sondern auch Nahrung des Menschen, wie es scheint, ohne jeden bewußten Gegensatz" *) (Geiger). So bezeichnete der Grieche mit einer Wurzel, welche schinden bedeutet, nicht bloß die Haut, sondern auch das bei der Entblößung zum Vorschein kommende Fleisch, ebenso den

---

*) Bei dieser Gelegenheit will ich nur im Vorübergehen der durchaus ungerechten und oberflächlichen Kritik erwähnen, welche Steinthal in der dritten Auflage seines „Ursprungs der Sprache" den Werken Geiger's angedeihen läßt. Diese Kritik stammt, mit kurzen Worten sei es gesagt, aus einem totalen Mangel an Verständniß. Um dies im Einzelnen nachzuweisen, müßte ich wieder ein ebenso dickes Buch schreiben wie das Steinthal'sche, und dazu habe ich weder Zeit noch Lust. Es genüge, hier die Bemerkung Steinthal's zu obigen Worten Geiger's anzuführen; der denkende Leser wird selber daraus den nothwendigen Schluß ziehen:

„Wie schwer es auch ist, Geiger eine Einwendung zu machen, so kann ich doch nicht umhin, zu fragen: Benannte der Mensch seinen eigenen und seines Nächsten, seines Weibes und seiner Kinder Leib bloß deswegen und aus keinem anderen Grunde, als weil er letztere zu verzehren oder von ihnen verzehrt zu werden gedachte?"

Dem stelle ich folgende höchst einfache Frage entgegen: „Woher weiß Herr Steinthal, daß er einen Magen, eine Leber, eine Lunge hat? Ja woher weiß er, daß er Fleisch, Haut und Knochen hat? Etwa vom lebenden Menschen?"

Baum, insofern derselbe ein Geschältes, Entrindetes ist und den bei diesem Akt zum Vorschein kommenden Pfahl, Speer; gerade so ist das heutige Fell (von fillan, schinden) im Gothischen fill auch die Haut am Körper des Menschen. Was uns so unmittelbar bekannt ist, gleichsam als Elemente unserer Sinneswahrnehmungen, wie die Farben, die ja auch bei der Bezeichnung der Außendinge, namentlich der Thiere und Bäume eine so große Rolle in dem alten Sprachleben spielen, es läßt sich überall als Begriffsentwickelung einer Uranschauung, welche Aufschmieren, das Manschen und Panschen Goethe's, zum Inhalte hat, nachweisen. Solche Beispiele beweisen am besten, wie nothwendig zur Festigung der Anschauung eben immer die bewußte Thätigkeit des Menschen gewesen ist, und wie umgekehrt alle Anschauungen der Außenwelt beständig an die Thätigkeit des Menschen erinnerten und durch ihre Objectivität ihm die letztere immer klarer und bestimmter in das Bewußtsein einführten.

In dem ganzen Verlaufe meiner Darstellung wird sich dem Leser immer mehr mit vollkommen überzeugender Kraft die Wahrheit aufgedrängt haben, daß eine beschränkte Anzahl von Matrizen oder Typen es gewesen ist, vermittelst derer der Menschengeist die ganze Schöpfung umgeprägt und umgeformt hat, und daß diese Matrizen eben nichts anderes gewesen sind, als die eigene Thätigkeit des Menschen, die in der Gemeinsamkeit erhöht, selbstbewußter zugleich und mächtiger, zuerst in seiner nächsten Umgebung Wirkungen hervorbrachte, mit deren Hülfe dann die gestaltende Phantasie, einmal angeregt und entzündet, alsbald auch die seinem Bereiche entzogenen Dinge in ähnlicher Weise anzuschauen und zu benennen sich gewöhnte.

Wie schon in dem vorigen Kapitel, und auch andeutungsweise in den früheren ausgesprochen worden ist, liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen meiner Theorie und der Geiger'schen darin, daß dieser von dem Subjecte der Thätigkeit ausgeht, ich dagegen von dem Objecte. Es handelt sich dabei um den hochwichtigen geistigen Proceß, vermöge dessen aus der flüssigen, ruhelosen Verbalwurzel ein fester, dauernder, substantieller Kern, das Substantiv, der Name eines Dings (aus dem ῥῆμα das ὄνομα) sich ausscheiden, entwickeln konnte. Nach Geiger wäre dies die thätige Person, der Kratzende, Beißende, Flechtende; und dann erst das geschundene, geflochtene Ding (der Baum, das Fell, die Weide) gewesen. Nach meiner Theorie dagegen löste sich aus den ältesten Sprachlauten eben jener objective Gehalt, der naturgemäß in ihnen lag, der gleichzeitig als Object gemeinschaftlicher Anschauung vermöge seiner Phänomenalität einzig und allein im Stande war, etwas derartiges, wie Sprache, deren erste Eigenschaft Gemeinverständlichkeit ist, hervorzubringen, und gelangte auf der nächsten Stufe zum Sonderdasein, also daß die Verbalwurzel nicht bloß die „frei im Raume schwebende" Thätigkeit, sondern bald auch das durch diese Thätigkeit Gewirkte, Hervorgebrachte bezeichnete, welches ja überhaupt schon bei der ersten Sprachentstehung d. h. Wurzelspecialisirung mitgedacht gewesen sein muß. Das natürliche Object des Grabens ist die Grube, des Reibens, Mahlens das Mehl; dieser Zusammenhang liegt noch heute in unserem Sprachbewußtsein dergestalt gefestigt, daß wir einen Schlaf schlafen, einen Lauf laufen, ein Leben leben. Auf einer späteren Stufe konnte erst das von der Thätigkeit Berührte als ein selbständiges Naturwesen sich

aussondern und in die gemeinsame Anschauung des Sprachlebens einziehen als Baum, Thier, Rinde, Schale: einer noch viel späteren Entwicklungsstufe gehört die Auffassung und Bezeichnung der Individuen als thätiger Kräfte, als persönlich wirkender, dem Menschen gleichartiger Naturwesen an; dies letztere konnte ganz entschieden, als das Resultat einer viel schwierigeren Abstraction, erst in einer reiferen Periode des Sprach- und Geisteslebens eintreten. Daß man diesen naturgemäßen Gang nicht beachtete, daran scheiterten bis jetzt alle Versuche, eine auch nur einigermaßen befriedigende Erklärungsweise für die Entstehung der Sprache zu geben. Und doch hätte schon die Betrachtung, daß der Polytheismus, d. h. die Bevölkerung des Weltalls, der Natur mit individuellen Mächten, erst das Produkt einer reichen, schöpferischen Phantasie gewesen ist, die nur bei einer bereits hochentwickelten Vernunft- und Sprachfähigkeit möglich wurde, auf meinen Gedanken führen müssen.

Die objective Welt trat als Object menschlicher Thätigkeit in den Anschauungs- und Abstractionskreis des sich entwickelnden Menschengeistes. Diese wichtige Wahrheit bringt Tageshelle in den bisher so dunklen Gegenstand. Ich will zum Schlusse meinen Gedanken an einem möglichst einfachen Beispiele veranschaulichen. Die indogermanische Wurzel ku oder sku bedeutet bekanntlich ein Graben, Aushöhlen. Gesetzt zwei Urmenschen sahen zum erstenmale mit verständigerem, mittheilungsbedürftigem Sinne eine natürliche Höhle. Konnten sie dieselbe bezeichnen, gab es ein auf gemeinsame Anschauung sich gründendes Verständigungswort? Allerdings, sobald der eine von ihnen in plötzlicher Erleuchtung die Gestalt der Höhle mit der wohl-

bekannten Thätigkeit des Aushöhlens in Verbindung brachte; das Wort ku löste den Zauber des Unaussprechbaren. So ist denn auch griechisch κύτος und sanskrit kûpa die Höhle, lateinisch cavus hohl, cupa die Kufe, griechisch κοῖλος hohl, lateinisch coelum der Himmel d. h. das Ausgehöhlte, Gewölbe und litth. kaulas der Knochen, dessen Höhlung ja bekanntlich dem prähistorischen Menschen besonders interessant war. Es ergibt sich aus dieser Betrachtung zugleich, daß manche Begriffe, die uns wegen ihrer Einfachheit so ursprünglich vorkommen, daß man gerade sie mit Vorliebe auswählte, um die Auflösung des großen Räthsels der Sprachentstehung an ihnen zu versuchen, wie z. B. i in der Bedeutung gehen, sta stehen als secundäre anzusehen sind, indem sie erst aus Begriffen wie etwa ἵημι oder κίω, cieo bewege und ἵστημι stelle hervorgegangen sein können. So widerlegt sich auch die Marotte Schopenhauer's, der es als einen scandalösen Mangel der französischen Sprache bezeichnet, daß dieselbe kein Wort für den Begriff stehen (und er hätte hinzufügen können: sitzen, liegen) besitzt. Denn das stare ist weder ein ursprünglicher, noch nothwendiger Besitz (Typus) der Sprache; ja selbst das uns so unentbehrlich scheinende verbum substantivum sein, also die Wurzel as (scr. asmi, griechisch εἰμί, lateinisch esum, est, deutsch ist), muß durchaus als aus einer concreten Anschauung (etwa as stehen oder Fας wohnen, weilen oder auch an as jacēre und âs, ἧμαι anlehnend) hervorgegangen gedacht werden; Bedeutungsübergänge, deren Analogieen uns so klar in den Spätbildungen z. B. des lateinischen exsistere, deutsch entstehen, französisch été, italienisch stato und des spanischen ser (seer = sedere) vorliegen.

XVI.

Rückblick und Ausblick.



Es möge mir verstattet sein, die von mir im Vorausgehenden aufgestellte und begründete Ansicht, die sich für mich wenigstens aus der Unsicherheit einer nur wahrscheinlichen Hypothese zu der Gewißheit einer unerschütterlichen Ueberzeugung erhoben hat, von verschiedenen Gesichtspunkten zu beleuchten, damit sie nach vorausgegangener genetischer Entwickelung nunmehr in ihrer Totalität überschaut und geprüft werden könne. Dies soll zuerst vom philosophischen und dann vom historischen Standpunkte aus geschehen.

Das Denken bezeichnet diejenige Eigenschaft des Menschen, welche die alten Philosophen, namentlich Aristoteles, als die ihn vor den Thieren auszeichnende τὸ λογιστικόν, διανοητικόν genannt haben, als deren Quelle wir ein besonderes Vermögen, die Vernunft, anzunehmen gewohnt sind. Die neueste Aufklärung über diese wunderbare Gabe lautet dahin, daß es die Sprache ist, durch welche dieselbe ermöglicht worden ist, daß ohne Sprache kein Denken und also auch keine Vernunft sein kann.

Die Sprache stammt aus dem Gemeinleben und dem erhöhten Anschauungsvermögen. Der Mensch ist ein eminent sociales Wesen und zugleich, wie Geiger sagt, ein Augenthier. Durch die erstere Eigenschaft participirt er an der durch die Sprache möglich gewordenen allgemeinen Vernunft, durch die letztere vermag er vernünftig anzuschauen,

innerlich zu construiren, und mit seinen letzten und obersten Constructionen, Raum und Zeit, als den Möglichkeiten der Bewegung und Empfindung, die fernsten Welten auszumessen und an den Pforten einer durch unermeßliche Zeiträume von unserer flüchtigen Gegenwart getrennten Vergangenheit und Zukunft zu pochen. Das alles und die durch diese Steigerung der Intelligenz bewirkten gewaltigen Veränderungen des Erdballs sind durch ein Organ möglich geworden, so groß, daß wir es mit einem Finger bedecken können. Mit Recht ruft Geiger aus, nachdem er die staunenswerthen Folgen des Denkens aufgezählt: „Welch eine wunderbare Vermehrung der Kraft hat hier die Natur durch Einsetzung der an sich wenig mächtigen Maschine des Menschenleibs zu Wege gebracht!“

Ich habe gesagt, die Sprache sei aus Licht und Tönen gewoben. Das Denken verwandelt die auch schon auf andere Weise gegebene, durch andere Sinne erschlossene Außenwelt in eine Lichtschöpfung, ein Object der Gesichtswahrnehmung und Anschauung.

Wenn das Wahrnehmen der Ausgangspunkt und das einzige Material der menschlichen Vernunft ist, wenn andererseits alles Wahrnehmen nur durch die innere Eigenschaft, das Empfinden des Menschen möglich ist, so kann nur jener Sinn der für die Thätigkeit der Vernunft vorzüglich geeignete, der wahre Objectiv- oder Vernunft-Sinn sein, welcher die Fähigkeit in sich hat, das Empfundene von dem Empfinden selbst scharf zu sondern. Das ist aber allein der Gesichtssinn.

Das vernünftige Sehen oder die Anschauung ist das Fundament aller menschlichen Erkenntniß. Diese Fähigkeit ist

erworben worden durch das Zusammenwirken der gestaltenden Hand und der Sprache. Das Bereiten von Kleidung, Werkzeug, Geräthen, sowie die Bereitung und Erhaltung des Feuers sind auch auf den niedersten Stufen charakteristische Unterschiede des redenden Menschen von dem sprachlosen Thier. Der Zusammenhang, die unlösliche Verbindung der menschlichen Thätigkeit mit der Gabe der Sprache ist dadurch allein schon erwiesen.

Nur indem die Thätigkeit in die sichtbare Welt hinaustritt, nur dadurch daß ihre Wirkung als objectiver, sichtbarer Gehalt der subjectiven, unwillkürlichen, daher mehr unbewußten Bewegung erscheint, konnte sie, und mit ihr die Sprache, Wurzel schlagen in der Außenwelt, dadurch den festen Boden gewinnend für alle künftige Entwickelung.

Das Wesen, welches einmal sein eigenes Thun in seiner Wirkung vernünftig anschauen konnte, und dasselbe durch ein Wort zu fixiren im Stande war, gewann dadurch die Befähigung zur Vernunft-Anschauung der ganzen, seine Sinne berührenden Außenwelt.

Das Wunder also, welches Herder anstaunt, das Problem, welches er selbst, wäre es nicht thatsächlich gelöst, für den Einfall eines Wahnsinnigen halten würde: „daß Bilder des Auges und alle Empfindungen unserer verschiedensten Sinne in Töne verwandelt, die Gedanken zum malenden Schalle werden konnten; daß ein Hauch unseres Mundes das Gemälde der Welt, der Typus unserer Gedanken nnd Gefühle in des Anderen Seele werden konnte;" dieses Wunder, das er selbst so sehr als das Geheimniß der Menschwerdung begreift, daß er sagt:

„Von einem bewegten Lüftchen hängt alles ab, was

Menschen je auf der Erde Menschliches dachten, wollten, thaten, und thun werden: denn alle liefen wir noch in den Wäldern umher, wenn nicht dieser göttliche Athem uns angehaucht hätte und wie ein Zauberton auf unseren Lippen schwebte;"

dieses Wunder, was ist es für uns geworden? Nicht in malende Töne, sondern in sichtbare Phänomene, in Vernunft-Anschauungen verwandelt sich durch die Sprache die auch durch andere Sinne zu uns redende, auf uns wirkende Welt, also diese duftende, schmeckende, tönende, fühlende, sich freuende und leidende, liebende und hassende, vernünftige und vernunftlose, lebende und leblose, selbstthätige und scheinbar passive Welt.

Also nicht in Töne, sondern durch Töne!

Töne aber, wie sie in Gesang und Sprache auftreten, sind eine Aeußerung des Willens, des inneren Dranges, des erhöhten Bewußtseins. Aus Empfindungslauten, Schmerzensschrei oder Reflexlauten konnte niemals eine Sprache hervorgehen: denn da ist der Mensch von dem Aeußeren überwältigt, während er durch die Sprache recht eigentlich ruhiger, besonnener d. h. denkender Beherrscher der Außenwelt geworden ist.

Den Willensäußerungen, welche sich in den Tönen verkörpern, mußte, damit Sprache daraus werden konnte, ein äußerer, phänomenaler Inhalt gegeben werden. Auch bei dem Gesange ist wie bei der Sprache, wenn wir beide rein physiologisch betrachten,

> eine gleichartige Bewegung innerer Organe, welche in Uebereinstimmung mit einer allgemeinen Bewegung des ganzen Individuums erfolgt.

Wie dem innerlich in der Brust des Fröhlichen vibrirenden Liede der harmonische, rhythmische Tanz, so entspricht dem laut austönenden Worte gleichfalls eine Gesammtbewegung, mit dem Unterschiede jedoch, daß bei jenem innere und äußere Bewegung zwecklos, nur aus erhöhter Daseinsfreude entströmend, hier aber auf einen bestimmten Zweck gerichtet, einer nothwendigen Thätigkeit dienend, und darum dort ungebunden, frei, hier aber an ein Aeußeres gebunden, dessen Phänomenalität darum von dem Worte unzertrennlich bleibt, erscheinen.

Daß aber das Lied den Tanz, das Wort die Thätigkeit begleitet, das beweist, daß so Lied wie Wort, Tanz wie menschliche Thätigkeit nicht der Einsamkeit, sondern der Gemeinsamkeit entsprungen sind; eine Wahrheit, welche ich als selbstverständlich hier kaum nochmals erwähnen würde, wenn nicht gerade an der einen Hälfte derselben fast alle Sprachforscher achtlos vorübergegangen wären und, durch das heute in der Stille des individuellen Geistes verlaufende Denken verführt, aus individueller Mittheilungsbedürftigkeit eine Gabe zu erklären versuchten, welche nur als ein Produkt, eine Stimme der Gesammtheit überhaupt erklärlich ist.

Was Gesang und Sprache in ihrer gemeinsamen Wurzel also ferner auszeichnet, das ist, daß sie aus der Sympathie hervorgegangen sind. Gleichgerichtete Bewegungen unter der Herrschaft eines inneren, sympathischen Drangs, sei es nun daß die Schaar in fröhlicher, ungebundener Lust dahintummelt, oder daß ihre Kraft in concentrischer Anspannung auf ein zu erreichendes Ziel hinausstrebt! Eine Vögelschaar, welche mit jubelnden Rufen die Lüfte durchkreist, und eine solche, welche mit lautem Geschrei den Gegner ver-

folgt oder den Weg nach den fernen Gestaden ihrer zweiten Heimat antritt, mag uns den Unterschied und die Analogie der beiden Fälle veranschaulichen.

Die innige Verwandtschaft von Musik (d. h. Gesang und Tanz) und Sprache, ihr gemeinsamer Ursprung aus der Tiefe des sympathischen Gemeinlebens zeigt sich auch recht augenfällig darin, daß beide auf verschiedenen Wegen, die Sprache also auf einem durchaus prosaischen Gange ihre fernsten, ihnen selbst unbekannten Ziele verfolgend, immer wieder zu einander zurückkehren und in zeitweiliger Verbindung innig sich durchdringend, ihre Kraft erhöhen, sich gegenseitig ergänzen, also daß die Sprache mit ihrer Klarheit und Bestimmtheit die dunkele Tiefe des Gemüthslebens, wie es in der Musik lebt, aufhellt, der Gesang dagegen die Thätigkeit adelt, erhebt, sie mit frischer Lebenslust durchströmt. So waren schon bei dem gottbegnadeten Volke der Griechen Lieder, welche die Arbeit begleiteten, also Ruder-, Schnitter-, Marsch-Lieder; so leben noch heute bei den Naturvölkern Gesänge, die dem gemeinsamen Empfinden den gemeinsamen Ausdruck verleihen; so hat jede große, politisch erregte Periode ihre Sturmlieder, deren elektrisirende Wirkung ebensowohl dem zündenden, unmittelbar ergreifenden Worte, als der sich auf's innigste mit demselben verbindenden Weise zuzuschreiben ist.

Was Humboldt von dem Verhältnisse von Poesie und Prosa sagt, mag hier, obschon es theilweise wieder in der einem tiefsinnigen Wesen eigenen Unbestimmtheit des Ausdrucks verschwimmt, zur Erläuterung und Unterstützung angeführt werden: „Poesie und Prosa schlagen zu ähnlichem Zwecke verschiedene Pfade ein. Denn beide bewegen sich

von der Wirklichkeit aus zu einem ihr nicht angehörenden Etwas."

„Die Poesie faßt die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Erscheinung, wie sie äußerlich und innerlich empfunden wird, auf, ist aber unbekümmert um das wodurch sie Wirklichkeit ist, stößt vielmehr diesen ihren Charakter absichtlich zurück. Die sinnliche Erscheinung verknüpft sie sodann vor der Einbildungskraft und führt durch sie zur Anschauung eines künstlerisch idealischen Ganzen."

„Die Prosa sucht in der Wirklichkeit gerade die Wurzeln, durch welche sie am Dasein haftet und die Fäden ihrer Verbindungen mit demselben. Sie verknüpft alsdann auf intellectuellem Wege Thatsache mit Thatsache und Begriff mit Begriffen und strebt nach einem objectiven Zusammenhang in einer Idee."

„Beide, Poesie und Prosa, haben ihrem wahren Wesen nach gemeinschaftliche, allgemeine Forderungen, die eine wie die andere heischt die volle Durchdringung der Wirklichkeit, das Erreichen eines idealen Zusammenhangs unendlicher Mannigfaltigkeit und die Sammlung des Gemüths auf der consequenten Verfolgung des bestimmten Pfades. Beide, die poetische und prosaische Stimmung, müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen, den Menschen tief in der Wirklichkeit Wurzel schlagen zu lassen, aber nur, damit sein Wuchs sich desto fröhlicher über sie in ein freieres Element erheben kann."

„In Rücksicht auf die Sprache ist auch besonders zu beachten, daß die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die Prosa dagegen sich ausschließlich der Sprache anvertraut."

An den letzten Satz anknüpfend, will ich hier besonders hervorheben, daß der eigentlich realistische Zug, die consequente Verfolgung des bestimmten Pfades, der objective Zusammenhang der Thatsachen das eigentliche Erbtheil der Sprache ist, welche, insofern sie die menschliche Thätigkeit begleitet und mit ihr aufs innigste verwachsen ist, ihrem ganzen Wesen nach wesentlich Prosa ist, ihre Eigenthümlichkeiten aber der Poesie zu künstlerischer Verwerthung als Material leihen kann, wobei alsdann das von der Dichtung in freischöpferischer Gestaltungskraft Erreichte, phantasievoll Gestaltete auch der Sprache wieder als neuer Erwerb zu Gute kommen kann. Im Ganzen dient die Poesie nur dem freien Ausdrucke der Empfindung, während die Prosa, und mit ihr die Sprache, der strengen, zielbewußten Richtung nach der Wirklichkeit niemals entrathen kann.

Das feste Band der auf das gleiche Ziel gerichteten, sympathischen Thätigkeit des Menschen, im Vereine mit der Phänomenalität der Wirkungen dieser Thätigkeit, gibt den Worten und Gedanken jenes scharfe, unwandelbare Gepräge, mit welchem sie die zahllosen Fäden nach der Außenwelt hin- und herspinnen und nun diese letztere in den idealen Besitz des menschlichen Geistes umwandeln. Wie dieses in allmählichem Wachsthum der Sprache und der mit ihr sich steigernden Vernunftkraft geschehen ist, wie wir es uns wenigstens vorzustellen haben, das möge eine Stelle aus L. Geiger's Vorträgen („Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit" S. 24) veranschaulichen:

„Als die Römer zuerst mit den Germanen in Berührung kamen, fielen ihnen die hohen Gestalten, die blauen, trotzigen Augen, die hellen Haare so überwältigend auf, daß

Tacitus sagt: „es sieht Einer aus wie der Andere.“ Denselben Eindruck würden wir zunächst unter einem Negervolke empfangen. Nähere Bekanntschaft läßt uns die Unterschiede bemerken, die uns entgangen sind. Etwas Aehnliches ist mit den ältesten Menschengeschlechtern vor sich gegangen, nur daß es die ganze gestaltete Welt war, welche sie theils nach ihren Einzelheiten zu unterscheiden, theils nur mit Interesse zu beachten erst langsam lernen mußten. Und was mag wohl dasjenige gewesen sein, was sie am frühesten in solcher Weise beachteten? Es war das, was ihrem Herzen am nächsten stand, die Bewegungen, die Handlungen von Ihresgleichen. Denn was den Menschen immer wieder am lebhaftesten fesselt, am wärmsten befriedigt, es ist der Mensch. Die Herrlichkeit der Natur selbst wäre von Schauer für uns erfüllt, wenn wir uns allein, ganz allein in ihr wüßten. Nur ausnahmsweise, nur vorübergehend wirkt auf uns, was nicht lebt, nicht fühlt wie wir. Ich will es nicht versuchen, den Augenblick zu schildern, wo zum erstenmale der Anblick einer menschlichen Bewegung in einem Sprachlaute einen sympathetischen Ausdruck fand. Aber gestatten Sie mir noch eine Analogie für diesen so unendlich hinter aller unserer Erinnerung liegenden Moment zu erwähnen, welchen ich nicht ohne Ueberraschung selbst gesehen habe. Ein Knabe, dem eine Krankheit das Gehör in dem Alter fast ganz geraubt hatte, da er die ersten Kinderworte schon lallen konnte, wurde von seiner Mutter durch unsere Stadt geleitet; sie suchte in unserer Nähe Hoffnung für die Heilung ihres unglücklichen Kindes. Der schöne, muntere Knabe war damals sechs Jahre alt, das Wenige, was er gesprochen hatte, war längst vergessen, er sprach nichts. Aber er hörte laute

dröhnende Geräusche. Ein Wagen rollte von ihm ungesehen vorüber. Ganz wie ein jüngeres, hörendes Kind legte der Knabe den Finger an das Ohr, zum Horchen auffordernd, und machte dann die Bewegung des Peitschenknallens. Nicht das Rollen der Räder, die er hörte, nicht die laufenden Thiere waren es also, die ihm den lebhaftesten Eindruck gemacht hatten. Er wählte von Allem nur die einzige Menschenbewegung, die er bei dem Phänomen des fahrenden Wagens gesehen, und diese ahmte er nach. Er ahmte sie nach, um mitzutheilen; aber das ganze Interesse dieser Mittheilung bestand für das Kind doch nur in dem Wunsche, das gleiche Gefühl in uns zu erwecken, das es selbst empfand, es war nur ein Ausdruck für seine eigene innere Erregung. Und ein solcher Ausdruck, ohne jeden Zweck, als den Drang sich auszusprechen, das freudige Interesse an dem Gesehenen laut werden zu lassen, müssen wir wohl auch in dem Urlaute, dem Keimpunkte aller Sprachen voraussetzen."

Ich habe diese schöne Stelle in ihrer ganzen Ausführlichkeit mitgetheilt, erstens weil sie sehr belehrend ist, zweitens weil ich an ihr, was wohl durch die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes gerechtfertigt ist, nochmals die Gegensätze meiner eigenen Theorie zu der Geiger'schen beleuchten will. Was in dieser Stelle recht klar hervortritt und in seiner vollen Bedeutsamkeit auch in meiner Auffassung des Sprachursprungs erhalten bleibt, ist

1. daß die anschauliche Vorstellung der wahre Inhalt des Denkens ist.

2. daß der feste Kern desselben, der unverrückbare Punkt, auf welchem es ruht, eben die menschliche Thätigkeit ist.

Irrthümliche Ansichten aber sind:

1. daß aus der freudigen Anschauung eines *Gesehenen* der Sprachlaut zur *Mittheilung hervorquoll*, oder daß hier überhaupt Verständniß und Mittheilung möglich sei;

2. daß Nachahmung, also Pantomimik und Mimik, bei der Spracherzeugung thätig gewesen sein soll;

3. daß die Sprache aus einem individuellen Keime hervorgegangen sei, daß das erste Sprachobject der *Anblick* einer menschlichen Thätigkeit gewesen sei, die von *einem* Individuum ausgehend, von einem anderen bemerkt und mit einem Sprachschrei begrüßt worden sei. Eine solche Thätigkeit wäre wie das Rad des Dampfschiffs, wenn es in der leeren Luft arbeitet; erst da, wo eine gemeinsame Thätigkeit den Boden der Wirklichkeit berührte, d. h. wo sie Wirkung äußerte, konnte das wunderbare Gebilde der Sprache Wurzel in diesem Boden fassen, konnte ein Sprachobject entstehen.

Ich muß also zu der obigen, interessanten Erzählung Geiger's noch Folgendes hinzufügen: Nicht einfach die gesehene Bewegung des Wagenlenkers veranlaßte den Knaben, diese Bewegung zu wiederholen, nachzuahmen, sondern er that dies, weil er in diesem Augenblicke sich mit dem Manne *identificirte*, weil in ihm das Bewußtsein lebte, daß von dessen Thätigkeit und Willen die ganze, so breit sich entfaltende Erscheinung des rossebespannten Wagens gelenkt und beherrscht wurde; es war also der subjective Theil der Vorstellung, der in sein Bewußtsein trat und zwar nicht als Phänomen, — denn gerade die wahre Phänomenalität liegt in dem objectiven Gehalte, der Kutsche, den Pferden, deren ganze Bewegung aber von dem Willens-Centrum des Menschen durchaus abhängig ist.

Zur Verdeutlichung will ich noch eine Stelle aus des

trefflichen F. A. Lange: „Geschichte des **Materialismus***)“ anführen, welche mir um so interessanter ist, da hier der ausgezeichnete Mann in dunkler Ahnung **dem wahren Kerne** meiner Theorie sich nähert, während er sonst überall — ein wehmüthiges Schauspiel! — vergeblich sich abmüht, mit allen Kräften seines Geistes den ihn wie mit stählernem Netze umspannenden Trugschlüssen des Materialismus zu entkommen: „Die Vorstellung einer Handlung“, sagt er, „z. B. des Laufens, wie sie sich in einem sensorischen Centrum bilden möchte, kann wohl schon nach ihrem Ursprunge aus **Bildern der Objecte** niemals ganz dasselbe sein, wie die **Vorstellung**, welche sich aus eigener Thätigkeit erzeugt. Gleichwohl können beide in einem Gedankengange dieselben Dienste thun. So vermögen wir, z. B. beim Verfolgen einer Erzählung, die Bilder ruhig und objectiv uns zu entwickeln; wir pflegen aber bei größerer Lebhaftigkeit uns in die handelnde Person hinein zu versetzen, und dann kann jeder an sich selbst beobachten, daß die Vorstellung eines Schlags oft mit einem zuckenden Gefühl im Arme, die Vorstellung eines Sprungs mit einer Neigung zu springen verbunden ist. Beim Menschen kommt als wichtigster Heerd der Vorstellungen noch die Sprache hinzu und hier vollends kann man kaum zweifeln, daß die Vorstellung des Wortes ihren Sitz da hat, wo dasselbe erzeugt wird.“

Mit anderen Worten: Nur für wollende Wesen ist die Reproduction einer Vorstellung möglich, das **Wollen** äußert sich als Thätigkeit, diese Thätigkeit wird aber erst phänomenal, tritt in die Erscheinung durch ihre **Wirkung**

*) 3. Auflage, II, Seite 368.

und an diese letztere heftet sich naturgemäß die ganze Aufmerksamkeit, sie tritt mit überwiegender Gewalt in das Gebiet der Vorstellung ein, ist von derselben unzertrennlich und bildete namentlich bei den ältesten Sprachlauten den wesentlichsten Theil des geistigen Inhalts der Worte. Es gibt und es gab nie ein Wort noch einen Gedanken ohne Verschmelzung zweier Factoren, des subjectiven, welcher in der menschlichen Thätigkeit oder Willensäußerung liegt und des objectiven, welcher durch das Hinaustreten dieser Thätigkeit in die Welt der Erscheinung gegeben ist.

Mit unserer Theorie, deren Richtigkeit durch philosophische Betrachtung unzweifelhaft erwiesen ist, ist zugleich für die historische Sprachforschung ein heuristisches Princip von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit gefunden, das als sicherer Wegweiser und Compaß sich gerade in den dunkelsten Tiefen des Sprachlebens bewähren wird, wo uns die Ueberlieferung vollständig im Stiche läßt, wo vielmehr nur durch Combination und Divination alte Formen, Anschauungsweisen und Denkkeime erschlossen werden müssen, wie sie in den Geistern vor undenklicher Zeit schon entschlafener Geschlechter als erste Regungen der nachmals so herrlich entfalteten Vernunft gewaltet haben.

Der Leser, welcher meinen Deductionen bis hierher mit Geduld gefolgt ist, möge nun zum Schlusse nochmals an einer Reihe von Beispielen das Irrthümliche früherer Ansichten durch eigenes Nachdenken sich zum Bewußtsein bringen, und so die zwingende Consequenz, welche zu der von mir aufgestellten Theorie führt, in seiner eigenen Denkthätigkeit empfinden. Die Schallnachahmungs-, Reflexlaute-, Interjectional- und Vernunft-Conceptionen-

Theorieen lasse ich dabei, als endgültig beseitigt, ganz aus dem Spiele.

1. „Die Sprache ging von der Bezeichnung der Individuen (Ruflaute) aus; die mit dem Sprachlaute verbundenen ältesten Vorstellungen waren die von Individuen." — Unmöglich! Die Individuen sind nur einmal da, sind vergänglich, das Individuelle ist jederzeit unaussprechlich, in den Individuen ist nichts gegeben, was auch nur entfernt eine Vernunft-Entwicklung ermöglichen könnte. Die Sprache haßt und vermeidet überall das Individuelle, heftet sich vielmehr und zwar ausschließlich an das Allgemeine, das Gemeinsame und darum Gemeinverständliche.

2. „Die Sprache ging von der Bezeichnung der äußeren Dinge, der Objecte aus." — Unmöglich! Denn die Dinge sind nur so für uns wirklich, wie sie in unserem Geiste, unserem Bewußtsein gestaltet gedacht und mit ihren Eigenschaften in unserer Erinnerung erneuerbar sind. Das wurde aber erst durch die Sprache, durch das mit den Dingen verwachsende Wort möglich. Für die sprachlosen Thiere gibt es darum keine Dinge, außer etwa ihre Speise, ihre Gegner und ihre Constructionen, also Höhlen und Nester. Die Welt der Dinge entstand für den Menschen erst durch die Sprache; diese kann also unmöglich aus jener hervorgegangen sein. In der That ein toller Gedanke, etwas durch einen Laut zu bezeichnen, was noch gar nicht *gedacht* war, also Baum, Höhle, Fluß!

Was die Dinge zu Dingen macht, das ist zweierlei: erstens, daß sie Wirkung ausüben, also ihre Eigenschaften; zweitens, daß sie von uns, von unserem Willen, unserer Thätigkeit Wirkung erleiden.

3. Sollte also nicht vielleicht das menschliche Erleiden, welches ja in der Sinneswahrnehmung eine so große Rolle spielt, darauf geführt haben, die von den Dingen ausstrahlenden Wirkungen zuerst durch Sprachlaute zu bezeichnen? Damit befänden wir uns ja schon in Einklang mit den Ergebnissen der historischen Sprachwissenschaft, welche die Bedeutungen des wahren Zellenkerns aller Sprachen, der Wurzeln, als Thätigkeiten, also Verbalstämme ermittelt hat?

Sollte nicht die Verständigung über die äußere, objective Welt damit begonnen haben, daß man Laute ausstieß, die etwa den Sinn hatten: Es fließt! Es leuchtet! Es brennt!

Unmöglich! Wie kann man Dinge bezeichnen, sich über die Dinge verständigen durch Eigenschaften, welche nur den Dingen zukommen? Das hieße ja wieder für etwas durchaus Unbekanntes und Unverständliches ein Zeichen erschaffen! Leuchten und Brennen soll in das menschliche Bewußtsein einziehen, soll ausgesprochen werden, von den Dingen ausgesagt werden als eine mystische Eigenschaft, unter deren Zauber der Mensch sich befindet; das ist geradezu undenkbar. Nein, das Erleiden, ob es auch die höchsten Sinne, also das Auge oder Ohr betreffe, ist und bleibt unaussprechlich; auf ganz anderen Wegen muß das Verständniß, das Denken zu diesen Begriffen gelangen.

4. Es bleibt uns also nur als letzter Inhalt der ursprünglichen Sprachwurzeln die eigene Thätigkeit, eigene menschliche Wirksamkeit, und damit haben wir den festen Boden gewonnen, welcher, inmitten der allgemeinen Sturmflut wechselnder, verrinnender, in einander übergehender Erscheinungen, als ein unverlierbarer, mit dem Menschen und seinem wahrsten Wesen innigst verbundener Machtbezirk das gegen-

seitige Verständniß sowohl, als auch das allmähliche Verständlichwerden der Außenwelt möglich gemacht hat. Hier ist der Fels, den die Wogen der von allen Seiten herandringenden Erscheinungen niemals zu erschüttern vermögen, von welchem aus, wenn wir durch irgend einen Zauber in ein neues, uns unbekanntes Reich ganz heterogener Lebensbedingungen versetzt würden, wir auch diese Welt langsam aber in unaufhaltsamem Voranbringen erobern, uns assimiliren und vergeistigen würden.

Die eigene Thätigkeit ist wohl das Verständlichste, was es gibt; leicht und natürlich erscheint es, dieselbe auch auf andere, gleichartige Wesen zu übertragen. Und dennoch muß bis zu jenem entscheidenden Punkte, wo ein anderes Wesen als selbstthätig aufgefaßt und durch die ihm zukommende, an ihm bemerkte Thätigkeit bezeichnet wurde, noch ein ungeheuerer Zeitraum der erst erstarkenden Vernunft angenommen werden, während welcher die typischen Begriffs- und Anschauungsformen ursprünglichster eigener Thätigkeit sich mit dem geringen Vorrath von Lauten gatteten, in deren Besitz wir unsere Stammeltern denken können. Ganz unverständlich und unbegreiflich ist es, daß die äußerlich erscheinende Thätigkeit eines individuellen, wenn auch gleichartigen Wesens sympathisch den Sprachlaut erweckt hätte, Sprachobject geworden wäre. Dieser Gedanke scheitert an derselben Unmöglichkeit, wie die Hypothese 3. Der zappelnde, sich wälzende, grinsende Mensch kann nun und nimmermehr Gedankeninhalt, nun und nimmermehr Ausgangspunkt der Sprachentwickelung gewesen sein. Nur durch die gemeinsame, sympathische Thätigkeit wird der Sprachlaut verständlich, wie er durch sie ja auch, ehe er Sprachlaut d. h. bezeichnend, erinnernd wurde, schon hervorgerufen wurde.

Daraus folgt nun:

1. daß nicht die Beobachtung des fremden Angesichts etwas derartiges, wie ein erstes Sprachwerden, leisten konnte. Eine Symbolik, wie sie Geiger annimmt, nach welcher das Oeffnen und Schließen von Augen und Mund mit dabei ausgestoßenem dumpfem Laute allmählich den Begriff von Schließen, also auch der Hand u. s. w. verständlicht habe; oder wobei ein Laut, der das Zermalmen mit den Zähnen begleitet hätte, zur Bezeichnung des Zerreibens auch mit den Händen gedient hätte: eine solche Symbolik könnte vielleicht auch heute, bei dem so weit vorangeschrittenen Stande der Vernunft und Sprache, als eine allzukünstliche, kaum auf Verständniß rechnen — man denke sich doch nur solche Gebärden in der Absicht angewandt, um einen Anderen aufzufordern etwas zu verschließen oder zu zerreiben! — man wird auch hier auf das so oft sich einstellende „Unmöglich!“ gelangen.

2. daß wir nicht etwa, durch das häufige Vorhandensein, durch die Geläufigkeit gewisser Verbalbegriffe in unserer heutigen Sprache verführt, solche Thätigkeiten wie: essen, trinken, gehen, stehen, laufen, kommen, schlafen u. ä. als die natürlichsten, unmittelbar bei der Spracherzeugung sich einstellenden denken dürfen, daß wir vielmehr, von der unzweifelhaften Gewißheit, daß die Sprache aus der gemeinsamen Thätigkeit hervorgegangen ist, geleitet, überall da wo in einem Wurzelbegriffe mehrere Anschauungen zusammenfließen, stets derjenigen die Priorität zuerkennen müssen, bei welcher die Bedingungen, unter denen überhaupt menschliche Sprache entstehen konnte, am sichersten zutreffen. Diese Bedingungen aber, das oben erwähnte neue heuristische Princip für künftige

Sprachforschung sind: Gemeinsamkeit der Thätigkeit und zwar solcher Thätigkeiten, wie sie bei den noch kaum über die Thierstufe sich erhebenden Menschen, also in ihrem Urzustande als natürlich vorausgesetzt werden müssen: also ein Wühlen, Scharren und Aushöhlen, ein Zermahlen und Zerreiben der Erde, desgleichen ein Flechten und Binden, Alles zum Zwecke gemeinsam zu errichtender Wohnung, ferner ein Reißen, Abziehen von Fell und Rinde, also ein Schinden der Thiere und Schälen der Bäume oder Früchte u. A. Bei allem diesem muß auch die Phänomenalität d. h. das sichtbare Hervortreten der gewollten Wirkung wohl mit in Betracht gezogen werden; es darf niemals außer Acht gelassen werden, daß nur transitive Verbalbegriffe die Fähigkeit des Verstandenwerdens, also die Qualität der Mittheilbarkeit besitzen, eine Wahrheit, welche ja wie bereits erwähnt, durch unzählige Beispiele der alten und neuen Sprachen bekräftigt wird, in welchen stets das Stehen aus dem Stellen, das Sitzen aus dem Setzen, das memini aus dem moneo, eigene Bewegung aus dem activen Bewegen anderer Dinge hergeleitet wird.

Es werden also auf diesem Wege Grundanschauungen erforscht werden, von denen das ganze Sprachleben ausgegangen ist, und indem die Sprachforschung sorgfältig und vorsichtig die Begriffsübergänge ermitteln wird, durch welche das menschliche Denken von jenen Uranschauungen aus in allmählichem Vordringen zu specielleren Thätigkeiten, sowie zu den Dingen und ihren Eigenschaften gelangte, wird sich die dunkele Vergangenheit unseres Geschlechts allmählich aufhellen und wir werden der Sprachwissenschaft, die uns schon so viele unschätzbare Aufklärungen über die älteste Völkerge-

schichte gegeben hat, noch viel größere und ungleich wichtigere Enthüllungen über die urältesten Zustände und Thätigkeiten der Menschheit, eine linguistische Paläanthropologie zu verdanken haben.

Von welchen Anschauungen aus drang die Sprachbezeichnung, d. i. also, wie schon öfter bemerkt, das Gemeinverständniß zu den verschiedenen sich allmählich entwickelnden Begriffen und Dingen? Es können nur solche Anschauungen gewesen sein, die sich, auf Anlaß eigener menschlicher Thätigkeit, stets wiederholten und dadurch zum fixen Gehalt, zum eisernen Bestand des sprachlichen Vorstellungsvermögens wurden. Wie unnatürlich und unmöglich die frühere Ansicht, daß die Urmenschen das Wehen des Windes durch Weh, das Fließen des Wassers durch flu, das Säuseln der Blätter durch psi nachahmend ausgedrückt, brauche ich hier nicht nochmals zu sagen; dann wären die Urmenschen ein Kreis von Seladonsschäfern aus der arkadischen Zeit der Perückenpoesie gewesen und die Sprachentstehung hätte ihr wahres Vorbild etwa in dem Wettgesang von Floridan und Clajus:

Es strudeln und brudeln und wudeln
  Die Wälder zu Rande;
Es lispeln und wispeln und fischpeln
  Krystalline Brunnen;
Es witschern und zitschern und zwitschern
  Die hupfenden Büsche, u. s. w.

Nein, für den Urmenschen gab es kein Wehen, keinen Wind, kein Fließen und keinen Fluß, kein Säuseln und keine Büsche; alles das konnte erst viel später aus bereits gewonnenen und längst gefesteten Anschauungen in den Kreis des Sprachbewußtseins eindringen; und zwar so, daß z. B. das Fließen aus dem Gießen, das Gießen aber aus dem Schütten hervorging.

Es hat für uns durchaus nichts Verwunderliches, es steht vielmehr in vollstem, wahrhaft überraschendem Zusammenklange mit unserer Theorie, jenes Resultat der Geiger'schen Forschung (welches der treffliche Mann leider nicht zur Entdeckung der letzten Wahrheit zu verwerthen vermochte), daß ein Scharren, Wühlen und Kratzen das Letzte ist, was uns auf dem Wege der Zurückleitung der Begriffe auf immer einfachere und ältere endlich noch übrig bleibt. Denn nicht das wühlende und scharrende Thier, sondern der in gemeinsamer Thätigkeit Erdhöhlen grabende Mensch ist es gewesen, der diesen ältesten Sprachlaut, diesen ältesten Begriff veranlaßte und zugleich erschuf. Gerade an diesem Beispiele wollen wir also nochmals, das Phänomenale von der Thätigkeit sondernd, untersuchen, welche Anschauungen sich mit Nothwendigkeit einstellen und demnach bei dem Wachsthum menschlicher Thätigkeit, als Urbestand der menschlichen Vernunft entwickeln mußten.

Was beim gemeinsamen Graben einer Erdhöhle in die Erscheinung tritt, was also nachmals durch Sonderung d. h. Differenzirung des Lautes einer speciellen, durch die fortgesetzte, immer wiederkehrende Anschauung gefesteten Bezeichnung fähig wurde, das ist

1. die Grube selber. Diese Grube ist aber zugleich das Versteck, der Schlupfwinkel, und so erklärt es sich, daß Geiger zu der Sanskritwurzel, welche graben bedeutet und welche von dem griechischen γράφω, d. h. ritzen, nicht getrennt werden darf, eine Anzahl von Stämmen herangezogen hat, deren Grundbedeutung zugleich tauchen, untertauchen gewesen ist: also Tiefe, verborgenes Gemach, Haus, tief, verbergen, Versteck; auch garbha, gremium, Schooß u. ä.

Nichts ist leichter verständlich, als diese Begriffsentwickelung; denn was war das angestrengte Graben und Scharren anderes, als ein Untertauchen in die Tiefe?

2. ein *Aufschütten* von Erde oder Sand und ein dadurch entstehender *Haufe*. Diese Analogie ist gleichfalls in den indogermanischen Sprachwurzeln überall vertreten; dem ahd. hûfo entspricht poln. kupa Haufe und litth. kaupas Grabhügel von der bereits mehrfach erwähnten Wurzel ku. Die griechischen Wörter χύτρα Topf, χύτρινος Untiefe, χόανος Tiegel, χάος Kluft müssen wohl, wie Geiger richtig vermuthet, ebenso wie *Gosse* und *Gasse* (goth. gatvo vgl. holländ. gat Loch) auf die Uranschauung *graben*, *aushöhlen* zurückgeführt werden, sie sind aber nichtsbestoweniger oder vielmehr gerade deshalb mit χέFω nud *gießen* urverwandt.

3. durch die Thätigkeit des Grabens und Scharrens zerbröckelte, mürbe gewordene, zermalmte oder zerriebene Erde. Daher also die merkwürdige Thatsache, daß die Erde, der Grund in so vielen indogermanischen Sprachen als etwas Zerriebenes, Zerbröckeltes aufgefaßt wird. So kann also, wenn wir die Worte *mürb*, *morsch* und *mar*, sowie das landschaftliche *müll* (weich, zerrieben) vergleichen mit goth. malma Sand, mulda Staub, ahd. molta Staub, Erde, Erdboden und dem nhd. *Mull*, lockere Erde, Schutt und *Mulm*, lockere, weiche Erde, der Gedanke kaum abgewiesen werden, daß auch die Wurzeln mal und mar, welche zerreiben, zerbröckeln bedeuten, gleichfalls aus der Grundanschauung der durch gemeinsame Arbeit zerriebenen, aufgescharrten, zerbröckelten Erde hervorgegangen sein müssen.

Die Verwandtschaft von *schütten* und *schützen* liegt sehr nahe; sie ist auch schon in der Verbindung der Begriffe

Untertauchen und Verstecken mit Graben und Höhlen gegeben; so ist es denn sehr leicht erklärlich, daß in die Wurzeln ku und sku zugleich die Anschauung des Deckens, Bedeckens eingedrungen ist, wie sie in dem deutschen Haut (ahd. hût), latein. cutis, griech. κύτος Höhle und Haut und σκῦτος, sowie latein. scutum Schild deutlich hervortritt. So bedeutet denn auch das griech. κεύθω verbergen, κεύθος die verborgene Tiefe, latein. custos der Wächter, mit welchen sanskr. gudh verberge, verhülle, guhâ Versteck, Höhle, guhâ geheim zusammenzustellen ist. Genau so verhalten sich deutsch hohl und Höhle (gleichfalls von √ ku) zu Hehlen, Hehler (auch im Sanskr. ist kûhas der Betrüger, latein. celo und occulo), hüllen, Hülle, Hülse, und dem lateinischen custos entspricht der deutsche Held, der Schützende, Bergende, eine Bedeutung die auch dem Helm zu Grunde liegt; gerade wie casa, Haus, cassis Helm und castrum Lager eine √ kad, skad voraussetzen, die als eine Weiterbildung von ku, sku anzusehen ist, und aus welcher auch goth. skadus Schatte (σκία), das demnach mit Schutz verwandt (vgl. sub tegmine fagi), entsprossen ist. Auch das deutsche Hut, hüten (Hütte!) muß nothwendig sowohl mit lat. custos als caveo, cautus verglichen werden und weist uns auf einen Ursprung aus der gleichen Grundanschauung. Aus dem Begriffe der Deckung, der Bergung konnte recht wohl auch der Begriff der Vorsicht sich entwickeln, und so hindert uns nichts, die indogermanische Wurzel skav, die uns — bezeichnend genug! — im Gothischen zuerst in us-skav-jan vorsichtig sein, begegnet und identisch ist mit ahd. skawôn, schauen, also auch das griech. σκο in θυοσκόος Opferschauer

zu unserer Gruppe zu rechnen. So wären wir denn von der Grundanschauung des Aushöhlens zu der Vorstellung und Bezeichnung einer einfachen Sinneswahrnehmung gelangt; dieselbe Wurzel (schauen) liegt also auch der höchsten Abstraction in dem lateinischen scire, scientia zu Grunde! Solche Betrachtungen dienen dazu, auch Aufklärung zu gewähren über den Zusammenhang des lateinischen specio in conspicio, specula, specto, dem griech. σκέπτομαι, spähe, σκοπός Späher, ahd. spâhi klug, vorsichtig — und lat. specus, griech. σπέος die Höhle.

Von großer Wichtigkeit ist aber außerdem noch, daß die mit den Händen aufgewühlte und aufgeworfene Erde zugleich zu dem Begriffe des Schmierens geführt hat, woher ja bekanntlich sowohl der Schmutz, als zahlreiche Farbwörter ihren Ursprung geleitet haben; denn Färben nnd Farbiges konnte in das Sprachbewußtsein nur als Aufschmieren von Farbe (Schminke!) eindringen. Man vergleiche hier color mit squalor und die sehr bedeutsamen Verwandtschaften von schmeißen, welches im angels. smîtan, ahd. smîzan, goth. smeitan zwischen den Bedeutungen schmieren und werfen schwankt und be-schmeißen d. h. beschmutzen. Wie sich auch Begriffe wie schmelzen (weich machen), beschmitzen (beschmieren und mit Ruthen streichen), schmeicheln (glatt streichen) u. ä. aus solchen Anschauungen entwickeln konnten, wird bei einigem Nachdenken leicht begreiflich sein.

In allen diesen sich so wunderbar verzweigenden Begriffsmodificationen ist der subjective und objective Gehalt d. h. die eigene, menschliche Thätigkeit und die in die Erscheinung tretende, phänomenale und darum gemeinsam angeschaute

Wirkung derselben unverkennbar; und nur so verliert das Sprachwerden sein Unbegreifliches, wird es zu einem natürlichen und darum für uns verständlichen Entwickelungsproceß.

Nun noch ein Beispiel. Wie gelangte die Sprache zu dem scheinbar so einfachen Begriffe des Füllens; von welcher gemeinsamen Anschauung aus konnte derselbe in das Sprachbewußtsein eindringen?

Wir haben in den indogermanischen Sprachen zwei Wurzeln, offenbar ganz verschiedenen Ursprungs. Die eine pla im Griechischen πίμπλημι, fülle, πλήθω bin voll, πλῆθος Menge, πλοῦτος Reichthum u. v. a.; im Lateinischen im-ple-o, plenus, plebes u. s. w.; gothisch fulls, ahd. fol voll, folc Volk; litth. pìlnas, voll, pùlkas Haufe, Menge verweist uns auf die Sanskritwurzel par oder pal, welche neben füllen auch die Bedeutung schütten, beschütten (und schenken!) hat und da sie uns in den Sanskritwörtern pali Burg, pura und purî fester Platz, feste Stadt, sowie im Griechischen πόλις Feste begegnet, unzweifelhaft gleichfalls auch jene älteste Thätigkeit des Grabens und Erdaufschüttens zurückleitet. Diese Ansicht wird befestigt durch die zahlreichen Wörter, in welchen diese Wurzel das Schöpfen und Schütten bezeichnet z. B. kslaw. polu Schöpfgefäß, litth. pilta Schaufel, lateinisch sim-pul-um der Schöpflöffel u. A. — Das Füllen ging also einerseits von der Anschauung des Ausschüttens, Gießens aus, man gelangte zur Fülle, wie man etwa durch das gleichbedeutende Schenken (eingießen) ebenfalls zu Reichthum gelangen kann. Möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich ist es, daß die Begriffe des Fließens, also fluo, fleo, pluit nebst πλέω schwimmen, πλύνω wasche und ihre ganze weitverbreitete Sippschaft von derselben Wurzel und

Grundanschauung abstammen. Wie natürlich übrigens die Anschauungen des Grabens und des dabei stattfindenden Aufschüttens, Aufhäufens von Schutt oder Erde ebenmäßig zu dem Begriffe des Haufens, des Hügels oder Hübels, wie zu dem des Ausfüllens gelangen können, beweist z. B. auch das französische combler (cumulare von cumulus Haufe), das ja bekanntlich die beiden Bedeutungen vereinigt und am häufigsten in der Verbindung: combler un vide, un boisseau, un fossé u. s. w. vorkommt.

Eine andere Anschauung, von welcher die Sprache zu der Bezeichnung des Anfüllens vordringen konnte, ist die des Verdichtens, und gerade hier haben wir eine schöne Aufklärung in dem griechischen Worte στέφω, welches bekränzen d. h. ursprünglich flechten bedeutet, aber bei Homer (Odyssee, α, 470) in ἐπεστέφαντο ποτοῖο auch bedeutet die Becher mit Wein anfüllen. Das Flechten ist ja ursprünglich ein Verdichten von Zweigen und zahlreiche, verwandte Wörter weisen uns auf diese Grundanschauung hin, so das lateinische stipare, dicht umdrängen, das griechische στῖφος Haufe, Schaar und στιφρός dicht; στεφάνη Zinne, Rand deutet mit dem lateinischen stipulus, das Curtius aus stipulari erschließt, auf eine schützende, dichte Umzäunung, eine Fence. Eine Weiterbildung dieser Wurzel findet sich in στεμφ sanskrit stambh, pressen, fest machen, wozu ahd. stamphôn, stampfen gehört. Hieraus haben sich nun sowohl Begriffe wie Stützen, Stemmen und Hemmen, wie auch Starren und Staunen (obstupui und obstipui), letzterer aus der Unbeweglichkeit, Regungslosigkeit entwickelt. Für unseren Begriff des Füllens haben wir besonders Wörter wie στύπη Werg, lateinisch stupa, stipa (womit Lobeck auch στοιβή Stopfen, Füllung vergleicht) heranzuziehen,

Wirkung derselben unverkennbar; und nur so verliert das Sprachwerden sein Unbegreifliches, wird es zu einem natürlichen und darum für uns verständlichen Entwickelungsproceß.

Nun noch ein Beispiel. Wie gelangte die Sprache zu dem scheinbar so einfachen Begriffe des Füllens; von welcher gemeinsamen Anschauung aus konnte derselbe in das Sprachbewußtsein eindringen?

Wir haben in den indogermanischen Sprachen zwei Wurzeln, offenbar ganz verschiedenen Ursprungs. Die eine pla im Griechischen πίμπλημι, fülle, πλήθω bin voll, πλῆθος Menge, πλοῦτος Reichthum u. v. a.; im Lateinischen im-ple-o, plenus, plebes u. s. w.; gothisch fulls, ahd. fol voll, folc Volk; litth. pilnas, voll, pùlkas Haufe, Menge verweist uns auf die Sanskritwurzel par oder pal, welche neben füllen auch die Bedeutung schütten, beschütten (und schenken!) hat und da sie uns in den Sanskritwörtern pali Burg, pura und purî fester Platz, feste Stadt, sowie im Griechischen πόλις Feste begegnet, unzweifelhaft gleichfalls auch jene älteste Thätigkeit des Grabens und Erdaufschüttens zurückleitet. Diese Ansicht wird befestigt durch die zahlreichen Wörter, in welchen diese Wurzel das Schöpfen und Schütten bezeichnet z. B. kslaw. polu Schöpfgefäß, litth. pilta Schaufel, lateinisch sim-pul-um der Schöpflöffel u. A. — Das Füllen ging also einerseits von der Anschauung des Ausschüttens [illegible] Gießens aus, man gelangte zur [illegible] durch das gleichbedeutende Sch[illegible] zu Reichthum gelangen kann [illegible] scheinlich ist es, daß die [illegible] fleo, pluit nebst πλέω [illegible] ganze weitverbreitete [illegible]

welche im deutschen stopfen, Stoff wieder zum Vorschein kommen. Sind letztere wahrscheinlich auch Lehnwörter aus dem Lateinischen, so sind sie doch mit Wörtern wie steif, angs. stif, stampfen, stapfen, steppen, sowie stauen und staunen urverwandt.

Solche Begriffsverzweigungen und Uebergänge erlangen eine viel größere Verständlichkeit und überzeugende Kraft, wenn sie sich in derselben gesetzlichen Reihenfolge auch an anderen Wurzeln entwickelt nachweisen lassen. So können wir als Analogon zu dem letzten Beispiele auch das lateinische farcio stopfen, anführen, dessen Verwandtschaft mit griechisch φράγνυμι, φράσσω einschließen augenscheinlich ist und durch φράγμα Zaun gleichfalls auf die Anschauung eines dichten, festen Gehegs führt, eine Anschauung, aus welcher auch goth. bairga berge, ahd. Berg, goth. baúrgs Burg herzuleiten ist.

Aus dem Begriffe des Füllens entwickelte sich naturgemäß in allen diesen Gruppen die Bezeichnung für viel; also πολύς, πλείων, goth. filu, latein. plus. Man vergleiche damit das mhd. dick = dicht für häufig, oft, in welchem Sinne es noch heute in dem allemannischen Dialect vorkommt, sowie italien. spesso = spissus dicht, und man wird es natürlich finden, daß Curtius aus der Wurzel der Stämme φράσσω und farcio auch das latein. frequens herleitet.

Es bleibt mir nur noch Weniges zu sagen übrig.

Ich habe in der vorliegenden Schrift zum erstenmale eine allseitig befriedigende Lösung der Frage gegeben, wie wir uns das Eintreten jenes ewig staunenswerthen Moments zu denken haben, „wo in dem Bewußtsein einer Thiergattung unseres Planeten jene Gährung entstand, welche

Vernunftentwicklung, Sitte, Glauben, Kunst, Wissenschaft und, mit einem Worte, Menschenthum in ihrem Gefolge haben sollte."

Meine Lösung ruht auf dem festen Grunde der unzweifelhaftesten Resultate der modernen Sprachwissenschaft, nämlich 1) daß der letzte Kern, die Urbedeutung aller Wurzeln, aus denen sich die Sprachen entwickelt haben, eine menschliche Thätigkeit ist. 2) daß alle Worte ihrem wahrsten Inhalte nach an der Gesichtswahrnehmung, der Anschauung haften, daß demnach zur Gedankenbildung die Phänomenalität des Geschehens unumgänglich nothwendig ist. 3) daß niemals ein auftauchender Begriff (oder Vorstellung) gleichsam spontan einen Laut zu seiner Darstellung erweckt, sondern daß überall nur Begriff aus Begriff, Laut aus Laut sich entwickelt.

Was meine Theorie von allen früheren wesentlich unterscheidet, das ist in den kurzen Worten Gemeinsamkeit der Thätigkeit ausgesprochen, welche für den ihren wahren Sinn erfassenden Denker plötzliche Tageshelle über das vorher in undurchdringliches Dunkel gehüllte Geheimniß ausgießen werden. Es gab eine gemeinsame Thätigkeit vor der Sprache; sie erweckte die Sprache, ward durch diese verstärkt, erhöht, vervielfältigt, und seit jener Zeit bleiben beide in unlöslicher Wechselwirkung mit einander verbunden, also daß ihre Entwicklungen in innigem Zusammenhang sich gegenseitig durchdringend, unterstützend, eine aus der anderen hervorgehend gedacht werden müssen.

Es gab eine Zeit, wo Garten, Hof, Haus, Wohnung, Tempel, Acker, Dorf und Stadt in einem einzigen Begriffe zusammenflossen, durch ein einziges Wort bezeichnet wurden,

welches für uns heute die Bedeutung Zaun, Umhegung haben würde. „Welch eine über die Worte hingegangene Umgestaltung menschlicher Verhältnisse verräth sich nicht in diesem einen Begriffe! Denn nicht bloß die Worte, nicht die Begriffe Zaun und Stadt waren es, die sich aus Einem Keime so sehr geschieden haben, sondern die Sachen. Und so sehen wir auf allen Gebieten, wo immer die Menschheit, die ihr innewohnenden Keime entfaltend, in der Ausbildung ihrer Thätigkeit zur Bewältigung der Naturstoffe und Erringung günstigerer Lebensbedingungen vorwärts schreitet, die Sprache, mit diesem mächtigen Strome fortgetrieben, ihre Gestalt auf eine der veränderten Umgebung analoge Weise nothwendig mit verändern. In Folge davon weist sie auch in Betreff der äußeren Lage unserer Gattung auf längst verschwundene Urzustände zurück. Sie bietet außerdem gerade unter solchen Verwandlungen an sich selbst den Eindruck des Gesetzmäßigen; indessen sind die Gesetze, welche hier in ihr wirksam werden, weniger ihre eigenen, als die der Culturentwicklung, welcher sie zu folgen gezwungen ist." *)

An die menschliche Thätigkeit, aus welcher sie hervorgegangen, ist die Sprache bis auf den heutigen Tag unlöslich gebunden. Wo immer Männer sich versammeln, da fühlen sie das Bedürfniß, daß Einer unter ihnen aufstehe und ihrem gemeinsamen Wollen oder auch gemeinsamen Berathen, dessen ganzer Werth ja aber nur in seiner Beziehung zur darauffolgenden gemeinsamen That beruht, durch Wort und Rede einen gemeinsamen Ausdruck verleihe. Alles Reden, auch das scheinbar zweckloseste Plaudern, die

*) Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft II, S. 157.

selbstgenügsame causerie befaßt und betrifft niemals etwas Anderes als die gegenseitigen, die gemeinsamen Interessen, die unzähligen Fäden der Thätigkeit, welche, indem sie von Individuum zu Individuum hin- und hergesponnen werden, zugleich die Einschlagfäden des großen, allgemeinen Gewebes sind, an welchem seit Jahrtausenden die Menschheit arbeitet, und das, von Geschlecht zu Geschlecht sich übertragend, zugleich die menschliche Herrschaft und Machtvollkommenheit sowie den Adel und die Hoheit des Vernunftdenkens in sich birgt. Was erlauchte Geister, was ein Platon, ein Spinoza, ein Kepler, ein Kant auf dem Gebiete des scheinbar rein theoretischen Denkens geleistet und ans Licht gefördert, gerade das ist mehr als jedes andere Denken und Reden praktisch einflußreich, indem ja eine Umgestaltung der Gedankenkreise großer Culturvölker und künftiger Generationen, wenn auch geräuschlos und in der Stille sich vollziehend, endlich doch von unermeßlicher Wirkung auf jede Lebensäußerung und alle Beziehungen der Menschen unter sich und zu den großen, allgemeinen Kräften der Schöpfung sein muß.

Nur da, wo die Sprache dieses ihr eigenstes Gebiet, den festen und fruchttragenden Boden der menschlichen Thätigkeit verläßt, wo sie in akademische Schönrednerei, in sophistische Scheinkünste und Spiegelfechtereien, in byzantinisches Phrasenthum und leeres Wortgeklingel, in scholastische Wortweisheit und endloses Wiederkäuen pedantischer inhaltleerer Gelehrsamkeit ausartet, nur da lastet ihr Fluch auf dem Mißbrauch, der mit ihr getrieben wird, und so breit und anmaßlich auch in der Gegenwart oft solches Treiben die Ohren einer stumpfsinnigen Menge, eines gedankenlosen Haufens erfüllen mag, so unausbleiblich gewiß vollzieht sich